

Björn Harmening
Die Tharon Saga, Teil 8
Durch die Wälder von Thune



Björn Harmening
Die Tharon Saga, Teil 8
Durch die Wälder von Thune
© 2019 Ascia in Silva Books - Björn Harmening
Klunkau 22, 38226 Salzgitter
Alle Rechte beim Autor
Printed by Amazon

Björn Harmening

Die Tharon Saga

Teil 8

Durch die Wälder von Thune

Untergang und Hoffnung

Dort wo der Fluß Akir sich mit dem aus dem Nordosten kommenden Ihreas zu einem breiten Strom vereinigte, war die Fließgeschwindigkeit des Wassers sehr schnell und auch unruhig. Das kleine Boot mit den drei Insassen schoss förmlich über die Wellen. Vilian saß am Heck und versuchte sein Ruder gegen die unbändige Kraft des Flusses zu behaupten und das Gefährt möglichst in der noch relativ ruhigen Mitte zu halten, während Chorenia und Torok rechts und links paddelten oder je nach Situation bremsen.

Die drei Gefährten waren nunmehr seit drei Tagen auf dem Fluss und inzwischen sehr gut eingespielt. Sie fuhren den ganzen Tag, machten nur kurze Zeit Rast, um die unterwegs gefangenen Fische zu verzehren und richteten am Abend ihr Lager immer an den bewaldeten Ufern ein, um notfalls sofort wieder ins Boot steigen zu können. Zu ihrem Glück hatten sie seit ihrer Flucht aus Skyopeña keinen ihrer möglichen Verfolger mehr gesehen – fast schien es so, als hätten die Feinde ihre Spur verloren. Doch wirklich sicher konnten sie natürlich nicht sein, denn Torok war zu erfahren um zu glauben, dass der Feind die Verfolgung des kaiserlichen Sohnes bereits aufgegeben hätte. Sie mussten also ständig auf der Hut sein.

Als sie am Abend des dritten Tages nach einer anstrengenden Fahrt endlich am Ufer des nun bereits zum Ihreas gewordenen Flusses hielten, war aus den bewaldeten Hängen Nordskaliziens inzwischen eine felsige Landschaft mit sandfarbenem Gestein geworden, durch die sich der Fluss ein tiefes Bett gegraben hatte. An manchen Stellen stiegen die Felsplateaus stufenförmig vom Ufer aus nach oben an und sahen dabei

aus, als hätten Riesen hier eine Treppe in den Himmel erbaut.

An ebenso einer Stelle schlugen die drei Gefährten ihr Nachtlager auf, wobei sie diesmal nicht die direkte Ufernähe suchten, sondern eine der höhergelegenen Stufen aufsuchten, von der aus sie die Umgebung hervorragend im Auge behalten konnten. Chorenia und Vilian suchten trockene Äste zwischen den karg bewachsenen Felsen, während Torok die unterwegs gefangenen Fische ausnahm und vorbereitete. Der Boa kannte mehrere sehr schmackhafte Varianten des Würzens von Fischen, wie seine beiden Begleiter inzwischen mehrmals festgestellt hatten.

Mit Beginn der Dämmerung entfachten sie ein kleines und durch einen hohen Ring aus Steinen abgeschirmtes Feuer, das sie nach der Beendigung der Mahlzeit sofort wieder löschten, um sich nicht durch den Schein selbst zu verraten. Wie immer teilten sie sich ihre Wachen auf, wobei Chorenia diesmal die erste erhielt und danach von Torok abgelöst wurde.

Spät in der Nacht, noch bevor der junge Mann mit seiner Wache dran war, schreckte Vilian aus dem Schlaf hoch und sah, wie Torok dicht am Ende der Felsenstufe auf dem Bauch lag und offenbar auf etwas hinablickte. Als der Boa bemerkte, dass Vilian wach war, gab er ihm durch Handzeichen zu verstehen, dass er sich vollkommen ruhig verhalten solle. Äußerst vorsichtig und langsam kroch der junge Mann nun ebenfalls an den Rand der Stufe und blieb dicht neben dem Boa liegen.

„Sieh, dort“, flüsterte Torok ihm ins Ohr und deutete auf das Ufer. Zu Vilians Entsetzen krochen dort drei Gestalten aus dem Wasser und machten sich dann an

den Aufstieg zu den Steinstufen. Das helle Mondlicht ließ diese unheimlichen Gestalten noch bleicher aussehen, als sie es ohnehin schon waren. Die grauen, verschlissenen Kleider umhüllten die von Fäulnis gezeichneten Körper, die sich aber dennoch gewandt und schnell fortbewegten. Schon begannen sie damit, die Felswand hinaufzukriechen. Es waren eindeutig drei weitere Leichname, die den Gefährten offensichtlich die gesamte Zeit durch das Wasser gefolgt waren. Vilian konnte es kaum fassen – vor diesen Wesen gab es scheinbar keinen sicheren Ort.

Torok und der junge Mann machten sich für den Kampf bereit und zogen leise ihre Schwerter in der Hoffnung, die Gegner überraschen und möglichst schnell besiegen zu können. Plötzlich geschah jedoch etwas vollkommen Unerwartetes. Ein helles Sirren war zu hören und im nächsten Moment wurde jeder der drei Untoten jeweils von einem Pfeil getroffen, so dass sie die Felswand hinabrutschten. Allerdings ließen sie sich dadurch nicht lange aufhalten und kletterten bald wieder hinauf. Erneut flogen Pfeile aus der Dunkelheit heran, die scheinbar irgendwo vom Ufer des Flusses aus abgeschossen wurden. Auch diese Pfeile trafen wieder und die Leichname rutschten ein weiteres Mal hinab.

„Alven“, sagte Torok erstaunt, als er die roten Schäfte und die weißen Federn der Pfeile erkannte. Erneut erhoben sich die Untoten ohne weiter auf ihre Verletzungen zu achten, nur um kurz darauf noch mehrmals getroffen zu werden. Nun steckten in jedem der Wesen fünf Pfeile, die sie zwar nicht aufhielten aber zumindest behinderten. „Haltet ein“, rief der Boa den noch immer unsichtbaren Helfern zu und sprang dann

gemeinsam mit Vilian hinab, um die drei Angreifer zu stellen. Die durch die Pfeile in ihrer Beweglichkeit eingeschränkten Wesen waren nicht mehr so schnell wie zuvor. Mit ihren Schwertern hieben Torok und Vilian blitzschnell zwei der Leichname die Köpfe ab und die Torsi fielen wie Säcke um.

Der dritte Leichnam ging jedoch zum Angriff über und wollte Vilian packen. Der junge Mann wich allerdings geschickt aus, schwang sein Schwert, dessen Klinge nun hell leuchtete, und spaltete dem unheimlichen Gegner mit einem kraftvollen Hieb den Schädel bis zu den Schultern. Auch dieser Körper fiel zu Boden und regte sich nicht mehr. Das helle Leuchten Achtelons erlosch wieder, dafür umgab die vier Alvenkrieger ein heller Schein, die auf die beiden Gefährten zukamen und sie begrüßten.

„Ist dies die leuchtende Klinge des Schwertes Achtelon?“, fragte einer der Alven, als sie bei Torok und Vilian angekommen waren.

„Wenn ihr uns zunächst sagt, wer ihr seid, erhaltet ihr eine Antwort“, erwiderte Torok.

„Oh, natürlich, mein dunkelhäutiger Bruder. Eure Vorsicht ist gerechtfertigt, denn ihr befindet euch in großer Gefahr“, nickte der Alvenkrieger. „Mein Name ist Bogolohn vom Stamm der Cam legary Nias. Liana, die Tochter Aldanons ist unsere Fürstin und hat uns ausgesandt, nach euch zu suchen – wenn dies wie gesagt Achtelon ist.“

„Es ist das Schwert“, antwortete Vilian und trat einen Schritt nach vorn.

„So bist du Vilian Tauris“, bemerkte der Alve lächelnd. „Ja, du bist es und du bedürftest nicht des

Schwertes, dass ich dies erkenne. Die Ähnlichkeit mit deinem Ahnen Yard ist nicht zu leugnen.“

„Weshalb sucht ihr uns?“, wollte Torok nun wissen. „Ihr seid in größter Gefahr, wie ihr gesehen habt. Der dunkle Schatten, der einst aus dem Geschlecht der Druiden des Nordens entstammte, droht sich wieder zu erheben, wie es scheint“, erklärte Bogolohn. „Tharon erkennt die drohende Gefahr offenbar noch nicht, deshalb haben Aldanon und seine Tochter sich dazu entschlossen, zu handeln und dich, Vilian, suchen zu lassen. Verrat scheint ebenfalls zu drohen, obwohl wir noch nicht sagen können, woher.“

„Die Finsternis hat sich in der Tat schon erhoben“, antwortete Torok und berichtete kurz, was er und seine beiden Gefährten bisher erlebt hatten. Die Alven hörten gebannt zu und Bogolohn nickte, als Torok seinen Bericht beendete. „Wir sind also keinen Moment zu früh hier erschienen und haben euch gefunden. Das Böse schickt seine Häscher nach euch aus, damit ihr die weiße Stadt nicht warnt. Es ist also höchste Zeit.“

„Wir sind auf dem Weg zurück nach Tharon, um dem Kaiser zu berichten, welche Gefahr droht“, antwortete der Boa.

„Wenn ihr es wünscht, könnt ihr auf dem Rücken unserer geflügelten Brüder mitkommen, dann seid ihr um ein Vielfaches schneller am Ziel“, bot der Alve an. Torok sah Vilian fragend an. Der junge Mann nickte und war mit dem Vorschlag einverstanden. Je eher er endlich wieder nachhause kam, desto lieber war es ihm – auch wenn sich nun einiges geändert hatte.

Inzwischen war auch Chorenia erwacht und hatte sich besorgt nach ihren beiden Gefährten umgesehen. Voller Verwunderung sah sie Torok und Vilian nun mit

einigen Alven beisammenstehen und so bedurfte es einiger Erklärungen, bis die junge Frau alles erfahren hatte, was geschehen war. Voller Abscheu blickte sie auf die enthaupteten Körper der drei Verfolger und verspürte dabei einen deutlichen Drang, so schnell wie möglich von hier fortzukommen. Auch Chorenia willigte in den Vorschlag der Alven ein, auf den Rücken der Cerah nach Tharon zu reisen. Sie packten ihre wenigen Sachen zusammen und kehrten dann zum Ufer zurück, an dem Bogolohn und seine Brüder zusammen mit den weißen Flugdrachen auf sie warteten.

Ein wenig mulmig wurde zumindest Chorenia und Vilian angesichts der großen Cerah und der Aussicht, auf deren Rücken durch die Luft zu fliegen schon. Doch die tiefblauen, melancholischen Augen der schönen Tiere, die sie anblickten, nahmen den beiden Menschen die Angst. Bogolohn bat die Cerah darum, diese zusätzliche Last zu tragen und die Tiere antworteten damit, dass sie ihre hellen Nüstern freundlich an Chorenia, Torok und Vilian rieben.

„Unsere geflügelten Brüder sind bereit, euch zu tragen“, bemerkte der Alve lächelnd.

„Dann wollen wir das als gutes Zeichen werten“, antwortete Vilian halb sarkastisch.

„Das ist es“, nickte der Alve und forderte die drei Gefährten dann auf, sich jeweils hinter einem seiner Brüder auf die langen Sättel zu setzen. Die Cerah duckten sich tief hinunter und erleichterten ihren neuen Reitern so den Aufstieg. Kurz darauf breiteten die eleganten Tiere ihre weißgefiederten Schwingen aus und hoben sich mit hellen Trompetenklängen in die Luft. Pfeilschnell schossen sie dahin und die drei neuen

Reiter waren froh, dass ihnen der Wind nicht direkt ins Gesicht wehte, sondern sie sich hinter ihre Vordermänner verbergen konnten.

Die kräftigen Flügel der Tiere hoben und senkten sich unermüdlich, dennoch war der Flug ruhig und ohne die geringsten Probleme für die Reisenden. Nach all den Anstrengungen genossen Chorenia, Torok und Vilian diese Form der Fortbewegung sehr bald und als es hell wurde, konnten sie von hier oben das ganze Land überblicken. Schon nach wenigen Stunden kamen sie ihrem Ziel mit dem südskalizischen Umland Tharons näher.

Doch die dunklen Wolken am Himmel und die vielen weithin sichtbaren Rauchsäulen, die überall aufstiegen, waren Vorboten des Unheils, das sie hier erwartete. Ungläubig starrten sie auf die Brandruinen der Tharon umgebenden Dörfer. Nicht eine Ortschaft schien mehr intakt zu sein und von den Bewohnern war niemand mehr zu sehen – außer die vielen Toten, die sie von hier oben erkennen konnten. Den größten Schock erlebten sie jedoch, als sie sich dem Ihreastal näherten und die einst weiße Stadt vollkommen in Trümmern liegen sahen. Chorenia und Vilian schrien ihr Entsetzen laut heraus, während Torok und die Alven nur stumm und ungläubig auf diese totale Zerstörung blickten.

„Wir sind trotz aller Eile doch zu spät gekommen“, bemerkte der Boa niedergeschlagen. „Doch bei allen Göttern, welche Waffen können so etwas anrichten?“, fragte er und schüttelte seinen Kopf.

„Die Zerstörungen müssen im Inneren der Stadt geschehen sein, viele der Mauern sind nach außen gedrückt worden“, stellte Bogolohn, der auf dem Cerah

vor Torok saß, nüchtern fest. „Demnach müssen die Feinde auf irgendeine Weise zunächst ohne bemerkt zu werden, in die Stadt eingedrungen sein“, ergänzte er.

Torok dachte über die Worte des Alven nach und fand die Antwort auf diese Frage. „Die Gefahr kommt aus dem Wasser“, sagte er mit belegter Stimme.

„Was meinst du, Bruder?“, wollte Bogolohn wissen. Der Boa erinnerte an seine Beobachtungen mit den eigenartigen Tauchschiffen, die er im Siebental entdeckt hatte. „Die Armee des Feindes ist von dort aus aufgebrochen und über den Fluss in den Ihreas vorgedrungen, bis sie nach Tharon kamen. Das alles haben sie machen können, ohne gesehen zu werden. Die Gefahr kommt aus dem Wasser, das haben die Golianten von Trahk vorhergesehen – nun erst verstehe ich diese Worte richtig.“

Die Cerah landeten oberhalb der sogenannten Straße der Kaiser und die noch immer fassungslosen Beobachter sahen auf die zerstörte Stadt, in der nicht ein Haus, nicht ein Gebäude mehr intakt zu sein schien. Torok stand neben Vilian am Rand der Straße und sah das erste Mal, seitdem er ihn kannte, Tränen in den Augen des jungen Mannes. Der Blick Vilians wanderte über die Ruinen des Palastes, der von hier oben trotz der Zerstörungen noch gut zu erkennen war. „Was ist mit Vater?“, fragte er leise.

„Das werden wir erst erfahren, wenn wir jemanden finden, der überlebt hat“, antwortete Torok. Dann erzählte er Vilian von seinen Vermutungen über die Feinde und ihre Taktik, mit der sie in Tharon eingedrungen sein konnten. „Das Wasser ist ihr Element,

niemand hat sie bemerkt, bis es zu spät war“, sagte er zum Abschluss.

„Aber wo sind sie jetzt hin?“, fragte der junge Mann mit Zweifel in der Stimme. „Und wo sind die Überlebenden?“

„Vielleicht gibt es keine“, antwortete der Boa düster.

„Der Hass dieses Wesens, das seine Armee ausgesandt hat ist so groß, dass man ihn nicht in Worte fassen kann. Ich habe ihn gespürt – und es hat mich gelähmt.“

„Was sollen wir nun tun?“, fragte Vilian verzweifelt.

„Was soll ich nun tun?“, ergänzte er leise. Doch sein Blick wurde dabei entschlossener, als es seine Frage vermuten ließ. Ein Gedanke begann in ihm zu reifen.

„Du musst das entscheiden, Vilian“, bemerkte der Boa eindringlich, denn es blieb ihm nicht verborgen, über was sein früherer Schützling gerade nachdachte. Vilian war durch die Abenteuer, die sie gemeinsam überstanden hatten gereift, das war unübersehbar. Der junge Mann sah Chorenia an, die ebenfalls direkt neben ihm stand und genauso um die zerstörte Stadt und all ihre Bewohner trauerte. Hass und Wut wollten für einen Augenblick die Macht in seinem Inneren übernehmen und seine Gedanken leiten, doch er kämpfte dagegen an.

Er war nicht mehr derselbe unbedachte und ungestüme Junge, der voller Trotz vor der Verantwortung fortlief. Wenn Vater – und diesen Gedanken wollte er am liebsten gar nicht zu Ende denken – doch wenn Vater nicht mehr am Leben war, dann lag diese Verantwortung für Tharon und die Menschen nun bei ihm selbst. Und die konnte er nicht unter dem Einfluss von Hass übernehmen, sondern nur mit Bedachtsamkeit.

„Wir suchen nach Überlebenden“, sagte er mit fester

Stimme. „Es muss Menschen geben, die dieses Unheil überstanden haben und die der Hilfe bedürfen. Außerdem müssen wir die anderen Völker warnen. Ich brauche Rat und den werde ich mir bei allen holen, die bereit sind, ihn mir zu geben ... und dann gemeinsam mit uns zu kämpfen.“

Torok nickte anerkennend, schwieg aber ansonsten. Die Alven boten Vilian sofort die Hilfe ihres Volkes an und zogen sich dann zurück, um ihre Trauer in Form eines Liedes, das sie nun dichteten, Ausdruck zu geben. Für etwa eine halbe Stunde standen sie abseits beisammen, dann traten sie vor und ließen ihre schönen Stimmen in der Klage über die verlorene Stadt Tharon erklingen.

Sternenweiß und goldenes Haupt, der Glanz in der Sonne weithin bekannt. Wo ist dein Leuchten, dein Leben, dein Trost? Vom Feuer des Krieges verbrannt.

Heimat der Völker, Zentrum des Bundes, hast für viele Völker den Frieden gebracht. Die Wächterin der Gerechtigkeit, gefallen in der ungleichen Schlacht.

Ihreas Edelstein, erbaut aus Geschichte, der Menschen größte Macht. Wo ist dein Lachen, dein Stolz, dein Gesang? Ein uralter Feind hat den Tod gebracht.

Brandrauch, Ruinen, die Mauer zerstört, das alles nur in einer Nacht geschehen. Tharon, Tharon, oh weiße Stadt, doch wann wirst du wiedererstehen?

Dieses Lied sangen die Alven in einem sich mehrmals wiederholenden Kanon, dessen Traurigkeit aber auch Hoffnung in der letzten Strophe nur ungenügend in

der gemeinsamen Sprache wiedergegeben werden konnte. Die drei Gefährten lauschten voller Ergriffenheit diesem Klang und schwiegen dann lange Zeit nach Beendigung des Liedes.

Diese Stimmung wurde von einem Alven unterbrochen, der auf seinem Cerah aufgebrochen war, um nach Überlebenden zu suchen und tatsächlich frohe Kunde und somit auch die Hoffnung mitbrachte. „Viele Menschen aus den Dörfern hier haben sich doch retten können“, berichtete er nach der Landung. „Sie haben sich in die Kavernen von Lyrias zurückgezogen, dorthin ist der Feind ihnen nicht gefolgt. Einige Soldaten aus der Stadt Nessias sind darunter, die sofort Boten nach Markestiana und anderen Ortschaften ausgesandt haben. Sie fragen nach dem Kaiser und was sie nun tun sollen“, fuhr der Alve fort.

„Dann sollten wir schnell zu ihnen stoßen und gemeinsam überlegen, wie wir weiter vorgehen. Auf jeden Fall ist es ein gutes Zeichen, dass der Feind nicht alle Menschen töten konnte. Noch ist Tharon nicht ganz verloren“, sagte Vilian bestimmend.

Seinem Vorschlag wurde sofort gefolgt und die Gruppe bot der zerstörten Stadt noch einen letzten Gruß, wonach sie sich wieder mit den weißen Drachen erhob, um die Kavernen von Lyrias aufzusuchen.

Dieser nordwestlich von Tharon liegende Ort war eine Ansammlung von unterirdischen Höhlen mit großen, aus dem Kalkstein herausgewaschenen Kammern, welche hohe und gewölbte Decken besaßen. Diese Kammern und Höhlen bildeten ein Labyrinth und dienten den Menschen, die in dieser Gegend lebten, schon seit Urzeiten als Schutz vor Gefahren. Es gab einen Eingang in das Höhlensystem, der sich nach Osten

hin öffnete und aus einem hohen, weißen Felsen gähnte, der wie ein Kegel aus dem Boden wuchs. Noch viel weiter westlich zur Küste hin gab es jedoch noch weitere Eingänge, die zumeist über brunnenähnliche und steil ansteigende Becken hinein oder hinausführten und nur mit langen Seilen erreichbar waren. Vor dem östlichen Eingang zu den Kavernen hatten tharonische Soldaten einen mehrere Mannslängen hohen Schutzwall aus angespitzten Baumstämmen errichtet.

Dahinter befand sich ein Zeltlager für etwa 500 Mann, das in der üblichen tharonischen Anordnung mit gerade ausgerichteten Reihen und einer Hauptgasse dazwischen aufgebaut worden war. Die anderen Menschen waren tief in die Kavernen hineingezogen und verbargen sich dort. Die vielen Verwundeten wurden von Heilkundigen versorgt und die Waisen fanden andere Familien, die sie aufnahmen.

Als die Cerah mit der Gemeinschaft aus Alven, Boa und Menschen in der Nähe des Schutzwalls landeten, öffnete sich umgehend das Tor des Walls und ein Trupp Soldaten unter der Leitung eines Generals kam heraus. Der Offizier war ungefähr 50 Jahre alt und besaß dunkles, krauses Haar und einen Vollbart. Seine Statur war kräftig aber etwas untersetzt. Seinen blauen Reitermantel hatte er zusammengefoldet über dem rechten Arm gelegt, der sich auf seine Hüfte stützte.

„Ich grüße euch, ihr Herren und auch Euch, wehrte Dame“, sagte er mit einem Kopfnicken und nannte seinen Namen Xoian. Dann betrachtete er die Gruppe und fragte, wen genau er vor sich hatte.

Die Alven stellten sich auf ihre Weise mit einer leichten Verbeugung nach der Nennung des jeweiligen

Namens vor und überließen dann den drei Gefährten das Wort.

Als Vilians Name fiel, horchte der tharonische Soldat natürlich auf. „Ihr habt tatsächlich überlebt, Herr“, bemerkte der General mit einer Mischung aus Verwunderung und Erleichterung. „Wir konnten es kaum glauben, als wir von Eurem Boten erfuhren, dass jemand aus der kaiserlichen Familie noch unter euch weilt.“

„Ich war nicht in Tharon, als der Angriff stattfand“, antwortete Vilian erklärend. „Aber könnt Ihr mir vielleicht erzählen, was mit meinem Vater geschehen ist?“, fragte er nach.

Der General senkte seinen Kopf. „Der Kaiser – Euer Vater – ist leider tot. Es tut mir leid, Euch keine bessere Nachricht geben zu können, Herr.“

„Weiß man ..., wie es ... geschehen ist?“, wollte Vilian wissen und kämpfte dabei gegen die Tränen an.

„Einer der Verteidiger der Stadt liegt bei den Verwundeten. Er war dabei, als man Euren Vater fand. Wenn Ihr es wünscht, Herr, können wir in die Kavernen hingehen und mit ihm sprechen“, schlug Xoian vor.

Vilian nickte und wollte schon losgehen, als der General ihn noch einmal anhielt. „Erwartet nicht zu viel, Herr“, sagte er eindringlich. „Ihr werdet viel Leid unter dem Volk sehen, das nun das Eure ist. Der Angriff dieser Bestien kam wie ein Sturm über uns und hat weder uns, noch Frauen und Kinder verschont. Alle Garnisonen wurden mit einer solchen Wucht überannt, dass von den sieben Armeen um Tharon herum kaum noch eine Tausendschaft übriggeblieben ist. Auf diesen Feind und seine Waffen waren wir nicht vorbereitet; wir konnten es nicht sein.“

„Aber nun wissen wir, dass er existiert und werden uns ihm stellen“, antwortete Vilian mit fester Stimme. „Tharon ist viel mehr als nur eine Stadt, die in Trümmern liegt. Tharon ist die Einheit der Völker, nur auf die kommt es wirklich an.“

„Ja, Herr“, nickte der General und schritt dann voran, um die Gruppe in die Kavernen hineinzuführen. Der Eingang mündete in einem hohen Gewölbe, dessen Decke einige Löcher aufwies, durch die Tageslicht in regelrechten Säulen hineindrang. Dies setzte sich auch in den folgenden Kavernen fort, die jeweils durch schmale, mit schroffen Felswänden versehene Durchgänge miteinander verbunden waren. Manche dieser Höhlen besaßen kleine, runde Becken mit smaragdgrünem Wasser, in anderen wuchsen bizarre Tropfsteinformationen auf dem Boden und an den Decken. Je tiefer die Gruppe in das Höhlenlabyrinth eintauchte, desto wundersamer und verzweigter wurde es. Ein Ortsunkundiger konnte sich sehr leicht hier drinnen verirren und nur wenige Menschen kannten sich in diesem System noch wirklich aus – Xoian schien einer davon zu sein.

Endlich gelangten sie in eine größere Höhle, die durch einen steil emporragenden Schacht in der Mitte der Felsendecke mit Tageslicht versorgt wurde. Weicher Sandboden durchzog diese, einer Halle ähnelnden Kaverne, in der viele Menschen lagerten, die sich hierher gerettet hatten. Durch mehrere von dieser Höhle abzweigende natürlich Torbögen gelangte man in weitere, ähnliche Hallen, die ebenfalls bevölkert waren. Insgesamt mussten es wohl an die fünftausend Menschen sein, die sich hier eingefunden hatten, wie Vilian nach seinem ersten Eindruck schätzte. Sie waren der

Rest des Volkes von Tharon – der großen weißen Stadt.

Xoian führte sie in eine weitere Höhle, in der viele Feldbetten nebeneinander, aber jeweils durch hohe Tuchwände voneinander getrennt standen. Hier lagen die Verwundeten in großer Zahl und der Geruch von Blut, Krankheit und Tod lag schwer in der Luft. Überall eilten Frauen und Männer mit dampfenden Schüsseln, Tränken und chirurgischen Instrumenten umher, kümmerten sich um die Verwundeten, spendeten Trost und trugen auch Gestorbene in weißen Tüchern hinaus. Irgendwo zwischen diesen langen Reihen von Betten fanden sie einen Soldaten, der am rechten Arm und am Kopf verbunden war, sich aber offensichtlich auf dem Weg der Besserung befand. Xoian führte Vilian zu diesem Mann hin und stellte ihn vor. Als der Soldat erfuhr, wer ihn hier besuchte, wollte er sich aufrichten.

Vilian drückte ihn jedoch sanft wieder zurück. „Ich möchte von Euch erfahren, was mit meinem Vater geschah“, sagte er leise zu dem Verwundeten.

„Herr, wir fanden Euren Vater tot an der Anlegestelle des Schiffes Eurer Familie. Seine Leibwächter lagen ebenfalls daneben, es steckten Pfeile in ihnen, das Schiff war fort. Zuvor hatte der Kaiser den Kampf auf dem Platz der Völker geleitet. Sein Mut und sein ungebrochener Kampfeswille hat uns allen Hoffnung gemacht, so dass wir lange der riesigen Übermacht des Feindes standhielten. Euer Vater war in seinen letzten Stunden ein Held, wenn Euch das tröstet, Herr“, berichtete der Soldat.

Vilian nickte nur und drückte dem Mann dankbar die Hand. Danach verabschiedete er sich und entfernte

sich zusammen mit den anderen. Für einen Moment bat er darum, allein gehen zu können und schritt dann ohne Begleitung durch die Halle mit den Verwundeten und Kranken. All das Elend und Leid, das er hier sah, verhalf ihm zu der Einsicht, dass die Trauer um seinen Vater nur ein kleiner Teil der Trauer seines Volkes war. Es gab hier niemanden, der nicht eins oder gar mehrere Familienmitglieder verloren hatte. Bitter für Vilian war vor allem, dass er und Vater praktisch im Streit auseinandergegangen waren und er nun keine Gelegenheit mehr bekam, seine Läuterung zu beweisen. Aber dennoch wollte er genau das tun: Verantwortung übernehmen und dem Namen Tauris endlich Ehre machen. Auch wenn die Stadt nicht mehr existierte, er war nun der Erbe und der Kaiser von Tharon - und er wollte seine Aufgabe so gut es nur ging erfüllen ...

Heerschau und Krieg

In den nächsten Wochen wuchs das Lager in den Kavernen von Lyrias weiter an, da sich noch viele Flüchtlinge einfanden, die sich in den Wäldern versteckt gehalten hatten. Zur selben Zeit wurden Boten ausgesandt, die überall um Hilfe bitten sollten. Die Nachricht von der Zerstörung Tharons verbreitete sich rasend schnell – ebenso die Kunde, dass der junge Kaiser zu einer Heerschau aufrief. Nach und nach trafen daraufhin immer mehr Krieger und ihre Begleitungen in Lyrias ein. Die einstige Flüchtlingsburg wurde im Lauf der Zeit zu einem Heerlager auch außerhalb der Kavernen.

Aus allen Richtungen kamen die Kämpfer einzeln, in Gruppen oder gar in ganzen Armeen. Die Clans aus dem fernen Kayhlien fanden sich mit tausend Hochländern ein; ebenso kamen Krieger aus dem Welkenland hinzu, deren direkte Nachbarschaft zu den Alven der Cam legary Nias an ihren Waffen, ihren Pferden und ihrem hellen Gesang, mit dem sie eintrafen, deutlich wurde. Über das Gebirge kommend, marschierten gut zehntausend Dwanen mit ihren gefürchteten Rundäxten in das Heerlager ein. Ehrenreich, der Häuptling der vereinten Veromanenstämme, der ein Urenkel Siegerichs des Großen war, nahte mit beinahe ebenfalls so vielen Kriegern. Die Männer der berühmten Warglandarmee, allesamt freie Bauern und Handwerker, die jedoch auch mit dem Schwert umgehen konnten, folgten ebenso dem Ruf Vilians, wie viele Krieger aus dem Norden Skaliziens. Die freie Stadt Markestiana schickte beinahe ihre gesamte Stadtbesatzung, die traditionell von einem tharonischen General geleitet wurde.

Schließlich gelangten auch die Alven der beiden Stämme auf weißen Pferden oder auf ihren Cerah in Lyrias an. Aldanon persönlich und seine Tochter Liana standen an der Spitze ihrer Völker und ein helles Strahlen zog mit ihnen in das Heerlager ein.

Seit über zwei Jahrhunderten hatte es eine derartige Zusammenkunft nicht mehr gegeben. Die große Zahl der Krieger bedurfte einiges an begleitender Arbeit, die sich jedoch nach und nach von allein einspielte. Es wusste jedoch noch niemand genau, was denn nun geschehen sollte, oder wo der Feind sich befand. Während der gesamten Zeit der Heerschau war es zu keinerlei Meldungen über Angriffe der Feinde gekommen, noch hatte jemand von Überfällen auf andere Länder oder Städte etwas gehört. Aus diesem Grund fanden sich die Anführer und Fürsten der Völker schließlich zu einem Rat zusammen, den Vilian leiten sollte. Diese Zusammenkunft fand in einem tharonischen Rundzelt in der Mitte des Heerlagers statt.

Als Vilian es in Begleitung von Torok betrat, musste der junge Mann angesichts der versammelten Persönlichkeiten tief durchatmen. Sein Magen krampfte sich zusammen und sein Hals fühlte sich plötzlich so trocken an, wie die Wüsten Aschtias. Torok legte ihm die Hand auf die Schulter und drückte sie kaum merklich, dennoch war diese Geste so hilfreich für den jungen Kaiser ohne Thron und Stadt. Vilians Nervosität blieb allerdings nach wie vor bestehen. All diese erfahrenen Fürsten und Anführer sollten ihm nun zuhören? Er schluckte mehrmals und legte sich die Worte zurecht, dann stellte er sich vor die Versammlung und begann: „Ihr Fürsten und Anführer eurer Völker. Ich danke euch, dass ihr so zahlreich dem Ruf Tharons gefolgt

seid. Die Stadt ist, wie ihr wisst, von einem hinterhältigen Feind angegriffen und zerstört worden. Fast die gesamte Bevölkerung wurde ohne Unterschied von Jung und Alt, Mann, Frau oder Kind niedergemacht. Mein Vater, der Kaiser von Tharon, ist ebenfalls getötet worden und ich habe sein Erbe angetreten, wenn ihr es bestätigt. So wie es scheint, hat sich der alte Fluch der Druiden des Königreiches von Amun Nur wieder erhoben. Mein Gefährte Torok befand sich für kurze Zeit in der Gefangenschaft der tiefsten Finsternis im Siebental, doch davon wird er gleich berichten. Im Moment hat sich die gegnerische Armee, welche der Feind ausgesandt hat, offenbar in der Hafenstadt Tharon-Osra verschanzt, wie unsere Kundschafter herausgefunden haben. Sie haben deren Schiffe im Hafen liegen sehen, zudem befindet sich ein gewaltiges Heerlager auf der rechten Seite der Ihreasmündung. Sie haben die Stadt nicht zerstört und ihre Eroberungen nicht fortgesetzt, sondern scheinen dort auf uns zu warten. Deshalb hat es wohl bisher auch keine Angriffe mehr auf uns gegeben. Wir, ihr Herren, sind nun hier, um zu entscheiden, wie wir mit dieser Lage umgehen wollen. Der Feind will uns sicher eine Falle stellen, um uns mit einem Schlag zu vernichten, darum wartet er ab. Doch sprecht nun ihr, wie eure Meinung dazu ist.“

Diese erste Hürde für Vilian war genommen und er atmete wieder tief durch. Anerkennendes Nicken war quer durch die Reihen zu sehen und als erster erhob Ihlien Crux-Hyle sich, ein Spross aus der Vereinigung der beiden größten Clans der Hochländer. „Wir sind dem Ruf Tharons gefolgt, um zu kämpfen“, sagte er im festen Ton. „Der tausendfache Tod des Volkes der

weißen Stadt muss gerächt werden. Wenn der Feind uns an der Küste erwartet, dann sollten wir uns gemeinsam aufmachen und ihn in das Meer treiben“, ergänzte der große, rothaarige Krieger mit erhobener Faust.

„Ich danke Euch für Euren klaren Worte, Ihlien. Doch bedenkt, dass das Element dieser Wesen das Wasser ist. Sie sind über viele Meilen durch den Fluss bis nach Tharon gelangt, ohne dass sie jemand bemerkte. Auf jeden Fall sind sie an der Küste im Vorteil“, erwiderte Vilian, nicht um gegen den Vorschlag zu sprechen, sondern um alles genau zu beleuchten.

„Dennoch bleibt uns nur der Kampf“, meldete sich Dorra Glia Kan, der Dwanenhäuptling zu Wort. „Über kurz oder lang ist das Ziel des Feindes, wenn es eben derselbe ist, gegen den unsere Väter und Vorväter in den Krieg zogen, wieder alle Völker zu unterjochen. Dieser Gefahr können wir nicht tatenlos ins Auge blicken. Und wenn sie sich an der Ihreasmündung sammeln, dann müssen wir sie genau dort stellen. Die Lage unserer Ahnen war mindestens ebenso schwierig und gefährlich – offenbar wiederholen sich die Zeiten manchmal“, schloss der Dwane.

„Weiß man, wie groß ihre Zahl ist?“, wollte einer der Männer aus dem Wargland wissen.

„Diese Wesen haben Tharon und die Garnisonen wie eine Flut überrollt. Ihre Zahl scheint grenzenlos zu sein. Sie kamen zu Tausenden und Tausenden aus den seltsamen Schiffen, mit denen sie tauchend durch den Fluss fuhren“, antwortete Xoian, der tharonische General.

„Vielleicht hören wir nun noch den Bericht meines Gefährten Torok, der die beschriebenen Schiffe als erster

gesehen hat und den Auszug der feindlichen Armee aus einem Berg im Siebental beobachtete“, schlug Vilian vor.

Torok berichtete daraufhin in seiner knappen Art von seinen Beobachtungen auf dem Zweiturm und von seiner Gefangenschaft in dem Bergverlies. Die Anwesenden lauschten seinen Beschreibungen gebannt und es wurde deutlich, dass sie es nicht mit einem normalen Gegner, sondern mit einem Feind zu tun hatten, gegen den noch niemand von ihnen je gekämpft hatte. Längere Zeit ging der Diskurs des Rates nach Toroks Bericht noch um die Frage, ob und wann man den Feind angesichts dessen Stärke angreifen sollte.

Schließlich meldete sich Aldanon zu Wort und es wurde schlagartig still in dem Beratungszelt. Das unbestimmte Leuchten, welches sein Volk stets umgab, war bei ihm besonders ausgeprägt. Seine stattliche Erscheinung wurde von dem silbernen Haar gekrönt, und die bernsteinfarbenen Augen schienen wie Sterne zu leuchten und durchdrangen jeden, den Aldanon anblickte. „Es ist nicht ihre Zahl, die über unser Kriegsglück entscheidet“, begann er mit seiner tiefen, klaren Stimme. „Wenn diese feindliche Armee tatsächlich von dem alten Fluch der Druiden ausgesandt wurde – und ich zweifele nicht mehr daran – dann wird er eine schier unendliche Zahl an Kriegerern zu seiner Verfügung haben, die seiner Magie und seiner alchemistischen Künste entsprungen sind. Aber seine Geschöpfe haben fast keinen eigenen Willen, sondern werden stets von ihm geleitet, deshalb wird seine Taktik immer auf eine große Zahl ausgerichtet sein. Ich habe gegen sie in Amun Nur, um die Stadt Markestiana und vor der finsternen Burg Xax Tamor gekämpft.

Sie waren uns an Zahl immer weit überlegen. Mut hat uns den Sieg gebracht – und die Einigkeit. Ich glaube ebenfalls, dass der Feind uns in Tharon-Osra eine Falle stellen will, doch er ist auch stets berechenbar. Tharon hat er zerstört, weil er glaubt, uns damit ins Herz getroffen zu haben. Meine Trauer um die schönste Stadt der Menschen ist groß und ich fühle das Leid mit, welches ihnen widerfuhr. Doch dadurch sollten wir uns nicht geschlagen geben. Unsere Gemeinschaft sei unsere neue Stadt, das Zentrum unseres Handelns, dem er nichts entgegenzusetzen hat. Vereinigen wir uns noch einmal – vielleicht ein letztes Mal, wenn es sein muss – unter Achtelon, dem Schwert der Einheit.“

Für einen langen Moment war es wieder still in dem Zelt und die Worte des Alvenfürsten wirkten nach. Doch dann regten sich die Zuhörer und allgemeine Zustimmung wurde von ihnen bekundet. Es war nun also beschlossene Sache: Der Angriff auf die feindliche Armee in Tharon-Osra sollte möglichst bald stattfinden. Allen war klar, dass der Gegner nur auf sie wartete und eine riesige Armee befehligen würde. Allerdings wollten die verbündeten Völker sich nicht allein auf ihr Kriegsglück verlassen, also schmiedeten sie auch taktische Pläne.

Wieder war es die Erfahrung Aldanons, auf die sie bauten. „Wir müssen dem Feind seinen Kopf nehmen“, sagte der Alvenfürst in die Runde. „Sie haben natürlich wie jede Armee einen Anführer, der dem Willen seines Herrn direkt untersteht und dessen Befehle ausführt. Wenn wir aber diesen einen Anführer beseitigen, dann nutzt ihnen ihre Stärke nichts mehr, denn sie sind ohne Führung vollkommen ohne Kampfstruktur und der Sieg wird unser sein.“

„Wie kommen wir an diesen Anführer heran?“, fragte Vilian.

„Ich denke, er wird sich direkt in der Stadt aufhalten, um die kommende Schlacht beobachten und lenken zu können“, vermutete Torok. „Zumindest würde ich es von dort aus machen. Wenn es eine Möglichkeit gäbe, heimlich hineinzugelangen und diesen Anführer aufzuspüren, dann ...“, fuhr der Boa fort und seine Augen funkelten dabei, dass man seine Gedanken sofort erraten konnte.

„Diese Möglichkeit gibt es“, bemerkte Xoian, der tharonische General. „Der Fels, auf dem die Stadt erbaut wurde, ist von vielen heimlichen Gängen durchzogen, über die man durch verborgene Türen in die Stadt gelangt. Ich selbst kenne sie alle, da ich als Kind in Tharon-Osra aufgewachsen bin. Man kann also durchaus heimlich eindringen.“

„Dann sollten wir das auch tun“, entschied Vilian. „Eine Gruppe geht hinein und sucht den Anführer der Bestien, während gleichzeitig der Angriff auf sie geschieht, damit er abgelenkt wird. Ich selbst würde mich dieser Gruppe gern anschließen.“

„Nein, Vilian. Du musst mit Achtelon den Angriff leiten und die Völker gemeinsam in den Kampf führen, das ist deine Aufgabe“, sagte Aldanon eindringlich.

„Ich denke, wir haben mit Torok und Xoian zwei Männer, welche diese Aufgabe in der Stadt übernehmen können und sie auch zum Ende bringen, wenn der Anführer der Feinde sich in den Mauern Tharon-Osras befindet. Ansonsten ist unser aller Schicksal gebunden an den Willen des Vaters des Lichtes. Aber du leitest uns – ich weiß, du kannst das.“

Vilian nickte und stimmte den Argumenten des Alvenfürsten schließlich zu, auch wenn das bedeutete, dass dieses furchtbare Gefühl in seinem Magen weiterhin bestehen blieb – ebenso wie der Zweifel, ob er der vor ihm liegenden Aufgabe wirklich gewachsen war.

Die versammelten Anführer und Fürsten verständigten sich nun noch darauf, wann der Angriff stattfinden sollte. Da man einschätzte, ungefähr einen Tag für die Vorbereitungen zu benötigen, sollte der Auszug am Abend des nächsten Tages geschehen, so dass die Armee der vereinten Völker den Feind am darauffolgenden frühen Morgen angreifen konnte.

Am späten Abend dieses so bedeutungsvollen Tages saß Vilian gemeinsam mit Chorenia und Torok vor dem Ratszelt, welches sie als Unterkunft für sich gewählt hatten. Überall um sie herum brannten Lagerfeuer, an denen die Krieger saßen und sich auf die bevorstehende Schlacht vorbereiteten. Der gesamte nächste Tag würde durch die praktischen Dinge in Anspruch genommen werden, an diesem klaren, friedlichen Abend waren es die Seelen, die man pflegte.

Der junge Kaiser und seine beiden Gefährten taten es den anderen gleich und saßen zumeist schweigend am Feuer. Jeder, der an ihnen vorüberging, grüßte vor allem Vilian freundlich und ließ aufmunternde Worte fallen – er wurde akzeptiert.

Dorra Glia Kan kam persönlich vorbei, um mit Vilian zu sprechen und seine Aufwartung zu machen. „Ihr habt Euch stark verändert“, bemerkte der Dwane anerkennend. „Aus dem unreifen und trotzigem Jungen ist in kurzer Zeit ein Mann geworden, der seine

Aufgabe kennt. Die Dwanen werden Euch folgen, Kaiser von Tharon“, sagte er und verbeugte sich nach Art seines Volkes zum Abschied.

Der junge Mann war über so viel Vertrauen in seine Person überwältigt, doch seine Furcht vor dem Versagen wuchs dadurch natürlich nur noch mehr. „Was ist, wenn ich sie nun alle enttäusche?“, fragte er zweifelnd und blickte seine beiden Gefährten hilfesuchend an.

„Du wirst sie nicht enttäuschen“, erwiderte der Boakopfschüttelnd. „Du führst sie ja schon an und übernimmst die dir bestimmte Aufgabe. Entweder der Angriff führt zum Sieg oder zur endgültigen Niederlage unserer Gemeinschaft – und somit zum Untergang. Beides liegt nicht mehr in deiner Hand“, fuhr er fort.

„Ich glaube an dich, Vilian“, sagte Chorenia mit warmer Stimme und reichte dem jungen Mann die Hand, die er nur zu gern nahm und sie ganz fest drückte. Er hätte seine Gefährtin in diesem Moment am liebsten ganz an sich gezogen und sie geküsst, doch er hielt sich noch zurück. Seine Gefühle zu Chorenia hatten sich schon längst gewandelt. Aus der einstigen Bediensteten, die er nur aus Eigensucht mitgenommen hatte, war irgendwann die Reisegefährtin, die er heimlich für ihren Mut und ihre Zähigkeit bewunderte, geworden. Schließlich hatte er in ihr die junge Frau entdeckt, mit der er sich ein gemeinsames Leben vorstellen konnte – nur gesagt oder gezeigt hatte er es ihr bisher noch nicht. Der geeignete Zeitpunkt war seiner Meinung nach noch nicht gekommen.

Vilian hoffte, dass er ihn irgendwann erkennen und dann nutzen würde. Allerdings musste er dazu noch die kommende Schlacht überleben und zugleich sieg-

reich sein, ansonsten gab es keine Zukunft – auch nicht für die Liebe, wie er still für sich hinzufügte.

Irgendwann in dieser Nacht legten sich die drei Gefährten – vielleicht ein letztes Mal gemeinsam – zur Ruhe und erwachten erst am nächsten Morgen durch den Weckruf der tharonischen Armee, der durch das Heerlager hallte. Kurze Zeit später herrschte bereits wieder rege Betriebsamkeit unter den Kriegern. Waffen wurden vorbereitet, Rüstungen geputzt und gewartet, Lagepläne studiert und Marschordnungen aufgestellt. Überall waren nun entschlossene Gesichter zu sehen, der Aufbruch stand bevor und die zerstörte Stadt Tharon und deren Menschen Tod sollten gerächt werden. Dieser Gedanke verlieh vielen der Krieger den Antrieb, den sie für ein solches Unterfangen benötigten.

Vilian besprach sich ein letztes Mal mit den Anführern und legte mit ihnen gemeinsam die Route der Armee bis hinunter zur Ihreasmündung fest. Da sowohl die Kavernen, als auch die Stadt Tharon-Osra rechts des Flusses lagen, brauchten sie ihn nicht zu überqueren und konnten seinem Lauf ab der zerstörten Stadt Tharon folgen. Dies sollte mit dem Einbruch der Dunkelheit geschehen, damit die Armee rechtzeitig zum Morgengrauen am Ziel war und nach einer angedachten kurzen Ruhepause angreifen konnte. Zudem sollten Torok und Xoian die Dunkelheit nutzen, um heimlich in die Stadt einzudringen, den gegnerischen Anführer zu finden und ihn unschädlich zu machen. So verabredeten sie es und so wurde es am folgenden Abend auch umgesetzt.

Zur zweiten Stunde nach Sonnenuntergang machte sich die Armee der vereinten Völker auf den Weg an

die Südostküste, um dem dort wartenden Feind zu begegnen und ihn zu schlagen. Das Lager und die Wohnstätte der Kavernen wurden aufgelöst und nur die Verwundeten und einige Heiler blieben zurück. Alle, die sich von ihrem Lager erheben konnten, fanden sich draußen ein und beobachteten den Auszug dieser letzten Hoffnung Tharons.

Angeführt wurde die Armee von einem jungen Kaiser ohne Stadt, der noch nie in seinem Leben in den Krieg gezogen war und nun einem übermächtigen Feind entgegengestellt. Wie mochte diese Schlacht ausgehen? Das fragten sich viele derer, die zurückblieben, als sie dem Zug der Krieger hinterher blickten - letztlich würden sie es am eigenen Leib erfahren, wenn Vilian und die Armee scheiterten und der Feind sie besiegte. Die Nacht war klar und beinahe wolkenlos. Bis hierher reichte die Front der finsternen, den Himmel auch am Tag verdunkelnden Wolkenmasse des Feindes noch nicht. Ein fast voller Mond erhob sich im Osten und erhellte die Prozession dieser Armee aus unterschiedlichen Ländern und verschiedenen Völkern, die nun in Richtung Südosten zog und sich dem Lauf des Ihreas näherte.

Vilian ritt zusammen mit Aldanon, Dorra, Xoian, Torok, Chorenia (die sehr deutlich klargemacht hatte, dass sie nicht zurückbleiben werde) und den anderen Anführern an der Spitze dieses langen Zuges. Seine anfängliche Unsicherheit verlor sich nach und nach, je näher sie ihrem Ziel und somit seiner großen Aufgabe kamen. Eine Vorhut von Alven, die auf den Cerah vorausflogen und die Gegend nach eventuellen Hinterhalten absuchten, verschaffte den Kriegern am Boden Sicherheit und Zuversicht. Ihr Tempo war gemächlich

für die Reiter, da die Dwanen und Wargländer zu Fuß voranschritten. Dennoch kamen sie stetig und ohne große Unterbrechung weiter. Nach etwa drei Stunden gelangten sie auf die Hügel oberhalb des Ihreastals und kreuzten schließlich die Straße der Kaiser, die zum ehemaligen Haupttor Tharons geführt hatte. Von hier oben war die zerstörte Stadt deutlich zu erkennen. Noch immer hingen Rauchschwaden über den Ruinen und der Geruch des Todes wehte bis zu den Betrachtern hinauf. Diejenigen von ihnen, die Tharon als intakte Stadt kannten und nun die völlige Zerstörung im Mondlicht sahen, waren fassungslos. Alle, welche die weiße Stadt zuvor noch nie gesehen hatten, konnten sich kaum noch vorstellen, dass dort unten bis vor kurzem noch das Zentrum des tharonischen Reiches gestanden hatte. Viele der Dämme brachen bereits ein und der Ihreas überspülte einige der Außenbezirke Tharons – der Fluss holte sich sein altes Gebiet zurück, die Stadt war für immer verloren.

Der Anblick schmerzte Vilian noch immer und auch seinen Begleitern erging es so. Sie erboten der zerstörten Stadt noch einen letzten Gruß und ritten dann weiter. „Sollten wir siegreich sein, so wird diese Stadt dennoch nie wieder neu erbaut werden. Der Toten wegen sollen die Ruinen ein Mahnmal bleiben, bis der Fluss sich sein altes Bett wieder vollkommen zurückgeholt hat“, bestimmte der junge Kaiser, dem niemand widersprach.

Nach zwei weiteren Stunden gelangte die Armee der vereinten Völker langsam in die Nähe der Flussmündung und der Küste. Der Ihreas breitete sich zu einem Strom aus, dessen gegenüberliegendes Ufer von hier aus nicht mehr zu erkennen war. Ein frischer Seewind

kam auf und wehte den Kriegern in die Gesichter. Die vormals hügelige Landschaft fiel flach nach Süden hin ab und wechselte nun zwischen kleinen Pinienwäldern und mit Salzpflanzen bewachsenen Dünenfeldern hin und her. Gelegentlich wuchsen schlanke Felsplateaus wie riesige Pilze am Rand der Küste empor. Diese Felsstücke wirkten wie übriggebliebene Säulen eines überdimensionierten Palastes, die der Zahn der Zeit stehen gelassen hatte.

Auf einem dieser Plateaus, fast geradewegs in südlicher Richtung, stand der Hauptteil der Hafenstadt Tharon-Osra dicht an der Mündung, an der sich der Ihreas mit dem Meer vereinte. Etwa zwanzig Mannlängen ragte der Fels empor. Bis direkt an den steilen Rand waren mehrstöckige Häuser darauf errichtet worden, die wie aus dem Gestein gewachsen zu sein schienen. Dort, wo sich kein Wohnhaus befand, übernahm eine feste, trutzige Mauer den Platz, so dass der gesamte Felsen von einem geschlossenen Ring aus Haus- und Wehrmauern umschlossen und gekrönt wurde.

Zum Wasser hin senkte sich eine breite Rampe von der Oberstadt hinab, die ebenfalls mit starken Mauern versehen war und an einem großen Tor direkt im Hafen endete. Dieser besaß wiederum zwei große Becken, die von einem Wellenbrecher aus gewaltigen Findlingen und darauf gemauerten Quadern umgeben und so vor Unwettern und hohem Wellengang geschützt waren. Rings um den Hafen standen weitere Gebäude, bestehend aus Wohnhäusern und Speichern, die Teil der Garnison der Stadt waren.

Zum Zeitpunkt der Ankunft der vereinten Armee war der Hafen jedoch leer, da alle tharonischen Schiffe

außerhalb des Hafens zerstört und versenkt worden waren. Auch einige Hauptgebäude der Garnison existierten nicht mehr – ansonsten war die Stadt jedoch unversehrt. Allerdings gab es auch kein Lebenszeichen der Bewohner, nichts rührte sich. Lediglich die sich weit nach Westen entlang des Sandstrandes ausbreitenden schwarzen Zelte zeugten von der Anwesenheit der Feinde. Tausende dieser schwarzen Pilze standen dort unten und deuteten an, wie groß ihre Streitmacht sein musste.

Etwa zwei Meilen vor der Küste und dem Felsen, der die Stadt trug, machte die Armee der freien Völker noch einmal halt und beobachtete die Örtlichkeit der bevorstehenden Schlacht. Wie erwartet verdunkelten düstere Wolken das Mondlicht und auch aus der Oberstadt schien kein Licht herab. So lange noch derartige Sichtverhältnisse herrschten, konnten die Truppen nicht angreifen – sie mussten also auf das Tageslicht warten, auch wenn selbst der Tag nicht viel heller werden würde, wie sie befürchteten.

„Der böse Zauber dieser verfluchten Finsternis begleitet seine Wesen überall hin“, bemerkte Xoian und blickte missmutig zum Himmel.

„Wir warten die Stunde bis zum Aufgang der Sonne noch ab, auch wenn wir sie wohl nicht zu sehen bekommen“, antwortete Vilian.

In der Zwischenzeit berichteten die Alven auf den Cerah, die über die Stadt und die Küstenlandschaft geflogen waren, von ihren Beobachtungen. Demnach war das große Heerlager, das sich weitläufig über den Küstenabschnitt erstreckte, vollkommen ruhig und ohne Truppenbewegungen.

„Sie werden doch nicht wirklich noch schlafen?“, fragte Dorra Glia Kan in die Runde der Anführer.

„Das glaube ich auch nicht, aber wir sollen vermutlich denken, dass es so ist“, bemerkte der junge Kaiser.

„Höchstwahrscheinlich stehen sie vollbewaffnet in ihren Zelten bereit und warten, dass wir ihr Lager angreifen. Aber sei es, wie es wolle, wir werden ihnen diesen Gefallen tun“, fuhr er fort.

„Unsere Bogenschützen werden ihnen eine feurige Aufwartung machen“, sagte einer der skalizischen Anführer. Die Skalizier galten bekanntlich als die besten Schützen des ganzen Reiches und sie wollten den Angriff auf die Zelte mit Feuerpfeilen beginnen.

Fortan wurde jedoch nicht mehr viel gesprochen und für die letzte halbe Stunde vor dem Aufgang der Sonne schwiegen die Krieger vollkommen still. Sie alle hingen in dieser finalen Ruhe vor der Schlacht ihren Gedanken nach und waren in sich gekehrt. Diese Stille setzte sich über die gesamte Armee fort. Eine beinahe unwirkliche Stimmung beherrschte das Bild dieser wie eingefroren wirkenden Kriegerschar.

Doch dann erhob sich so etwas wie Morgenröte am östlichen Horizont und Vilian wusste, dass dies das Zeichen für den Aufbruch war. Ein letzter Blick in die Runde seiner Begleiter verschaffte ihm Gewissheit darüber, denn alle Anführer der Völker nickten, als verstünden sie seine stumme Frage. Vilian sah hinter sich auf die lange Reihe der Krieger, hob seinen Arm und ließ ihn dann schnell sinken. Die Armee der freien Völker setzte sich in Bewegung – vielleicht zur einzigen und letzten Schlacht, die sie bestreiten konnte – dem Sieg oder der völligen Niederlage entgegen.

Der junge Kaiser ritt zusammen mit Torok, Xoian, Aldanon und den anderen Anführern an der Spitze. Und noch jemand befand sich direkt an seiner Seite: Chorenia. Die junge Frau hatte es sich nicht ausreden lassen, ihn auch auf diesem schwersten und gefährlichsten Weg zu begleiten. Sie trug eine Rüstung aus einem silbernen Brustharnisch, einem schmalen Helm mit Stirn- und Nasenschutz sowie dicke und undurchdringliche Lederstulpen an Armen und Beinen. All diese Sachen hatte ihr ein Alve zur Verfügung gestellt und ihr lächelnd gesagt, dass er es erwarte, die Sachen nach der Schlacht unversehrt von ihr zurückzuerhalten.

Seltsamerweise kam Vilian ausgerechnet in diesem Moment wieder der beinahe Streit mit der jungen Frau in den Sinn, den er am gestrigen Abend noch wegen ihres Vorhabens gehabt hatte. Und wieder war sie es gewesen, die in dieser Auseinandersetzung die Oberhand behalten hatte. „Du hast dich noch nie in einer Schlacht befunden. Dein Leben wäre ständig in Gefahr, wer sollte dich schützen?“, hatte er versucht, ihr ihren Plan auszureden.

„Welche Erfahrungen hast denn du, Vilian?“, hatte sie erwidert und dabei genau seinen wunden Punkt getroffen. „Wie viele Gefahren haben wir gemeinsam bestanden. Was ist anders an dieser hier?“, war ihre nächste Frage gewesen, mit der sie Vilians Widerstand endgültig gebrochen hatte. Nun ritten sie gemeinsam – der ehemals verwöhnte Kaisersohn und die ehemalige Bedienstete – Seite an Seite in die Schlacht.

Der Sturm auf die Feinde begann nun richtig. Während die Reiter direkt auf den Felsen von Tharon-Osra zuhielten, stürmten die Fußtruppen der Dwanen, Ska-

lizier und Wargländer rechts der Stadt auf den sich dort ausbreitenden Strand mit dem Heerlager der Feinde zu und formierten sich wenige Hundert Schritte davor. Wie eine feurige Schlange entzündete sich die lange Reihe der Brandpfeile und die Schützen schossen sie auf den Befehl ihres Anführers gemeinsam auf die schwarzen Zelte ab. Tausende von brennenden Kometen schienen zischend und rauchend auf das gegnerische Heerlager herabzuregnen und entzündeten in kürzester Zeit viele der Zelte.

Die Reiterei umrundete inzwischen den Felsen auf der anderen Seite und hielt direkt auf den Hafen zu, um von hier aus anzugreifen. Aus der Luft nahten die Alven auf den Cerah heran und suchten unten zwischen den Zelten nach Zielen, denn die Feinde mussten nun ja unbedingt aus ihrer Deckung herauskommen. Doch sowohl der Angriff auf das Zeltlager, als auch auf den Hafen und aus der Luft lief völlig ins Leere. Hunderte der Zelte brannten vollständig ab, doch kein Feind kam heraus. Die Angreifer stürmten auf den Strand zu, doch es trat ihnen niemand entgegen. Ebenso erging es den Reitern im Hafen und am Rand der Stadt. Kein Gegner erwartete sie hier und es waren auch keine Schiffe der Feinde zu sehen – alles schien wie vollkommen verlassen.

Am Strand liefen die Truppen inzwischen ziemlich ratlos zwischen den Überresten der verkohlten Zelte und Stangen umher und fragten sich verwundert, was sie nun tun sollten. Ihr Angriff war buchstäblich wie eine schwache Welle an einem langen Strand verebbt. Doch dieser Moment der eigenartigen Ruhe dauerte nicht lange, denn plötzlich brach der Sturm über sie alle herein ...

Heimlich schlichen die beiden Gestalten dicht an der Felswand entlang. Dorniges Gestrüpp und das hohe Salzgras schützten sie vor feindlichen Blicken. Die steil aufragende Felswand an ihrer Seite besaß einige Überhänge und Spalten, unter denen sie sich geduckt weiter vorarbeiteten. Einige dieser Vorsprünge führten in kleinere Höhlen, die aber zumeist zu schmal und eng waren, um in sie hineinkriechen zu können. Es gab allerdings einen Eingang in den von vielen Röhren und Gängen durchzogenen Felsen, in den sich auch ein Mensch hindurchzwängen konnte. Dieser Eingang lag versteckt hinter Sträuchern und einer schmalen Felspalte, die zunächst so aussah, als endete sie an der Steinwand dahinter. In Wahrheit verbarg sich dort eine weitere Spalte, die in einer relativ großen Grotte mündete, aber von außen nicht zu sehen war.

Xoian kannte dieses Geheimnis bereits seit seinen Kindertagen und zwängte sich nun gemeinsam mit Torok durch diese Spalte hindurch. Die beiden Männer waren während des Angriffes der Reiter auf den Hafen abseits geblieben, abgestiegen und hatten sich unter dem Felsen verborgen, bis die gesamte Armee vorbeigezogen war. Auf diese Weise hofften sie, nicht von der Oberstadt aus beobachtet worden zu sein. Ihre Pferde hatte man mitgeführt, so dass sie nichts verraten konnte – viel hing von dem Erfolg ihrer Mission ab.

„Diesen Weg bin ich zuletzt als Jüngling gegangen, er muss in der Zwischenzeit schmaler geworden sein“, flüsterte Xoian sarkastisch, als sie sich schon ein Stück weit in den Spalt hineinbewegt hatten.

„Vielleicht bewegt sich der Fels mit den Gezeiten“, antwortete Torok ebenso.

„Ich glaube, wir haben es gleich geschafft ... ja, hier ist es. Der Knick dort führt zum Eingang der Höhle“, stellte der General erleichtert fest. „Ihr werdet Euch wundern, wie ausladend die Höhle nach dieser Enge plötzlich wird“, fügte er hinzu.

Tatsächlich gelangten sie hinter dem Knick in eine regelrechte Felsenhalle, deren Decke mindestens vier Mannslängen hoch war. Die Stimmen der beiden Männer hallten, nachdem sie sich hineinbegeben hatten – die Höhle war also offensichtlich wirklich sehr groß. Sie entzündeten zwei mitgebrachte Pechfackeln, in deren Licht sich dann die tatsächlichen Ausmaße dieses Ortes zeigten. Auf der linken Seite führte eine natürliche Rampe aus Gestein in eine Röhre, die steil emporstieg aber offenbar begehbar war.

Xoian steuerte die Rampe an. „Dort hinauf müssen wir. Es wird anfangs wieder etwas eng und niedrig, aber je höher wir steigen, desto breiter und höher wird die Röhre“, erklärte er dem Boa. „Wenn wir oben angekommen sind, kommen wir in den Kellergewölben der Stadt heraus, die Tharon-Osra wie ein Labyrinth durchziehen.“

Torok nickte nur stumm und folgte dem General dann die steile und an manchen Stellen sehr schmale Rampe hinauf. Als sie die Röhre betraten, wurde es in der Tat zunächst wieder schmal und eng, so dass sich der hochgewachsene Boa nur gebückt fortbewegen konnte. Doch das änderte sich genauso, wie Xoian es vorhergesagt hatte. Auch aus dem steilen Anstieg wurde am Schluss ein fast ebener Gang, der schließlich an einer alten, verwitterten Holztür endete. Diese besaß kein Schloss, sondern lediglich einen verrosteten Riegel, der sich von beiden Seiten der Tür hochschieben

ließ, um sie zu öffnen. Dahinter erschien ein mit gewölbter Decke versehener Gang im Licht der Fackeln. Xoian und Torok schritten hindurch und erreichten kurz darauf ein Gewölbe, das von Steinsäulen gestützt wurde und einige alte Fässer beherbergte – offenbar war dies einmal ein Vorratslager gewesen, aber die verrotteten Gefäße bargen schon lange keine Lebensmittel mehr. Die beiden Männer gelangten schließlich an eine Kreuzung von weiteren Gängen der gleichen Art wie der, den sie bereits durchschritten hatten.

Der General steuerte gezielt geradeaus und führte Torok weiter durch diese sich in der Tat zu einem unterirdischen Irrgarten entwickelnde Ansammlung von Gängen und Kreuzungen. Sie kamen an mehreren Treppen vorbei, die offenbar nach oben führten, von dem General jedoch ignoriert wurden, bis er und Torok endlich zu einigen kleineren Räumen kamen, in denen allerlei Gerümpel stand. Einige dieser Räume sahen jedoch bewohnt aus und sie beherbergten Betten, Tische und andere Möbel.

An den Wänden hingen Fackeln, die erst kürzlich benutzt worden waren, wie Torok feststellte. „Zumindest hier leben noch Menschen“, bemerkte er.

„Oh ja, sie verbergen sich sicher hier unten. Ich hoffe, wir treffen einige davon hier an. Wenn sie das nämlich nicht wollen, können wir tagelang hier unten umherziehen, ohne je jemanden zu sehen“, erklärte Xoian.

Kaum hatte er das ausgesprochen, als ihnen plötzlich die Klingen von drei Schwertern entgegengehalten wurden. Drei Gestalten, die aus dem Schatten hinter einem hohen Regal hervorgetreten waren, stellten sich Xoian und Torok entgegen. Im Licht der Fackeln war zu erkennen, dass es sich um einen älteren Mann mit

dunklem Bart und schütterem Haar, sowie einem jüngeren Mann und einem Mädchen von vielleicht fünfzehn Jahren handelte. Alle drei sahen sich so ähnlich, dass man sofort annehmen musste, hier Vater, Sohn und Tochter vor sich zu haben. Sie machten einen entschlossenen Eindruck und schienen keinerlei Angst – auch nicht vor der beeindruckenden Gestalt des Boa – zu haben.

„Wer seid ihr und was macht ihr hier?“, fragte der ältere Mann mit heiserer Stimme.

„Mein Name ist Xoian Tarragas aus Tharon. Mein Begleiter heißt Torok“, antwortete der General.

„Xoian?“, fragte der alte Mann verwundert. „Seid Ihr etwa der Xoian aus dem Haus des Seilers?“

„Das war mein Vater, ja“, nickte der Gefragte.

„So müsst Ihr mich kennen, ich bin Taslor, der Müllersohn.“

„Natürlich“, sagte Xoian und lächelte, „ich erinnere mich. Wir haben als Kinder immer oben auf dem Felsen gegessen und die Fischerboote bei ihrer Heimkehr beobachtet.“

„Und sie manchmal mit Steinen beworfen“, ergänzte Taslor grinsend. Beide Männer umarmten sich herzlich, dann stellte der alte Freund Xoians seine beiden Kinder vor. „Dies sind Viguna und Taslor, der Jüngere; meine Tochter und mein Sohn. Wir konnten am Tag, als die Bestien kamen, hierher entkommen. Meine beiden anderen Söhne und meine Frau befinden sich leider in ihren Händen, wie die meisten Leute aus unserer Stadt.“

„Was ist mit den Bewohnern geschehen?“, fragte Torok den Mann.

„Sie halten sie unten im Hafen gefangen und zwingen sie zur Arbeit. Viele Ältere sind auch umgebracht worden. Einige wenige haben sich wie wir hier in die Keller retten können, wohin sie uns nicht folgen. Wir leisten von hier aus Widerstand und haben bereits viele Waffen zusammentragen können. Wir warten nur noch auf den richtigen Moment, um unsere Brüder und Schwestern zu befreien“, erklärte Taslor.

„Vielleicht kommt dieser Moment bald, denn wir greifen an“, bemerkte der General.

„Wer ist denn wir?“, wollte sein Jugendfreund voller Verwunderung wissen.

„Der Kaiser und die Armee der verbündeten Völker“, antwortete Xoian.

„Der Kaiser? Also ist doch noch nicht alles verloren“, sagte Taslor mit deutlicher Hoffnung in seiner Stimme.

„Er ist der Sohn von Radian und hat den Fall Tharons überlebt, weil er zu der Zeit nicht in der Stadt weilte, als sie angegriffen wurde“, erklärte Xoian.

„Und nun schlägt er zurück und ... doch halt, er wird in eine Falle laufen“, stellte Taslor erschrocken fest.

„Diese Bestien haben sich offenbar auf euch vorbereitet, jetzt verstehe ich die Bewegungen ihrer Truppen“, fuhr er fort.

„Was wisst ihr darüber?“, wollte Torok wissen, dessen Augen bei dieser Frage regelrecht aufglühten.

„Nicht viel kann ich mir von allein erklären, aber vielleicht könnt Ihr es. Wir beobachteten in der Nacht, dass sie ihre Zelte unten am Strand verließen und sich in das Wasser zurückzogen. Sie können dort offenbar atmen wie Fische – es ist unheimlich“, berichtete der ältere Mann.

„Ihr Lager ist also leer“, bemerkte Torok nachdenklich. „Der Angriff wird ohne Folgen bleiben und seine Kraft wird verebben, weil kein Gegner sich ihm entgegenstellt. Sie werden diese Verwirrung nutzen und dann ... selbst angreifen“, vermutete der Boa scharfsinnig. „Ist der Anführer der Feinde hier in der Stadt?“, fragte er drängend.

„Ja“, nickte Taslor. „Es handelt sich um ein furchtbares Wesen – größer als alle anderen und stets umgeben von einigen anderen ihrer Sorte, die ebenfalls größer als ihre Artgenossen sind. Sie haben sich im Haus des Rates eingenistet und von dort scheint er seine Truppen auch zu befehligen.“

„Wir müssen dieses Wesen unschädlich machen. Wie kommen wir am schnellsten hinaus?“, wollte der Boa wissen.

„Am Tage ist das unmöglich, sie kontrollieren die Stadt mit vielen Wachen. Erst wenn es dunkel wird, können wir uns im Schutz der verwinkelten Gassen hinauswagen“, sagte der alte Mann beschwörend. „So viel Zeit haben wir nicht, wir müssen sofort handeln“, erwiderte Torok.

„Glaubt mir, ihr könnt am Tage nichts ausrichten, ihr würdet nicht mal in seine Nähe gelangen. Wartet die Dunkelheit ab“, beharrte Taslor eindringlich.

„Vilian und die anderen werden in die Falle laufen“, bemerkte der Boa gepresst und sah sich zu Xoian um. Doch der General bestätigte die Worte seines alten Jugendfreundes. „Wir müssen warten. Es nutzt niemandem, wenn wir versagen, weil wir vor der Zeit entdeckt werden und dem Anführer der feindlichen Armee nicht mal in die Nähe kommen. Es ist schwer sich

in dieser Situation zu gedulden, aber wir müssen warten.“

„Ihr wollt diesen Anführer wirklich ... beseitigen?“, fragte Taslor zweifelnd.

„Das ist unsere Aufgabe. Wenn er nicht mehr lebt, ist die feindliche Armee ohne Willen und Führung und wird unterliegen. Doch dafür müssen wir uns eilen.“

Taslor nickte. „Sobald es möglich ist, werde ich euch auf dem schnellsten Weg zum Haus des Rates bringen. Bis dahin muss der Vater des Lichtes über dem Kaiser und seiner Armee wachen.“

„Ich hoffe, dass er das tut“, antwortete Torok düster und fügte sich schweren Herzens dem Schicksal, die Dunkelheit abwarten zu müssen ...

Ein dumpfer und düsterer Fanfarenton, dessen vibrierendes Stakkato das Mark erschütterte und die Erde erbeben ließ, erschall plötzlich von der Oberstadt. Unheilverkündend drohte dieser durchdringende Ton den Kriegern im Hafen und am Strand und ließ sie alle zusammenzucken. Einen Augenblick später wurde deutlich, wem dieses Signal gegolten hatte. Plötzlich erhoben sich Tausende und Abertausende von Carcaradoiden aus dem Wasser, die buchstäblich bis an die Zähne bewaffnet waren und brüllend und kreischend auf den Strand zuliefen. Ebenso verhielt es sich im Hafen auf der anderen Seite des Felsens. Auch hier sprangen die feindlichen Wesen wie von Katapulten angetrieben aus dem Wasser und griffen die Reiter an. Von einem Moment auf den anderen war aus der eigenartigen Stille ein Höllenlärm geworden – das große Schlachten begann.

Die Falle schnappte über den Kriegern der kaiserlichen Armee zu und die Angegriffenen waren für Augenblicke wie gelähmt. Nur sehr zögerlich konnten sich die Reiter um Vilian gegen die noch immer in großen Massen aus dem Hafenbecken herausspringenden Feinden formieren und sich ihrer erwehren. Diese hilflosen Momente kosteten viele Leben. Die hochgewachsenen und gewandten feindlichen Wesen schlugen mit ihren scharfen Waffen auf alles ein, was sie nur immer erreichen konnten und fällten Tier und Reiter. In nur kurzer Zeit war der Boden des Hafens blutgetränkt, was die Feinde noch wilder zu machen schien. Wie im Rausch durchbrachen sie jede Verteidigungskette der kaiserlichen Armee; nichts schien sie aufhalten zu können. Dabei schlugen sie nicht nur nach ihren Gegnern, sondern bissen sie und rissen ihnen dabei riesige Fleischstücke aus den Körpern, die sie noch während des Kampfes fraßen.

Dieses entsetzliche Geschehen schockte die Krieger dermaßen, dass sie zurückwichen, statt sich dem Kampf zu stellen. Die Schlacht stand kurz davor, verloren zu gehen, bevor sie überhaupt richtig begonnen hatte. Selbst die wehrhaften und mutigen Veromanen auf ihren zweibeinigen Reittieren schreckten vor diesen Feinden zurück und flüchteten.

Es war wieder einmal Aldanon, der Fürst der Alven, der den Mut und die Kampfkraft zurückbrachte. Wie ein Licht in dunkler Nacht strahlte er inmitten des Schlachtfeldes und rief mit seiner klaren und festen Stimme gegen den Lärm an, den er tatsächlich über-tönte. Tausende von Alvenkehlen antworteten ihm und plötzlich wurde der Ansturm der Feinde erstmals aufgehalten. Die Alven erwachten aus der Starre und

kämpften plötzlich mit einem Feuer in ihren Augen, welches die ganze Kraft und Macht ihres Volkes widerspiegelte. Sie schlugen die Feinde auf dem schmalen Steg des Hafens zurück und schufen ihren Verbündeten so Platz zum Formieren.

Endlich besann sich auch Vilian auf seine Kraft und stürmte mit Achtelon vor. Das Schwert schuf eine Aura um sich und seinen Träger, welche die Gegner vor Vilian regelrecht hinwegfegte. Viele Reiter scharnten sich um den jungen Kaiser und folgten ihm. Wie eine riesige Sense stießen sie mitten in den Hauptpulk der Carcarradoiden und mähten viele der Feinde mit einem Hieb nieder. Auf der linken Seite dieser Front rückten die Hochländer aus Kayhlien nach. Die Melodie ihrer Sachpfeifen ertönte wie ein Racheruf und trieb die Krieger in einer unaufhaltsamen Welle in Richtung Hafenbecken und Unterstadt an.

Alle Feinde, die in die Reichweite dieser Reiter gelangten, bezahlten das mit ihrem Leben. Weder die zahlenmäßige, noch die körperliche Überlegenheit der Carcarradoiden spielte in diesem Moment eine Rolle. Die Streitmacht der vereinten Völker war in Kampfeswut geraten, die niemand aufhalten konnte. Viele der feindlichen Wesen flohen vor dieser Wut in ihr eigentliches Element zurück und ihre vormals so dichte Front zerbröckelte wie morsches Holz im Sturm. Je mehr die Feinde zurückwichen, desto stärker wurde der Ansturm der vereinten Armee. Vilian sammelte noch einmal alle Männer aus Tharon um sich und durchbrach dann mit ihnen die letzten Reihen der ihnen entgegretenden Feinde kurz vor der Stadtmauer. Die beiden Gruppen trafen mit vollster Wucht aufeinander und ein Keil wurde dabei in die Masse

der Feinde getrieben. Achtelon glühte, der helle Schein der Klinge war Leit- und Hoffnungszeichen für die Menschen und Schrecken für die Gegner. Der junge Kaiser kam selbst nicht oft dazu, sein Schwert auch wirklich einzusetzen, denn die Feinde wichen allein beim Anblick der leuchtenden Klinge zurück. Der Hafen und der Platz vor der Stadtmauer waren bald übersät mit den Körpern der getöteten Feinde, deren Blut in Bächen zurück in das Wasser floss. Doch viele der Gegner entkamen auch durch die Fluten und konnten nicht mehr verfolgt werden. Der Kampf auf dieser Seite des Felsens schien gewonnen, doch jenseits am Strand tobte die Schlacht unvermindert fort – und dort sah es längst nicht so gut für die Armee der vereinten Völker aus ...

Dorra Glia Kan befahl über die Einheiten der Dwanen, Wargländer und der anderen Krieger am Strandabschnitt der Schlacht. Das verlassene Kriegslager der Feinde hatte die eigenen Verbände jedoch weit auseinandergedrückt, da die Krieger zunächst möglichst viele Zelte gleichzeitig angegriffen hatten, nun aber feststellten, dass diese leer waren. Kurz darauf vernahmen auch sie den dumpfen Fanfarenton und entlang des Strandes erhoben sich plötzlich die langen Reihen der feindlichen Wesen aus dem Wasser und stürmten auf ihre Gegner an Land zu. In kürzester Zeit verwickelten die zahlreichen Carcarradoiden Dwanen und Menschen in Kämpfe, ohne dass sich die Angehörigen der vereinten Armee in brauchbare Kampfformationen aufstellen konnten. Jeder der Krieger des Kaisers hatte plötzlich mehrere Gegner gleichzeitig gegen sich und musste schwer um das eigene Leben

kämpfen. Die Kampf- und noch häufiger Todesschreie - hallten tausendfach über den ansonsten so friedlichen und nur vom Rauschen der Wellen erfüllten Landstrich dieser Küste. Die Schaumkronen der Wellen färbten sich rot und die Fluten schienen gierig nach den Gefallenen, die dicht am Wasser lagen zu lecken, um sie mit sich zu reißen.

Die Angreifer aus dem Wasser teilten sich in zwei Stränge, von denen der eine Teil die tharonischen Verbündeten angriff, die sich etwas außerhalb des Zeltlagers positioniert hatten, während der andere Strang langsam einen Ring um die sich innerhalb des Lagers befindenden Krieger bildete und sie einkreiste. Damit wollten die Feinde die vereinte Armee des Kaisers zerteilen und die einzelnen Abschnitte nacheinander besiegen. Immer noch neue Wesen tauchten aus den Fluten auf und drängten an Land, wo sich inzwischen ein schier undurchschaubares Gewirr von kämpfenden und sich windenden Körpern gebildet hatte.

Die skalizischen Bogenschützen versuchten sich der anstürmenden Masse der Feinde entgegenzustellen und schossen aus direkter Nähe blitzschnell Pfeil um Pfeil ab. Dabei wurden sie aus der Luft von den Alven auf den Cerah unterstützt. Kaum ein Geschoss ging einmal fehl und die getroffenen Carcarradoiden türmten sich mittlerweile zu regelrechten Wällen auf. Dennoch erfolgte der Ansturm von immer neuen Gegnern unaufhörlich fort. Beinahe gänzlich hatte sich der Ring der Feinde um die hauptsächlich aus Dwanen bestehenden Einheiten innerhalb des Zeltlagers geschlossen und zog sich nun immer enger zusammen. Die kleinen Krieger mit ihren gefürchteten Rundäxten wehrten sich verzweifelt und mit dem Ergebnis vieler

getöteter Gegner. Dennoch konnte die Front der Feinde nicht von innen durchbrochen werden und die Dwanen mussten selbst viele Verluste hinnehmen.

Doch gerade als die Lage schon aussichtslos erschien, waren das Donnern der Hufen und die Kampfschreie Tausender Reiter zu vernehmen, denn der Kaiser und seine Schar kehrten zurück. Sie durchbrachen die dichten Linien der Feinde und stürmten ohne aufgehalten zu werden auf den Ring um das Zeltlager zu. Die Gegner mussten sich nun auf diese neue Situation einstellen und drehten sich den reitenden Angreifern zu, die aus ihrer Sicht eigentlich gar nicht mehr existieren durften. Doch die Schlacht am Hafen hatte offensichtlich eine andere Richtung als die gedachte genommen, und die reitenden Weißhäute kamen ihnen nun entgegen. Als die eingekesselten Dwanen bemerkten, dass ihnen Hilfe zukam, verdoppelten sie ihre Anstrengungen noch einmal und gingen mit allen verbliebenen Kräften gegen die Feinde innerhalb des Ringes vor.

Trotz der vielen sich windenden Leiber sah Dorra Glikan die Reiter auf sich zukommen. Der strahlende Glanz des jungen Kaisers an der Spitze war wie ein Zauber, der für einen Moment die Zeit und die Bewegungen der Schlacht anzuhalten schien. Der Dwanenhäuptling sah nur diese eine Szene – und sie war dermaßen magisch, dass er den Moment der Hoffnung in all der Verzweiflung nie wieder vergaß.

Wie ein Sturm kam die Reitertruppe über die Feinde und sprengte den Ring von außen auf. Tharonische Soldaten, Veromanen und Alven bildeten nun ihrerseits einen Kreis um die Feinde, die sich plötzlich zwischen den Reitern und den Dwanen in der Mitte

wiederfanden und trotz ihrer noch immer großen Zahl zwischen diesen beiden Fronten aufgerieben wurden. Die Kampfkraft und der Mut der kaiserlichen Armee waren ungebrochen und den Feinden drohte zu dieser Stunde der Untergang ...

Das Geschehen auf dem Schlachtfeld unter ihm wurde natürlich auch von dem Anführer der Armee der Carradoiden verfolgt. Er hatte in der Oberstadt seinen Platz eingenommen, um von hier aus alles zu leiten. Er war der Abgesandte des Erhabenen und nur dessen Willen und Macht unterstellt. Ansonsten war er frei in seinen Entscheidungen und in der Wahl seiner Kriegstaktik. Doch diese schien zu seinem Entsetzen im Moment überhaupt nicht aufzugehen. Trotz der sehr großen Zahl an Kriegeren, die ihm zur Verfügung stand und die eigentlich ausreichen sollte, das Häuflein Menschen und ihre Verbündeten hinwegzufegen, war der Widerstand dieser niederen Wesen erfolgreich. Viel erfolgreicher, als er es nach dem schnellen Sieg in der Stadt Tharon für möglich gehalten hätte. Der kleine Erfolg der Menschen im Hafen war eher zu vernachlässigen und kümmerte ihn wenig, doch der Verlauf der übrigen Schlacht unten am Strand war ihm zuwider.

Vor allem dieser junge Menschenkaiser, der offenbar noch immer im Besitz des Zauberschwertes war, schien für diesen unerwarteten Erfolg der Menschen und ihrer Verbündeten verantwortlich zu sein. Voller Wut betrachtete er die leuchtende Gestalt inmitten der Reiter und fluchte zischend, als er die Schlacht beobachtete. „Dieser dort muss vernichtet werden“, sagte er mit kalter, dumpfer Stimme und deutete auf Vilian,

der an der Spitze seiner Kämpfer ritt und Achtelonschwang.

Zwei in vollkommen schwarze Rüstungen gekleidete Artgenossen, die sich die ganze Zeit an seiner Seite befanden, nickten nur stumm und entfernten sich dann. Für einen Augenblick sah er ihnen nach und richtete seine Aufmerksamkeit dann wieder auf die Schlacht, die unvermindert weitertobte. Er wusste, dass sein Problem nun bald beseitigt war und verspürte bereits jetzt ein tiefes Gefühl von Zufriedenheit und Siegesgewissheit – aber er lächelte nicht, denn dazu war seine Art nicht in der Lage. Die Hoffnung der Menschen würde auf jeden Fall rasch beendet sein, denn die beiden von ihm gesandten Krieger hatten noch niemals versagt ...

Die Befreiung der eingeschlossenen Dwanen und Wargländer gelang tatsächlich. Das gesamte Geschehen kippte nun zu Gunsten der vereinten Armee. Schließlich kam es sogar soweit, dass die Carcarradoiden flohen und ihr Heil im Meer suchten. Tausende von ihnen ließen ihre Waffen fallen und eilten mit weiten Sätzen in die Wellen, um dort unterzutauchen und zu verschwinden. Doch gerade in diesem Moment, noch ehe die Menschen und ihre Verbündeten über ihren vermeintlichen Sieg jubeln konnten, ertönte wieder dieser unheilvolle Fanfarenton. Für einen Augenblick schien alles wie eingefroren zu sein – Freund und Feind lauschten dem durchdringenden Ton, der von einer Mauer in der Oberstadt ertönte. Kurz darauf erfolgten weitere unheilverkündende Geräusche vom Meer her. Unter lautem und heftigem Zischen und Brodeln erhoben sich plötzlich dunkle Ungetüme wie

riesige Fische aus dem Wasser. Drachen tauchten auf und ließen die Angehörigen der vereinten Armee entsetzt zurückweichen und die Feinde aufjubeln. Dreißig oder vierzig dieser Ungeheuer erhoben sich nur etwa eine Feldlänge weit vom Ufer und bildeten eine regelrechte Kette auf dem Wasser. Schon bald erkannten die Menschen und ihre Verbündeten, dass es sich lediglich um Schiffe, nicht um Monstren handelte.

Doch was für Schiffe waren das? Das fragten sich viele der Kämpfer, die den Bericht Toroks natürlich nicht mitbekommen hatten. Auf jeden Fall spürten sie sofort, dass eine neue, unbekannte Gefahr drohte. Die eigenartigen Rümpfe der ohne Segel und Takelage versehenen Gefährte drehten sich dem Ufer zu und öffneten dabei etliche kreisrunde Luken. Kurz darauf spien sie feurige Kugeln heraus, die zum Strand herüberflogen und bei ihrer Landung mit gewaltigem Donner explodierten und große Krater in den Boden rissen.

Ein regelrechter Hagel dieser etwa kopfgroßen Kugeln wurde abgeschossen und landeten zumeist mitten in den Reihen der Verbündeten, wo sie großen Schaden anrichteten. Viele der Krieger gerieten angesichts dieser neuen Gefahr in Panik. Donner, Rauch und die verheerende Wirkung der Geschosse waren zu viel für die vom langen Kampf Gezeichneten. In nur wenigen Augenblicken war die zuvor einheitliche, geschlossene Front zerstört und alles floh nur noch vor den unvermindert heranfliegenden Feuerkugeln.

Ungläubig blickte Vilian auf die Zerstörungen, welche die Waffen des Feindes hinterließen und alle Hoffnung wich nun aus ihm. Hier half auch das Schwert Achtelon nicht mehr, denn es konnte die tödliche

Fracht, welche aus den Schiffen abgeschossen wurde, nicht aufhalten.

Ein Unterführer der tharonischen Reiter kam dicht an Vilian heran. Der Mann war am Kopf verwundet und sein Blick zeigte deutlich seine Furcht. „Herr, die Front bricht vollkommen zusammen. Was sollen wir tun?“, fragte er gehetzt.

Der junge Kaiser sah sich ratlos um, während die Geschosse weiterhin über ihn hinwegflogen und ihr zerstörerisches Werk fortsetzten. Die Armee wich immer weiter zurück und die Feinde kehrten aus dem Wasser zurück. Nun waren es wieder die zuvor geflohenen Carcarradoiden, die voranstürmten und sich mit wildem Gebrüll auf ihre Gegner stürzten. Nur Vilian und einige der besten tharonischen Soldaten und Offiziere hielten für den Moment noch stand – und Chorenia, die auch in dieser dunkelsten Stunde nicht von Vilians Seite wich. Gemeinsam versuchten diese wenigen, den Ansturm der Feinde aufzuhalten und fühlten sich dabei wie die Reste einer untergehenden Insel in einem stürmischen Meer.

Doch plötzlich erhielten sie Unterstützung von den Alven, die sich weiter hinten wieder gesammelt hatten und unter Aldanons und Lianas Führung zurückkehrten. Trotz der vielen in ihrer Nähe einschlagenden Geschosse ritten die Lichtkrieger unbeeindruckt voran. Ihr goldenes Haar wehte im Wind und die strahlenden Gestalten schienen die Finsternis der dunklen Wolken am Himmel zu verdrängen. Die Entschlossenheit in ihren Augen siegte noch immer über jede Furcht und jeden Zweifel – die Alven kamen unter dem Donner der Hufen ihrer vierbeinigen Brüder zurück. Auch aus der Luft erfolgte Hilfe, denn die Cerah flogen einen

gemeinsamen Angriff auf die Feinde am Ufer. Tausende von Pfeilen schossen die Reiter der Cerah auf ihre Gegner ab, während sie über diese hinwegflogen. Ein regelrechter Hagelschauer der Alvenpfeile ging auf die Carcarradoiden hernieder und jeder dieser Pfeile traf sein Ziel. Die vielen toten Körper der feindlichen Wesen hinderten ihre Artgenossen am Fortkommen.

Aldanon gelangte bei Vilian und den Tharonern an. „Haltet noch kurze Zeit stand, Hilfe naht vom Wasser aus“, rief er ihnen zu.

Verwundert blickten die Angerufenen auf das Meer hinaus, konnten jedoch nichts erkennen. „Woher?“, fragte Vilian.

„Schiffe sind am Horizont zu sehen, die das Banner Gholans tragen“, antwortete Aldanon. Die scharfen Augen des Alven hatten bereits entdeckt, was die Menschen noch lange nicht erkennen konnten. Eine lange Reihe breiter Segel des Seevolkes der Gholaner kam aus Richtung Südosten auf die Mündung des Ihereas zu – und das bedeutete Hilfe zu Wasser, denn die Gholaner galten als die besten Seefahrer unter der Sonne. Sie waren die Verbündeten des Kaiserhauses von Tharon, das ihnen unter Yardoan Tauris ihr angestammtes Land zurückgegeben hatte.

Tatsächlich waren die Segel auch bald für Menschenaugen zu erkennen. Als die kampfmüden Krieger der vereinten Armee mitbekamen, wer sich dort näherte, kehrte bei vielen der Mut zurück. Plötzlich war ein Ausruf in aller Munde, der vor langer Zeit auch in der Schlacht um die Stadt Markestiana die Hoffnung zurückgebracht hatte: „Die Gholaner kommen“.

Noch ein letztes Mal nahmen die versprengten Verbündeten all ihre Kräfte zusammen und stemmten sich gegen die feindliche Übermacht. Während die gholanischen Schiffe von einem günstigen Wind schnell herangetrieben wurden, vereinten sich Dwanen, Wargländer, Veromanen, Skalizier, Tharoner, Hochländer, Welken und all die vielen anderen Stämme und Völker wie auf ein geheimes Zeichen und rückten ungeachtet der Feuerkugeln wieder zum Strand vor.

Der Beschuss von den Schiffen der Feinde wurde kurz darauf eingestellt, denn sie mussten sich auf die neue Situation einstellen und den Gholanern zuwenden. Sie drehten ihre Waffen zur Seeseite und erwarteten die gegnerische Armada. Die Verbündeten an Land konnten so wieder ungehindert vorstürmen, bis sie mit den Feinden am Wasser zusammenstießen und das Schlachten am Strand erneut begann.

Vilian und seine Reiter hielten sich in einer Linie dicht am Wasser und trieben die Feinde überall dort, wo sie die Oberhand zu gewinnen drohten, zurück. Dorra führte eine starke Gruppe von Dwanen und Wargländern an, die wie eine Spaltaxt in die Front der Carcaradoiden einschlug und sie zerteilte. Aus der Luft schossen noch immer die Cerahreiter unvermindert und treffsicher auf die Feinde. Dicht an den Felsen der Stadt fuhren die Veromanen wie Rachegötter mit ihren stachelbewehrten Waffen – den Veros – in eine Gruppe von Gegnern, die sich sammelten und eine neue Formation bilden wollten. Trotz der vielen Verluste und der bereits lange andauernden Schlacht kämpften die Verbündeten in diesen Momenten über jedes natürliche Maß hinaus und drängten den noch

immer weitaus zahlreicheren Gegner erneut zurück, während die Dämmerung dieses furchtbaren und scheinbar endlosen Tages einsetzte.

Inmitten all der Kämpfe, all des Schlachtens und der Heldentaten einzelner Krieger oder Gruppen bemerkte niemand die beiden schwarzen Gestalten, die sich am Rande des Schlachtfeldes entlang schlichen, jeder Auseinandersetzung geschickt auswichen und nach ihrem Ziel suchten ...

Das Warten wurde zur unerträglichen Qual. Hier unten zum Nichtstun verdammt zu sein, war für Torok vielfach schlimmer, als die auswegloseste Lage in einer Schlacht. Während dort unten der Kampf schon seit Stunden tobte und sich die vereinte Armee vielleicht in verzweifelter Situation befand und darauf hoffte, dass Torok und Xoian ihren Auftrag erfüllen würden, mussten die beiden Männer auf die Dunkelheit warten. Wenn es dann endlich soweit war, konnte es bereits zu spät sein und der Boa hätte dann versagt – ein Gedanke, den er nur schwer ertragen konnte. Wie oft schon mochte Vilian zur Oberstadt hinaufgesehen und gehofft haben, dass etwas geschah? Torok glaubte in diesen langen Stunden der Untätigkeit wahnsinnig zu werden.

Endlich, nach einer scheinbaren Ewigkeit, gab Taslor seinem Sohn ein Zeichen und der Junge erhob und entfernte sich für einige Augenblicke. Kurz darauf kam er wieder und nickte seinem Vater zu. „Die Sonne war auch heute nicht zu sehen, aber das restliche Licht ist nun auch verschwunden und die Dunkelheit bietet uns Schutz in den Gassen der Stadt“, bemerkte er.

„Gut, eure Geduld ist nun genügend erprobt worden, wir können uns hinauswagen“, sagte Taslor zu Torok und Xoian. Er erhob sich von dem Stuhl, auf dem er gesessen hatte und gab seinen beiden Kindern noch Anweisungen für den Fall, dass er nicht zurückkehrte. Sein Sohn war nicht davon begeistert, zurückbleiben zu müssen, fügte sich dann aber seinem Vater.

„Haltet den Widerstand aufrecht, falls wir scheitern“, sagte der Boa zum Abschied zu dem jungen Mann und seiner Schwester. Auch Xoian verabschiedete sich von Taslors Kindern, indem er ihnen aufmunternd auf die Schultern klopfte und dann seinem alten Jugendfreund folgte. Die drei Männer begaben sich in einen benachbarten Raum, durchschritten diesen gänzlich und kamen an dessen Ende an eine Art Sockel, über den man in eine schräg aufsteigende Röhre gelangte, in welche die Männer einstiegen und hinaufkrochen. Nach etwa zwei Mannslängen kam Taslor, der vorausgekrochen war, an ein eisernes Gitter, das an einer Seite zwei rostige Scharniere besaß. Vorsichtig und mit leisem Quietschen hob er beiseite und blickte sich kurz um. Offenbar war alles in Ordnung, denn er stieg gleich darauf aus der Röhre aus und forderte seine beiden Begleiter auf, ebenfalls herauszukommen. Der Boa und der General kamen der Aufforderung natürlich schnell nach und sie gesellten sich zu ihrem Helfer, der dicht an eine Wand gedrängt stand und sich ständig umblickte.

Die Dunkelheit in der engen Gasse, in der sie sich befanden, war in der Tat stark fortgeschritten, obwohl es vielleicht gerade um die fünfte Stunde des Nachmittags war. Normalerweise war es zu dieser Jahreszeit bereits weitaus länger hell, die von der bösen Macht

geschaffene Finsternis verdeckte jedoch das Sonnenlicht des aufkommenden Frühlings. Doch sie kam den drei heimlichen Gestalten diesmal nur recht, denn so konnten sie sich ungehindert fortbewegen. Für gewöhnlich hielten sich die Besitzer der Stadt um diese Zeit auch fern von dem Gewirr aus dunklen Gassen und Straßen, wie Taslor nicht ohne Stolz berichtete. Es war in der Tat ein Labyrinth aus schmalen, sich zwischen eng aneinander stehenden Wohnhäusern hindurchschlängelnden und zumeist schiefgetretenen Wegen, durch die sie hindurchschlichen. Die Tatsache, dass sich das gesamte Leben der Oberstadt auf den engen Raum der Felsenkrone begrenzen musste, hatte eine derartig verwinkelte Wohnstadt geschaffen. Zudem waren alle Laternen aus und auch ansonsten gab es keine Lichtquelle, welche die Straße beleuchtete.

Während die drei Männer sich weiter vorarbeiteten, kam ein frischer Wind von der Seeseite auf, der die finstere Wolkenfront am Himmel aufriss. Irgendetwas war anders an diesem Abend, wie Taslor für sich feststellte, als er hinaufblickte. Lag es nur an der Schlacht, die unten immer noch tobte, oder war Veränderung in der Luft? Offenbar tat sich wirklich etwas, denn die Besatzung der Oberstadt schien sich plötzlich in heller Aufregung zu befinden. Aus der Nähe waren wütende Befehle, Schreie und die Geräusche vieler sich im Laufschrift befindlicher Füße zu vernehmen.

Taslor stutze und lauschte diesen Geräuschen. „Sie sind wie aufgescheucht. Die ganze Besatzung scheint auf den Beinen zu sein“, sagte er verwundert.

„Sie werden hinab in die Schlacht geschickt“, antwortete Torok scharfsinnig. „Ich weiß jedoch nicht, ob das

ein gutes oder ein schlechtes Zeichen für uns ist“, fügte er nachdenklich hinzu.

„Wenn sie schon Verstärkung benötigen, dann wohl eher ein gutes für uns“, vermutete Xoian hoffnungsvoll.

„Wir werden sehen – kommt weiter“, forderte der Boa seine beiden Begleiter auf. Kaum hatte er das gesagt, als sie plötzlich vom Licht zweier Fackeln geblendet wurden. Die nächsten Augenblicke waren von Toroks blitzschneller Reaktion und seiner Kunst zu kämpfen geprägt. Kaum hatten die beiden Carcarradoiden die drei Männer entdeckt, sank eins der beiden Wesen bereits mit einem Wurfmesser im Hals nieder. Mit einem gewaltigen Satz war der Boa beim zweiten Gegner, packte ihn und verdrehte ihm ruckartig den Kopf, dass es hörbar knirschte und auch dieser tot zu Boden fiel. Dies alles war so schnell und zum Glück so geräuschlos vor sich gegangen, dass die beiden Menschen noch immer überrascht und vor Schreck erstarrt waren, als Torok die beiden Fackeln längst gelöscht und die beiden Gegner beiseitegeschoben hatte. „Bitte nach Euch“, sagte er anschließend im trockenen Ton zu Taslor und machte mit der Hand eine scherzhaft einladende Bewegung.

Der ältere Mann schüttelte nur verwundert seinen Kopf und schritt dann wieder voran. Ab jetzt mussten sie sich jedoch noch vorsichtiger fortbewegen, wie die Begegnung mit den beiden Carcarradoiden eben gezeigt hatte. Sie verbargen sich so oft es ging in Hauseingängen und unter Balkonen, bevor sie sich wieder ein Stück weiter fortbewegten. Auf diese Weise durchquerten sie die Südseite des Felsens, bis sie in die Nähe der Verwaltungs- und Regierungsgebäude kamen.

Bisher hatten sie sich immer durch Nebenstraßen und kleine Gassen bewegt, doch das letzte Stück bis zum Ratspalast mussten sie über die Hauptstraße zurücklegen – einen anderen Weg gab es nicht.

Taslor blieb im Schatten einer Mauer kurz vor der Straße stehen und winkte seine beiden Begleiter dicht an sich heran. Er deutete mit dem Finger auf das große Gebäude gegenüber. „Dort ist es“, flüsterte er.

Torok und Xoian sahen sich die Lage des Rathauses an. Wie die meisten anderen Häuser war auch dies Gebäude dicht an den Rand des Felsens gebaut worden, man konnte also nicht von der Rückseite hineingelangen. Es gab offenbar nur den Haupteingang – doch genau davor konzentrierte sich die Tätigkeit der Besatzer. Eine große Gruppe der feindlichen Wesen sammelte sich vor dem Gebäude, die offensichtlich die Rampe zum Hafen hinabmarschieren sollte. Heller Fackelschein beleuchtete diese Szene, die von hektischer Eile bestimmt war. Wie es aussah, formierte sich in der Tat die gesamte Besatzung der Oberstadt und sollte mit Ausnahme einiger weniger Wachen in den Kampf eingreifen.

Gebrüllte Befehle und Flüche begleiteten das Formieren der Gruppe; anscheinend waren die Kämpfer nicht gerade begeistert von ihrer neuen Aufgabe und mussten zur Raison gebracht werden. Ein besonders großes Exemplar der Wesen trat aus dem Portal des Gebäudes heraus und baute sich drohend vor den unwilligen Artgenossen auf. Sofort kehrte Ruhe in die Truppe ein und sie setzte sich kurz danach ohne weiteres Murren in Marsch.

„Das dort ist er“, raunte Taslor den beiden anderen Männern zu.

„Den hätte ich auch sofort erkannt“, antwortete Xoian beeindruckt von der Statur des Anführers der Carcarradoiden.

„Wir warten ab, bis sich die Truppe aus der Rufweite entfernt hat und laufen dann so schnell wie möglich herüber. Die wenigen Wachen sollten kein Problem für uns sein“, bemerkte Torok.

„Ich bin auf alle Fälle bereit“, nickte der General zustimmend.

„Ihr, Herr Taslor, habt Euren Dienst an uns erfüllt und könnt Euch nun zurück zu Euren Kindern begeben“, wandte sich der Boa an den älteren Mann.

„Ich werde euch doch in der Stunde der Bewährung nicht im Stich lassen“, verneinte Taslor beinahe empört.

„Es wird sehr gefährlich, ich kann nicht für Euer Leben garantieren“, erwiderte Torok.

„Diese Bestien haben unsere Stadt besetzt und meine Familie auseinandergerissen. Ich habe noch einige Zeche mit ihnen offen“, sagte Taslor mit festem Ton.

Torok und Xoian nickten beide gleichzeitig und akzeptierten den Willen ihres Begleiters. Sie würden also zu dritt in den Ratspalast eindringen und ihre Aufgabe versuchen zu erledigen. Im Moment blieben sie jedoch noch so lange verborgen, bis der Trupp der Besatzer außer Hörweite gelangt war.

Der Anführer der Carcarradoiden war mittlerweile wieder in das Gebäude zurückgegangen und lediglich zwei Wachen standen vor dem Portal, die es noch abzulenken galt. Torok hatte eine Idee und hob zwei Steine auf, die er nacheinander zu den beiden Wachen herüberwarf und ihre Rüstungen dabei traf. Die beiden Wesen blickten verwundert herüber und sahen

einen älteren Mann, der gegenüber am Eingang einer Gasse stand und ihnen hämisch zuwinkte ...

Die Armada aus Gholan war nun in Sichtweite herangekommen. Die Segel mit dem Abbild eines Totenschädels, aus dessen Mitte ein langer Zopf herauswuchs – ein Relikt aus vergangenen Piratentagen – reckten sich den feindlichen Schiffen drohend entgegen. Noch waren sie offensichtlich nicht nahe genug herangekommen, um von den Feuerkugeln erreicht zu werden, denn es wurde noch nicht auf sie geschossen. Allerdings drehten die Gholaner den Spieß um und schossen ihrerseits eigene Waffen ab. Überdimensionierte Speere, die sich mit lautem Surren in der Luft um die eigene Achse drehten, flogen zu den gegnerischen Schiffen herüber und bohrten sich in die Rümpfe der feindlichen Flotte.

Jeder Treffer richtete gewaltigen Schaden an, denn die Speere rissen große Löcher in die Schiffswände. Einige der feindlichen Schiffe wurden gleich von mehreren gholanischen Geschossen getroffen und kenterten oder sanken gar – diesmal jedoch unfreiwillig. Die Feinde merkten spätestens jetzt, dass sie es nicht mit einem einfachen Gegner, sondern mit erfahrenen Seefahrern zu tun hatten. Ohne dass sie auch nur eine einzige Feuerkugel auf die gholanischen Schiffe abgeschossen hatten, versuchten die bisher noch unbeschädigten Teile der feindlichen Flotte durch Tauchmanöver zu entkommen.

Die gholanische Armada bildete daraufhin eine neue Formation in Form eines Ringes, ohne in die Reichweite der Gegner zu gelangen. Diese Strategie der Seeleute war klug, denn sie blieben nicht in einem Pulk

zusammen, um ein leichtes Ziel für die feindlichen Tauchschiffe zu bieten, sondern sie verteilten sich auf dem Wasser. Dabei kam ihnen die Wendigkeit und Schnelligkeit ihrer Schiffe zugute. Ihre Feinde mussten sich also immer auf einen einzigen Gegner konzentrieren, wenn sie nun tatsächlich noch einmal von sich aus angreifen wollten.

Doch dazu kam es nicht, denn aus westlicher Richtung näherte sich plötzlich eine Flutwelle, die wie von einer unsichtbaren Kraft vorangeschoben wurde und geradewegs auf den Ort der Seeschlacht zusteuerte. Wie sich bald herausstellte, stammte sie nicht von weiteren feindlichen Tauchschiffen, sondern besaß eine ganz andere Ursache.

Auch an Land wurde dieses seltsame Phänomen beobachtet. Die sich inzwischen im deutlichen Vorteil befindlichen Krieger der vereinten Armee blickten besorgt auf das Wasser und befürchteten bereits eine neue finstere Macht des Feindes hinter dieser Flutwelle. Wieder war es Aldanon, der die frohe Botschaft verkündete, als er auf das Meer sah: „Dies ist das Volk Murions aus den Tiefen des Meeres. Nun ist der Sieg wirklich unser“, rief der Alvenfürst erfreut aus.

Niemand der Umstehenden - auch Vilian nicht - wusste so recht etwas mit dieser Nachricht anzufangen. Doch schon bald zeigte sich in der Tat, dass ein weiterer Verbündeter dort im Wasser wirkte. Die Welle schob sich in Richtung der abtauchenden Schiffe der Feinde. Plötzlich verwandelte sich das Meer in einen riesigen Kochtopf, in dem das Wasser brodelte und schäumte. Hätte jemand der Beobachter über dem Wasser schweben können, dann hätte er inmitten dieses seltsamen Geschehens gelegentlich große Fisch-

schwänze aus dem Wasser schnellen sehen – und unter der Wasseroberfläche hätte er dann noch viel eigenartigeres entdeckt. Hunderte von seltsamen Wesen, halb Mensch und halb Fisch, die sich mit Lanzen bewaffnet und einer schier unglaublichen Kraft und Gewandtheit auf die Tauchschiffe stürzten, sie sogar zerstörten und die Carcarradoiden bekämpften. Unter Wasser setzte sich die Schlacht also in unglaublicher Weise fort, die an Land endlich zu Gunsten der vereinten Armee entschieden werden konnte, wie es schien.

Mit dem plötzlichen Aufbrechen der dichten Wolkendecke und einer glutrot untergehenden Sonne, die ihre abendlichen Strahlen wie einen Gruß an die Kämpfer sandte, ertönte ein erschütternder und unglaublich lauter, klagender Schrei von der Oberstadt, der für einen Augenblick alle Bewegung auf dem Schlachtfeld einfror – Freund und Feind lauschten diesem Schrei und alles blickte hinauf ...

Die beiden Carcarradoiden verständigten sich kurz und dann lief einer der beiden zu dem vermeintlichen Steinewerfer herüber, um ihn kurzerhand für diese Respektlosigkeit mit dem Schwert zu bestrafen. Schon zückte das Wesen seine Waffe und stürmte auf Taslor zu, der sich schnell in die Dunkelheit der Gasse zurückzog. Der Angreifer eilte ihm hinterher und war so auf die Verfolgung des Mannes fixiert, dass er den dunklen Schatten, der plötzlich von der linken Seite auf ihn zukam, erst viel zu spät bemerkte. Torok packte den Gegner von hinten, legte ihm den Arm wie einen Schraubstock um den Hals und drückte zu. Der Carcarradoide zuckte und strampelte wie wild mit

Armen und Beinen, konnte sich aber trotz aller Anstrengungen nicht aus dem Griff befreien, der ihm langsam die Luft und die Sinne raubte. Schließlich sackte das Wesen zusammen und Torok ließ es nach einer Weile zu Boden sinken. Die Waffen des Gegners nahm Taslor an sich, der sich nun wieder am Eingang der Gasse zeigte, zu der zweiten Wache herüberpiff und provozierend seine „Beute“ zeigte.

Der Carcarradoide sah verblüfft und unschlüssig herüber. Offenbar wusste er nicht, was er tun sollte, zumal sein Artgenosse nicht zurückkehrte. Er war sichtlich hin und hergerissen zwischen der Pflicht, seinen Wachposten einzuhalten und dem Drang, diesen frechen Menschen zu schnappen und ihn unschädlich zu machen. Letzteres siegte in dem Wesen und es kam wütend und ebenfalls mit gezogenem Schwert über die Straße gelaufen. Doch es ahnte diesmal die Falle, blieb kurz vor der Gasse stehen und starrte in die Dunkelheit, in die Taslor bereits wieder verschwunden war. Zögernd trat der Carcarradoide näher, immer mit vorgehaltener Waffe und äußerst angespannt.

Torok erkannte, dass ihre Taktik diesmal nicht funktionierte und ging nun selbst zum Angriff über. Er trat aus dem dunklen Schatten heraus und schleuderte eines seiner Wurfmesser auf den Gegner. Die Klinge drang durch die Lederrüstung hindurch und stach dem Wesen direkt ins Herz. Röchelnd fiel es nieder und blieb reglos liegen. Nun war der Weg frei und die drei Männer rannten so schnell es ging zum Portal des Rathauses herüber, um dort wieder Deckung zu finden.

Vorsichtig öffnete Torok die große und schwere Tür und lugte hinein. Ein durch Fackeln beleuchteter

Dielensaal mit einer Empore, die über zwei Treppen auf der rechten und linken Seite des Saales zu erreichen war, lag hinter der Tür – und er war zum Glück leer. Die drei huschten hinein und eilten zunächst unter die rechte Treppe, wo sie erneut stehen blieben und sich verbargen. Vorsichtig trat der Boa aus dem Schatten der Treppe heraus und sah hinauf auf die Empore, von der aus man offenbar in die oberen Räumlichkeiten des Gebäudes gelangte. Auch dort war niemand zu sehen, das gesamte Haus schien wie vollkommen verlassen zu sein. Doch der Anführer der feindlichen Armee musste sich noch irgendwo in dem Haus aufhalten.

Taslor vermutete, dass er oben im Ratssaal zu finden war. „Dort gibt es einen Balkon, von dem aus man über den Hafen und den Strand blicken kann“, flüsterte er.

„Dort wird er sicherlich sein“, nickte Torok. „Die Frage ist nun noch, wie viele seiner Artgenossen sich bei ihm befinden. Sie werden auf jeden Fall keine einfachen Gegner sein, wie die beiden Wachen draußen. Seid also vorsichtig und geht kein Risiko ein“, sagte der Boa eindringlich, bevor sie sich über die Treppe nach oben begaben.

So leise es ging, schlichen die drei Männer die Stufen hinauf. Die Empore führte an mehreren Türen zu kleineren Nebenräumen vorbei. In der Mitte gab es einen Torbogen mit Verzierungen aus der tharonischen Mythologie und einer ebenfalls reich verzierten Tür mit Eisenbeschlägen. Dahinter lag der Ratssaal und wohl auch die Antwort auf die Frage der drei Männer, mit wie vielen Gegnern sie rechnen mussten. Torok legte seine Hand auf den Türgriff und blickte seine beiden

Begleiter noch einmal fragend an. Beide hielten ihre Waffen bereit und nickten stumm. Dann stieß der Boa die Tür mit einem heftigen Ruck auf, dass sie an die Wand krachte. Die drei Männer stürmten in den Saal hinein ... und fanden ihn wieder leer vor. Sie standen auf der obersten Stufe einer hinabführenden Stein-
treppe, die an einer Glasfront endete, welche jedoch mit roten Samtvorhängen verdeckt war. Neben der Treppe befanden sich auf der rechten Seite die Sitzreihen des Rates, die ebenfalls stufenförmig nach unten hin angeordnet waren. Zentral davor befand sich ein Pult für die Redner. Flankiert wurde der Saal von zwei Reihen schlanker Säulen, welche die Decke stützten. Zwei Feuerschalen spendeten Licht und erhellten den Saal, der ansonsten durch die Vorhänge verdunkelt wurde. Auf der rechten Seite bewegte sich der Stoff deutlich und erregte die Aufmerksamkeit der drei Männer.

„Dort geht es hinaus auf den Balkon“, sagte Taslor leise und deutete mit dem Schwert in die Richtung.

Torok nickte und stieg die Treppenstufen langsam hinab. Als er an dem Vorhang angelangt war, spürte er den Wind, der hineinwehte. Mit seinem Schwert drückte er den Stoff langsam zur Seite, lugte vorsichtig hindurch und ging dann hinaus auf den Balkon. Seine beiden Begleiter folgten ihm und blieben dann wie angewurzelt stehen, als sie erkannten, was sie hier draußen erwartete.

Der Balkon wurde von einer steinernen Brüstung flankiert, die bauchige, eng beieinanderstehende Säulen besaß, welche einen wunderschön verzierten Handlauf trugen. Er erstreckte sich zur Meereseite hin und man konnte von hier den Hafen und auch den Strand

hervorragend betrachten. Auf der Strandseite standen drei Carcarradoiden – der Anführer der Wesen, sowie zwei seiner Artgenossen – die zwei junge Mädchen und eine ältere Frau in ihrer Gewalt hatten, denn sie hielten ihnen jeweils ein langes Messer an den Hals und blickten die drei Männer, die gerade den Balkon betraten triumphierend an.

Anscheinend waren sie bereits erwartet worden, wie Torok enttäuscht feststellte. Woher die drei Menschen kamen oder wer sie waren, konnte er in diesem Moment nicht feststellen, aber er sah die große Angst in ihren Augen und die flehenden Gesichtsausdrücke. Und er bemerkte auch das Entsetzen, welches Taslor gepackt hatte, als er die Frau betrachtete, die sich in den Händen des Anführers der Carcarradoiden befand. Der Boa vermutete sofort, dass diese Frau in enger Beziehung zu Taslor stand. Die Situation war auf jeden Fall mehr als unerwartet und sehr zum Nachteil für die drei Männer, die doch heimlich und überraschend hier eindringen wollten.

„Willkommen, ihr Narren“, zischte der Anführer der feindlichen Wesen. „Wir haben euch schon kommen sehen, als ihr die Straße überquertet. Ich nehme an, ihr seid die Ratten, die sich in den Kellern dieses Drecknestes versteckt hielten, anstatt zu kämpfen“, fuhr er fort und schüttelte dabei seltsam seinen Kopf, wobei er sein riesiges Maul mit den langen Zahnreihen öffnete – es war eine furchteinflößende Geste. „Was führt drei solche Ratten hierher?“, fragte er.

„Wir werden dich töten“, antwortete Torok knapp und blickte dem Gegner fest in die Augen.

„Was erdreistet du dich, schwarzer Halbalve? Du willst mir drohen? Bist du etwa ein Abgesandter die-

ses Haufens Elender, die dort unten versucht haben, uns anzugreifen? In diesem Moment werden sie vernichtend geschlagen und dann ist es endgültig aus mit den Menschen und ihrem sogenannten Kaiser – und auch ihr werdet für euren Frevel, hier eingedrungen zu sein, bestraft.“

„Brauchst du dazu die Geiseln?“, fragte Torok absichtlich provozierend.

„Diese sind genauso wenig wert, wie ihr ... aber sie scheinen euch teuer zu sein“, antwortete der Carcarra-doide, wobei sich seine Augen für einen kurzen Moment verdrehten und nur das Weiße zu erkennen war, als er den Blick Taslors auf die Frau bemerkte. „Anscheinend habe ich durch Zufall genau die richtigen gewählt. Eure Waffen runter, oder wir schneiden ihnen augenblicklich die Hälse durch“, fauchte er und drückte sein Messer fester an den Hals der Frau, die er in seiner Gewalt hielt.

„Lorenn, nein ...“, rief Taslor und verriet damit endgültig seine Verbindung zu der Frau.

„Die Waffen nieder“, wiederholte der Anführer seine Forderung.

Torok und auch Xoian waren hin und hergerissen. Unschlüssig blickten sie sich an. Beide waren ebenso wie ihr Begleiter Taslor durch die drei Frauen in der Gewalt der Feinde an ihrem Vorhaben gehindert worden und wollten das Leben der Unschuldigen nicht gefährden – erst recht nicht, da eine von ihnen offenbar die Ehefrau Taslors war, wie der Boa richtig vermutete. Doch wenn sie ihre Waffen nun wirklich fortwarfen, waren sie ohne Möglichkeit, sich zu verteidigen. Ihre Gegner meinten ihre Drohung jedoch ernst und das Wimmern vor allem der beiden jüngeren Mädchen,

denen die Messer bereits in die Haut schnitten, ließen Torok und seinen beiden Gefährten keine andere Wahl. Langsam legte der Boa als erster sein Schwert auf den Boden. Taslor folgte diesem Beispiel sofort und auch der General ließ seine Klinge schließlich – wenn auch zögernd – fallen.

„Jetzt tretet zurück“, fauchte der Anführer der Carcarradoiden triumphierend und schüttelte seinen Kopf wieder auf seine eigenartige Weise.

Gerade wollten er und seine beiden Artgenossen mit ihren Geiseln vortreten und die Waffen einsammeln, als sich plötzlich Lärm aus dem Ratssaal erhob und die Schritte vieler Füße zu vernehmen waren. Alle Augen blickten verwundert zu der Balkontür, aus der im nächsten Moment eine Flut an Leuten auf den Balkon heraustrat, die mit Fackeln und allerlei Werkzeugen bewaffnet waren.

Taslor der Jüngere und seine Schwester Viguna befanden sich darunter. Als sie die Situation erkannten und die feindlichen Wesen entdeckten, schritten sie mit wütenden Rufen auf die drei Carcarradoiden zu und bedrohten sie mit ihrer großen Zahl und den umfunktionierten Werkzeugen.

„Lasst sie sofort los, ihr Bestien“, rief der Sohn Taslors wütend.

„Lasst sie los, lasst sie los“, wiederholten auch all die anderen Menschen im Chor und rückten immer näher an die in die Enge getriebenen drei Wesen heran. Der Anführer der Carcarradoiden fauchte wütend und zeigte seine Zähne wie ein wildes Tier. Die Situation war äußerst angespannt, nur eine falsche Bewegung konnte zur Eskalation führen. Noch immer hielten die Wesen die drei Frauen in ihrer Gewalt und

konnten sie jeden Moment mit einem Schnitt durch den Hals töten.

Torok wollte nicht abwarten, dass dies wirklich geschah und nutzte das Durcheinander. Er duckte sich, hob sein Schwert auf und lief, durch die Menge der Menschen gedeckt, an den Rand der Brüstung, sprang hinauf und hatte so freien Blick auf die drei Gegner. Blitzschnell warf er zwei Messer auf die Carcarradoiden neben dem Anführer und traf sie jeweils in den Hals. Beide ließen ihre eigenen Waffen fallen und drückten ihre Hände auf die Wunden, während sie röchelnd niedersanken. Im selben Augenblick sprang der Boa mit einem gewaltigen Satz von der Brüstung zu dem Anführer der Feinde herüber, landete dabei direkt zwischen der Menschenmasse und dem Gegner und bohrte ihm sein Schwert seitlich in den Brustkorb hinein.

Das alles hatte nur wenige Augenblicke gedauert und alle Anwesenden so sehr überrascht, dass sie wie gebannt stillstanden und ungläubig auf das Geschehen blickten. Der Anführer der feindlichen Armee riss jedoch seine Arme hoch und stieß einen unmenschlichen Schrei aus, der jedem durch Mark und Bein ging und das gesamte Gebäude zum Erzittern brachte. Viele mussten sich die Ohren zuhalten und schrien nun selbst vor Schmerz. Das von Toroks Schwert durchbohrte Wesen stand noch immer auf den Beinen und zuckte wie vom Blitz getroffen, während ein großer Schwall schwarzes Blut aus der Wunde hervorschoß. Die weibliche Geisel befreite sich aus dem Griff und lief, vor Entsetzten und Erleichterung gleichzeitig weinend, zu Taslor herüber. Der Boa zog seine Waffe ruckartig heraus und sein Gegner fiel wie ein Sack zu

Boden, wo er einen letzten gurgelnden Laut von sich gab und dann leblos liegen blieb – der Anführer der Carcarradoiden war tot.

Alle Augen blickten den Boa nun scheu aber auch bewundernd an. Wie durch ein Wunder schien im selben Moment die Abendsonne durch die vormals so dichten, jetzt aber plötzlich aufbrechenden Wolken und beleuchtete diese Szene. Heftiger Jubel brach nun los und die Menschen drängten sich um Torok, um ihn hochleben zu lassen.

Taslor kam mit seiner gesamten Familie nach vorn und dankte dem Boa ebenfalls. Sein ältester Sohn berichtete nun kurz davon, wie er und seine Schwester den Auszug der Besatzung beobachtet hatten, denn die beiden jungen Leute waren nicht in den Kellern geblieben, sondern hatten sich heimlich nach draußen geschlichen.

„Als wir sahen, dass die ganze Besatzung in die Schlacht zog, sind wir kurzerhand nach unten in die Speicher gelaufen, wo wir die anderen Leute aus unserer Stadt in Gefangenschaft wussten – wir haben sie einfach befreit und nun sind alle da“, erzählte der junge Mann voller Stolz.

„Das war sehr mutig von euch – aber auch sehr unvorsichtig“, lobte und tadelte Torok Taslor, den Jüngeren zugleich.

„Wir konnten einfach nicht mehr nur abwarten und untätig bleiben, Herr Torok. Genau wie Ihr“, rechtfertigte sich der junge Mann und erntete ein anerkennendes Schulterklopfen des Boa.

Nun stellte Taslor selbst den Rest seiner Familie vor. Seine beiden anderen Söhne, Hardor und Gundor, waren ebenfalls dabei, auch ihnen war nichts geschehen,

außer dass man sie zusammen mit den anderen Bewohnern zur Sklavenarbeit gezwungen hatte.

Für weitere Erzählungen und Berichte war jetzt jedoch keine Zeit mehr, denn Torok blickte hinunter auf das Schlachtgeschehen und deutete hinab. „Dort unten kämpft noch immer der Kaiser zusammen mit unseren Verbündeten um den Sieg“, rief er in die Menge. „Wir sollten hier oben nicht jubeln, bis wir den Feind nicht wirklich bezwungen haben. Alle, die Waffen tragen können, sollten mir nun nach unten folgen – wir werden gebraucht.“

Wieder brandete große Zustimmung und Jubel auf und die Menschenmasse drängte nun hinaus aus dem Rathaus, vor dem noch viel mehr Leute warteten, die sich der Menge dann anschlossen und die Rampe hinab in die Unterstadt zogen.

Torok und Xoian hatten inzwischen natürlich die günstige Lage der vereinten Armee erkannt – auch die gholanischen Schiffe und die überraschende Entwicklung der Schlacht auf dem Wasser war ihnen vom Balkon des Rathauses aus nicht verborgen geblieben. Das Glück war den Verbündeten in dieser Schlacht zugefallen und mit dem Tod des Anführers der feindlichen Armee war der Sieg zum Greifen nah. Doch noch war er nicht endgültig geschafft und sie hofften, dass sie nicht noch eine böse Überraschung erlebten ...

Vollkommen desorientiert und von der Entwicklung auf und unter Wasser überrascht, verloren die Einheiten der Feinde in dem Augenblick, als ihr Anführer starb ihren Kampfeswillen und versuchten plötzlich nur noch zu fliehen. Alle Carcarradoiden, die nicht im Zweikampf steckten, suchten nach einer Lücke, um in

das tiefe Wasser zu gelangen und zu entkommen. Die meisten von ihnen, die diesen Weg suchten, wurden von dem Volk Murions überwältigt – ebenso wie ihre Artgenossen in den Schiffen von den Gholanern. Die Reste der feindlichen Armee, die sich noch in kampffähigen Verbänden zusammenfanden, wurden an Land von den Kriegern Tharons nach und nach gestellt und ebenfalls besiegt.

Als der Tag schließlich endgültig zum Abend wurde, gab es nur noch vereinzelt Kämpfe im und am Wasser. Die Armee der Carcarradoiden war besiegt. Auch die aus der Oberstadt hinzukommenden Truppen der Stadtbesatzung konnten daran nichts mehr ändern. Die eher zögerlichen und sichtlich unwilligen Wesen wurden entsprechend empfangen und ausnahmslos niedergemacht.

Ruhe kehrte ein in den Ort, der seit dem frühen Morgen Schlachtenlärm und Todesschreie gehört hatte. Eine fast schmerzende und bedrückende Ruhe war dies jedoch. Die Erschöpfung, die zuvor von jedem Krieger immer und immer wieder unterdrückt worden war, schwappte nun wie eine Flut über jeden hinweg und fällte etliche derjenigen, die eben noch felsfest auf den Beinen gestanden hatten. Der Sieg war tatsächlich errungen – doch zu welchem Preis? Der Geruch des Todes wehte über das Schlachtfeld am Strand und die Gischt der Wellen war tiefrot gefärbt vom Blut der Gefallenen. Feuer wurden entzündet, um Licht für die Suche nach Überlebenden in den regelrecht aufeinandergestapelten Körperhaufen zu erhalten. Alle, die sich noch irgendwie auf den Beinen halten konnten, beteiligten sich daran.

Vilian, Chorenia, Aldanon und einige andere Anführer der vereinten Völker standen am Ufer und blickten auf das Wasser, wo sich noch immer Seltsames tat. Ihre Aufmerksamkeit galt den Wesen, die sich mit aufgerichteten Oberkörpern und eine Bugwelle vor sich hertreibend dem Strand näherten. Eine dieser Gestalten ragte besonders daraus hervor und führte die anderen an. Sein wallendes Haar vereinte sich mit einem vollen Bart, dessen Enden wie die Tentakel eines Kraken auf seiner breiten Brust lagen. An einer schweren goldenen Kette hing eine große Muschel um seinen Hals, ansonsten war der Oberkörper dieser Gestalt nackt. Seine Artgenossen schienen alle weitaus jünger zu sein, besaßen aber ebenfalls jene kraftvolle Würde wie ihr Ältester. Allen gemein war ihre halb menschliche, halb tierische Form, denn sie besaßen Fischschwänze, mit denen sie kraftvoll durch das Wasser gleiten oder sich aufrecht an der Oberfläche halten konnten, als würden sie an Land stehen.

Murion war ihr Anführer und der Stammvater dieses Volkes, dessen Ursprung aus alten Mythen hervorging. Diese hatten die Menschen lange Zeit für Märchen gehalten, jetzt wurde jedoch offensichtlich, dass sie einen wahren Kern besaßen.

Erstaunt und vollkommen gebannt starrten Vilian und seine Begleiter auf diese wundersame Szene im Wasser. Lediglich Aldanon schien nicht verwundert, sondern höchstens erfreut über den Anblick der Wasserwesen zu sein. Der Alvenfürst war es auch, der sie als erster ansprach: „Ich grüße dich, Murion, Herr der See. Lange ist es her, dass wir uns getroffen haben. Eure Hilfe kam gerade zur rechten Zeit.“

„Auch ich grüße dich, Aldanon, Fürst der Alven. Dich und all deine Kampfgefährten“, antwortete der König des Meeres mit tiefer, grollender Stimme. „Wie es scheint, sind wir in der Tat gerade rechtzeitig erschienen. Leider haben sich die bösen Gerüchte, die wir hörten, als wahr herausgestellt. Der Fluch der Druiden des Nordens treibt scheinbar noch immer sein Unwesen. Dabei sollte er doch besiegt gewesen sein.“

„Das war er auch. Doch seine übergroße Bosheit muss die Zeit überdauert haben und so kehrte er erneut zurück“, antwortete der Alve. „Seine Anwesenheit haben wir schon seit langem verspürt, doch wussten wir nicht, wo er sich aufhält. Dann erfolgte sein Angriff auf die Stadt Tharon, die er gänzlich zerstörte“, fuhr Aldanon fort.

Murion nickte. „Diesmal hat er den Frevel begangen und drang in mein Reich ein. Es muss endlich ein Ende mit diesem bösen Fluch haben. Was habt ihr nun vor?“

„Das wird unsere Beratung zeigen“, antwortete Vilian nun. „Wir haben gerade eine Schlacht geschlagen, die uns hohe Verluste kostete. Die Stadt Tharon – meine Heimat – ist zerstört und Tausende sind ohne Obdach. Wir werden dem Feind auf jeden Fall antworten, doch wissen wir noch nicht, wie.“

„Du bist demnach der junge Kaiser von Tharon, der Erbe von Yardoan“, bemerkte Murion.

„Das bin ich, ja“, bestätigte Vilian.

„Du bist nach meinen Maßstäben noch sehr jung, aber nicht ungestüm, wie mir scheint. Das ist sehr weise von dir“, bemerkte der Meereskönig. „Wisse, du musst deinen Feind gut kennen lernen, bevor du ihm entgegentrittst. Gewaltige Heeresstärke und bloße Kraft der Waffen konnten ihm bisher nicht gänzlich

besiegen – finde einen anderen Weg, damit dieser Fluch für alle Zeit die Welt verlässt und nicht zurückkehrt.“

Vilian antwortete nicht direkt, sondern nickte nur und schrieb sich die Worte Murions ins Herz. Das Wasserwesen nickte ihm freundlich zu, als könne es seine Gedanken lesen. So wundersam dieses Volk erschienen war, so schnell verabschiedete es sich auch wieder mit einem kurzen Gruß. Daraufhin verschwanden Murion und seine Artgenossen in den dunklen Fluten. Wie Trugbilder hinterließen sie keine Spur ihrer Anwesenheit auf dem Wasser – aber einen tiefen und bleibenden Eindruck bei den Verbündeten an Land.

Die Aufmerksamkeit von Vilian und seinen Gefährten wurde jetzt jedoch von verschiedenen anderen Dingen in Anspruch genommen. Zum einen landeten nun auch die gholanischen Anführer mit zwei kleinen Booten am Strand und wurden von den Angehörigen der vereinten Armee begrüßt. Vilian dankte ihnen in aller Namen und sprach einige Zeit mit Vardarko, dem Obersten der Gholaner. Der Seefahrer berichtete nun davon, wie sie überhaupt dazu gekommen waren, mit ihrer Flotte die Südküste hinaufzufahren. Demnach war eine kaiserliche Barkasse mit einigen Menschen und Alven an Bord in Artis gelandet. Diese hatten von der Zerstörung Tharons berichtet und noch einige andere denkwürdige Dinge erzählt.

„Einer der Anführer der Alven sitzt im zweiten Boot, welches gerade landet“, berichtete Vardarko und deutete hinter sich. „Sein Name ist Yagosaaht, er wird Euch am besten selbst erzählen, was sich alles zugegetragen hat.“

Vilian nickte und war äußerst gespannt, denn vielleicht konnte er auf diese Weise noch etwas über den Tod seines Vaters erfahren, dessen Barkasse ja die beschriebene gewesen sein musste. Kurz darauf kam der Alve hinzu, grüßte die Anwesenden und wurde von Vilian aufgefordert, zu berichten.

„Wir geleiteten eine Gruppe Menschen aus der umkämpften Stadt und konnten mit Glück das Ostufer erreichen“, begann Yagosaath zu erzählen. „Als die Menschen über die Brücke, die wir gemeinsam freikämpften entkommen waren, erschien plötzlich das kaiserliche Schiff, mit welchem Eure Familie bei Gefahr fliehen sollte. Wir erkannten jedoch, dass die Besatzung nicht menschlich war, sondern aus den Feinden bestand. Wir sprangen von der Brücke hinab auf das Schiff, töteten die Feinde und fanden im Bauch des Schiffes einen alten Mann, den Berater Eures Vaters, der ...“

„Dogmard? Ihr habt Dogmard dort angetroffen?“, unterbrach Vilian den Alven aufgeregt. Für einen Moment verlor er seine Fassung, beherrschte sich dann jedoch wieder und entschuldigte sich.

„Ja, es war der Genannte. Er erzählte uns eine Geschichte, nach der Euer Vater an der Anlegestelle ermordet wurde und er, Dogmard, durch Zufall überlebte und in Gefangenschaft geraten sei. Wir glaubten ihm, denn wir hatten ja keinen Grund, daran zu zweifeln. Doch als wir in die Nähe der Mündung des Ihreas kamen, zeigte sich leider, dass dieser Mann ein Verräter ist – deshalb ist seine Geschichte vom Tod des Kaisers höchstwahrscheinlich gelogen. Kurz gesagt, er versuchte des Nachts heimlich, die feindliche Besatzung in Tharon-Osra auf unser Schiff aufmerksam zu

machen. Wir bemerkten das jedoch und konnten es gerade noch verhindern. Seitdem befindet sich der Mann in unserem Gewahrsam und spricht kein Wort mehr.“

„Wo ist er jetzt?“, wollte Vilian wissen.

„Dort drüben im Boot. Wir haben ihn mitgebracht, um ihn Euch zu übergeben. Ihr Menschen sollt über ihn richten. Doch seid gewarnt, seine Zunge spricht sehr klug und er weiß sich mit Sicherheit zu verteidigen“, warnte Yagosaath den jungen Kaiser.

„Oh, ich weiß, wie er spricht. Ich kenne diesen Mann schon sehr lange – zu lange – und nun erkenne ich den Grund, weshalb ich immer schon eine innere Abneigung gegen ihn hatte“, nickte Vilian. „Aber richten werde ich ihn nicht, dazu bin ich zu sehr betroffen; das mögen andere tun. Doch sprechen will ich ihn dennoch, denn ich will in seine Augen sehen und von ihm hören, was er zu Vaters Tod zu sagen hat. Bringt ihn also her.“

Der Alve gab ein Zeichen und zwei Männer brachten Dogmard zu Vilian und seinen Gefährten hin. Der Ausdruck des Mannes mit der Brandnarbe im Gesicht konnte als trotzig, fast schon höhnisch bezeichnet werden, als er Vilian erkannte und ihm dann gegenüberstand. Sein Blick hielt dem jungen Kaiser zunächst stand, wurde dann jedoch unsicherer als er merkte, dass er nicht mehr den verwöhnten und mit schlechten Manieren versehenen Jungen, sondern einen ernsten Mann vor sich hatte.

Dennoch versuchte er Vilian offensichtlich bloßzustellen. „Sieh da, der unmündige Bengel des Kaisers erdreistet sich, einen Herrscher zu mimen“, fauchte Dogmard voller Verachtung.

„Ihr seid der bessere Mime, der sehr lange die Rolle des Beraters spielte, in Wahrheit jedoch ein Verräter und ein Büttel der finsternen Macht war“, erwiderte Vilian ruhig.

„Finstere Macht? Ja, eine Macht ist der Erhabene in der Tat - und er wird euren erbärmlichen Haufen einfach hinwegfegen. Bildet euch nur nichts auf euren scheinbaren Sieg ein, der Erhabene wird euch zur rechten Zeit zeigen, was wahre Macht ist. Und ich werde dabei sein, wenn ...“

„Ich will nicht wissen, aus welchem Grund Ihr Euch an den Rockzipfel eines Monstrums gehängt habt“, unterbrach Vilian die Worte seines Gegenübers. „Ich will von Euch hören, wie der Kaiser - mein Vater - gestorben ist. Habt Ihr den Mut, Eure Verantwortung dazu zu benennen?“

„Euer Vater? Pah, dieser Schwächling ist so gestorben, wie er gelebt hat“, antwortete Dogmard verächtlich. „Sein Traum von Ruhm und Ehre, wie die seiner Ahnen, ging an der Anlegestelle seines Schiffes zu Bruch als er fliehen wollte, während seine Stadt niederging.“ „Ihr habt ihn ermordet?“, fragte Vilian nun voller Zorn.

„Nein, aber ich war dabei und habe ihm in die Augen geblickt, als sein letzter Atemzug aus ihm wich - und ich habe diesen Anblick genossen.“

Vilian merkte, wie der Hass sich ihm aufzusteigen begann. Seine Hände zuckten bereits und er verlor langsam die Kontrolle über sich. Er stellte sich vor, wie er den Hals dieses ihm so widerlichen Mannes umschlang und langsam zudrückte.

Doch dann verspürte er eine Hand auf seiner Schulter, die ihn wieder zur Ruhe zurückführte. „Lass ihn nur

reden, er ist es nicht wert, dass du dich weiter mit ihm befasst“, sagte Aldanon zu Vilian. „Seine Träume von Macht und Einfluss sind verloren, deshalb ist er so sehr verbohr. Im Grunde wünscht er sich selbst den Tod, denn all seine Lebensziele sind verfehlt.“

„Aber was sollen wir nun mit ihm tun?“, fragte Vilian. „Lass ihn gehen wohin er will“, antwortete der Alve. „Er wird sich seine Strafe selbst aussuchen und sein Schicksal besiegeln.“

„Klugschwätzer, Alvenfürst“, zischte Dogmard, die beiden Worte eher ausspuckend als sprechend. Dennoch verriet sein Blick, dass er verwirrt über den Vorschlag Aldanons in Bezug auf seine Person war.

Vilian blickte in die Runde und sah in die Gesichter seiner Gefährten. Niemand schien etwas dagegen zu haben, also schnitt der junge Kaiser dem ehemaligen Berater seines Vaters die Handfesseln durch und sagte zu ihm: „Geht. Geht und sucht Euresgleichen auf, um Euren Lohn zu bekommen, wie Ihr es verdient.“

Dogmard wollte zunächst etwas erwidern, wie es schien. Doch dann besann er sich und lief wie gehetzt durch die Reihen der Umstehenden hindurch und entfernte sich. Zunächst unentschlossen über seinen Weg, irrte er einige Zeit am Strand entlang und verschwand dann endlich aus dem Blickfeld derjenigen, die ihm hinterher sahen.

Vilian kümmerte sich nicht mehr darum, da er nun wieder von anderer Seite abgelenkt wurde. Ein Bote kam mit der Meldung vom endgültigen Sieg der vereinten Armee, da auch die letzten Widerstände einiger flüchtiger Feinde niedergerungen worden seien. Zudem kam im selben Moment eine Masse Menschen aus der Oberstadt mit Fackeln und unter großem Jubel die

Rampe zum Hafen herab. Torok und Xoian führten sie an und kamen mit allen Leuten auf Vilian zu. Der Boa und der junge Kaiser fielen sich in die Arme und beglückwünschten sich gegenseitig zu diesem Sieg. Danach musste Vilian vielen Fragen und Dankesreden der Bewohner von Tharon-Osra zur Verfügung stehen. Er bat die Menschen im Anschluss darum, ein Heilhaus für die vielen Verwundeten zur Verfügung zu stellen und jeden, der dabei helfen konnte, dieses auch zu tun.

Erst sehr spät in der Nacht ließen ihn die vielen Aufgaben ein wenig Ruhe, die er in einem Seilhaus unten am Hafen fand. Hier hatte man ein Lager für einige Kämpfer eingerichtet und hierher zog sich auch der junge Kaiser zurück, der keinen Extraplatz für sich beanspruchte. „Nichts trennt mich in dieser Nacht von den Männern, die gemeinsam mit mir in der Schlacht gestanden haben“, war seine Antwort auf das Angebot gewesen, im Rathaus zu nächtigen. Dennoch hielten die anderen Männer im Seilhaus aus Respekt vor ihm Abstand.

Nur zwei Personen blieben in seiner direkten Nähe: Chorenia und Torok. Die drei schwiegen zunächst, nachdem sie sich niedergelassen hatten. Sie verstanden sich inzwischen auch ohne Worte. Die Anwesenheit der beiden Gefährten war trotz der Suche nach Ruhe wahrer Balsam für die Seele Vilians. Die Sorge um den dunkelhäutigen Freund, die er den ganzen Tag verspürt hatte, war nun verschwunden und die Erkenntnis, dass Chorenia während der gesamten Schlacht an seiner Seite geblieben und sich tapfer geschlagen hatte, vertiefte seine Bewunderung und Zuneigung zu der jungen Frau noch mehr.

Erst nach einer ganzen Weile fingen sie leise an zu erzählen und berichteten sich über ihre Erlebnisse dieses so ereignisreichen Tages. Nach einiger Zeit erhob Torok sich jedoch und verabschiedete sich von seinen beiden Freunden. Nun saßen Chorenia und Vilian allein in der von einigen Sternen beleuchteten Dunkelheit. Das Wasser plätscherte leise gegen den Bootssteg, an dem sie saßen. Irgendwo in der Ferne kreischten einige Möwen – ansonsten war es still. Der junge Mann stellte die Gunst dieses Augenblickes fest und wollte die Gelegenheit nutzen, seiner Gefährtin endlich ein schon lang fälliges Geständnis zu machen. Allerdings rang er um die richtigen Worte, fand sie aber nicht.

Chorenia legte ihm nach einigen Versuchen den Finger auf die Lippen und schüttelte ihren Kopf. „Ich weiß, was du an diesem Tag verspürt hast“, flüsterte sie leise.

„Nein, ich meine nicht den Kampf, ich ...“, versuchte der junge Mann erneut, seine Gefühle auszudrücken. Doch wieder unterbrach Chorenia ihn – diesmal mit einem Kuss. Heiße Glut durchströmte Vilian in diesem so unerwarteten Augenblick. All seine Erschöpfung und Niedergeschlagenheit waren wie fortgezaubert. Beide lagen sich in den Armen und genossen diesen scheinbar endlosen und so sehr erlösenden Kuss, der sie in eine andere Welt transportierte und alle Sorgen für diesen Moment vergessen ließ. Sie sanken langsam auf einen Stapel Seile nieder und küssten sich noch immer mit zunehmender Leidenschaft. Ihre Körper schmiegteten sich aneinander und schienen zu verschmelzen.

Plötzlich schossen zwei schwarze Schatten aus dem Wasser und stürzten sich mit lautem Fauchen auf das

Paar. Im letzten Moment stieß Vilian Chorenia von sich fort und rollte sich ebenfalls instinktiv zur Seite. Nur Bruchteile eines Augenblickes später hieb die Klinge eines Carcarradoiden in die Seile ein, auf denen die beiden Liebenden eben noch gelegen hatten. Doch dieser Misserfolg machte die beiden schwarzgekleideten Wesen nur noch wütender und sie hieben wieder und wieder auf Vilian ein. Seine eigene Waffe war für ihn im Moment unerreichbar, er fand lediglich ein altes Holzpaddel, mit dem er versuchte, die Angriffe abzuwehren. Doch das Holz zersplitterte im nächsten Augenblick in zwei Teile und er hatte nur noch kurze Stumpen in den Händen, mit denen er sich jedoch nicht verteidigen konnte.

Schon holte einer der Angreifer mit dem Schwert aus, um den finalen Schlag auszuführen und Vilian zu töten, als er plötzlich selbst verwundet zusammenbrach. Dicht hinter ihm stand Chorenia mit einem dermaßen entschlossenen Blick, vor dem sich jeder Gegner gefürchtet hätte. In der Hand hielt sie das Schwert Achtelon und im nächsten Moment wirbelte sie damit herum und schlug auch auf den zweiten Gegner ein. Die Klinge leuchtete dabei und erschien wie ein zuckender Blitz in der Dunkelheit, der den Carcarradoiden blendete und ihn zurückweichen ließ.

„Es muss endlich vorbei sein“, fauchte die junge Frau und führte mit der Klinge einen kraftvollen Hieb, der dem Feind in den Hals fuhr und den Kopf des Wesens abtrennte. Zuckend und mit einem aus der Wunde herausschießenden Schwall Blut sank der Torso nieder.

Schwer atmend und mit hochrotem Gesicht stand Chorenia vor Vilian, der sie in einer Mischung aus Be-

wunderung und Dankbarkeit anblickte. Schließlich fielen sie sich in die Arme und ihre Anspannung löste sich in Tränen auf, die über ihre Gesichter liefen und wie Regentropfen auf den Boden fielen.

Der Kampflärm hatte die anderen Bewohner des Seilhauses geweckt, denn nun erschienen mehrere von ihnen mit Fackeln und erkundigten sich, was geschehen sei. Voller Verwunderung und Entsetzen sahen sie auf die beiden Kadaver der getöteten Feinde und blickten Chorenia und Vilian fragend an. Doch statt zu antworten nahm der junge Kaiser seine Gefährtin an die Hand und schritt mit ihr einfach fort von dem Ort des Geschehens, um draußen in der Nacht endlich gemeinsam mit ihr etwas Ruhe zu finden ...

Entscheidung

Als der nächste Tag anbrach und sich die so lange vermisste Sonne endlich wieder am Himmel zeigte, war es für viele, die an diesem herrlichen Morgen erwachten beinahe unfassbar, was am gestrigen Tag an diesem Ort geschehen war.

Hatte tatsächlich eine Schlacht unter einem von finsternen Wolken verhangenen Himmel und gegen Abertausende von unheimlichen Feinden stattgefunden? Statt des ohrenbetäubenden Lärms von Krieg und Schlachten war nur das sanfte Rauschen der Wellen zu hören – und doch, wer dann einen Blick von der Oberstadt hinab auf das ehemalige Schlachtfeld warf und die vielen toten Körper und Trümmer sah, dem kamen die Bilder dieses schrecklichen Tages wieder in den Sinn.

Bereits sehr früh hatten sich vor allem die Menschen aus Tharon-Osra aufgemacht und damit begonnen, die Toten zu bergen. Die Kadaver der Carcarradoiden wurden auf große Haufen gelegt, mit Steinöl übergossen und verbrannt. Schwarze Rauchsäulen stiegen an vielen Abschnitten des Strandes und des Hafens auf und ein furchtbarer Geruch wehte mit ihnen mit. Dennoch musste auch diese Arbeit getan werden, um Seuchen und die Verwesung Tausender von Körpern zu verhindern. Währenddessen sammelten auch die Verbündeten ihre Toten ein und legten Gräber in der Nähe der landeinwärts liegenden Dünen an. Abordnungen aller Völker beteiligten sich daran und trugen Lieder der Trauer und des Verlustes in ihren jeweiligen Sprachen während der Bestattungen vor. Die Gefallenen trennte man jedoch nicht, sondern vereinte sie im Tot, so wie sie auch im Leben Seite an Seite ge-

kämpft hatten. Die Gräber, die mit Erde und Steinen zu großen Hügeln anwuchsen, bekamen später den Namen Trauerwälle. Doch immer dann, wenn die Geschichte der hier ruhenden Toten erzählt wurde, berichtete man auch von der Gemeinsamkeit und dem Zusammenhalt der verschiedenen Völker an diesem so schicksalhaften Tag. Und schließlich ging von diesem Ort eine neue Hoffnung für die Völker Tharons aus, denn hier war der Feind, der die weiße Stadt zerstört hatte, besiegt worden.

Chorenia und Vilian hatten es sich in der Nacht in einer kleinen Fischerhütte etwas flussaufwärts gemütlich gemacht. Als sie nun aus ihrem ruhigen und verlassenem Domizil zurückkehrten, wollte man sie gerade schon suchen lassen und war voller Sorge. Die Beiden mussten natürlich ihr gestern gehabtes Ereignis mit den Attentätern berichten und Vilian erzählte von dem Mut seiner Gefährtin, die dabei bescheiden abwinkte und sichtlich verlegen über die vielen Lobpreisungen war, die man ihr entgegenbrachte.

Torok bat den jungen Kaiser dann jedoch darum, sich künftig nicht mehr so einfach zu entfernen. „Wir wissen nicht, wie viele Attentäter noch auf dich angesetzt wurden. Aber es wird klar, dass sie mit dir das Herz unseres Bundes treffen wollen, du musst also vorsichtiger sein“, bat der Boa.

„Da ist er wieder, Torok mein Schulmeister“, scherzte Vilian grinsend. „Aber du hast Recht, ich werde besser auf mich achten. Ich glaube zwar nicht, dass im Moment noch weitere Feinde auf mich lauern, doch wir müssen uns Gedanken darüber machen, was nun geschehen soll. Wir haben dem Feind eine Niederlage

beschert, ihn aber mit Sicherheit noch nicht besiegt. Ich würde mich gern darüber beraten.“

„Genau dies haben wir schon vorbereitet“, antwortete Torok. „Deshalb erwarten dich alle Anführer und Häuptlinge der Völker zur dritten Stunde nach dem Aufgang in der Oberstadt.“

„Dann lass uns hinaufgehen, mein Freund. Dieser Tag gefällt mir besser, als der gestrige“, sagte der junge Kaiser und lächelte.

Gemeinsam schritten Torok, Chorenia und Vilian die Rampe vom Hafen aus hinauf in die Stadt und betraten dann das Rathaus, in welchem bereits großer Trübel herrschte. Als Vilian in den Saal eintrat, erhoben sich Jubel und Hochrufe, man ließ Kaiser Vilian Tauris hochleben und diese Stimmung hielt noch trotz der Beschwichtigungsversuche des jungen Mannes eine lange Zeit an.

Erst nachdem er die Treppe hinab zum Rednerpult schritt und sich anschickte, etwas zu sagen, ebte der Jubel ab und es wurde ruhiger. „Ich danke euch für diesen Empfang“, rief er den Anwesenden zu. „Aber der Applaus gilt euch selbst, denn wir haben diese Schlacht gemeinsam geschlagen und gesiegt.“

Wieder kam tosender Beifall auf.

„Doch wir haben auch einen hohen Preis gezahlt“, rief Vilian dazwischen und es wurde schlagartig still. „Einen Preis in Form vieler Leben, die für immer verloren sind. Ob es das wert war, wird sich erst noch herausstellen, denn der Krieg ist damit noch nicht gewonnen. Der Feind wird sich seine Wunden lecken, aber er wird nicht aufgeben. Wir müssen uns also darüber klar werden, was wir nun tun.“

„Wir müssen ihm entgegentreten, bevor er sich wieder sammelt und erneut angreift“, rief einer der Anführer aus der Menge und erntete dafür ebenfalls viel Beifall. „Ja, wir ziehen mit unserer gemeinsamen Armee in sein Land und stellen ihn dort, wie es unsere Ahnen getan haben“, sagte ein anderer, der auch deutlichen Zuspruch dafür erhielt.

Vilian blickte in die Runde und sah in viele zustimmende Gesichter – die von Aldanon, Liana, Torok und einigen anderen blieben jedoch reglos, und das entsprach auch eher seinem Gefühl. Er nahm all seinen Mut zusammen und versuchte seine Gedanken zu ordnen, um sie ausdrücken zu können. „Ja, es muss sich ihm jemand entgegenstellen“, bestätigte er nickend. „Aber eine große Armee nach Siebental zu senden, wird uns keinen Nutzen bringen. Der Feind kann uns schon von weitem kommen sehen und erwarten. Auch besitzt er noch immer die Stärke, uns dort entgegenzutreten und gleichzeitig eine weitere Armee in unsere Städte zu schicken um sie, da sie ohne Schutz sind, zu zerstören. Nein, ihr Anführer und Hauptleute eurer Völker, ich glaube dieser Jemand, der dem Feind begegnet, sollte lediglich aus einer Person bestehen – aus mir selbst.“

Ungläubiges Raunen ging durch den Saal und viele der Anwesenden schüttelten ihre Köpfe angesichts dieses Vorschlages des jungen Kaisers. Doch die engsten Vertrauten Vilians nickten zustimmend und unterstützten ihn.

Aldanon trat vor: „Vilian hat absolut Recht mit seiner Einschätzung. Wir sind dem Feind schon einmal mit einer großen Armee begegnet, haben gar seine Stadt und den dunklen Berg zerstört und glaubten, ihn

getötet zu haben. Diesmal muss es anders gemacht werden und endgültig sein. Aber das wird nicht mit einem Krieg geschehen, der wieder Tausende von Leben fordert. Vielleicht werden wir trotzdem erneut in einen hineingezogen, aber dann müssen wir unsere Länder, unsere Städte und unsere Familien schützen.“ Diese Ansprache des Alvenfürsten verfehlte – wie stets – ihre Wirkung nicht.

Doch nun trat auch Torok vor: „Ich sehe das genauso wie Vilian und Aldanon. Doch eins wird nicht geschehen: Der Kaiser wird nicht ganz allein gehen, denn ich werde ihn begleiten.“

„Ich auch“, rief Chorenia, die weiter oben stand und nun zu Vilian hinabging.

„Auch die Alven werden jemanden senden, der dem Kaiser zur Seite steht“, sagte Liana, die Tochter Aldanons. „Unser Bruder Tiguval wird dich begleiten, Vilian, wenn du gestattest.“

„Dann werden die Dwanen dem in nichts nachstehen“, bemerkte Dorra Glia Kan, der sich gerade mit einem jüngeren Dwanen unterhalten hatte und sich nun einmischte. „Mein Sohn Rorrah Kan wird der Gruppe ebenfalls angehören, falls der Kaiser keine Einwände hat, was ich nicht hoffe“, ergänzte er mit einer Verbeugung in Richtung Vilian.

Der junge Kaiser hatte dieser Entwicklung gespannt aber schließlich auch schmunzelnd zugesehen. Seine eigentliche und wirklich ernsthafte Absicht, allein in das Siebental zu gehen und den Feind dort zu stellen, war nun natürlich dahin. Aber er freute sich auch über die Freundschaft, die ihm entgegengebracht wurde, und so nahm er die Anträge der Mitreise gern an.

„Gut, dann werden wir eben als kleine Gruppe auf die

Reise gehen. Ich weiß, dass ihr euch alle bewusst darüber seid, um was es geht und ich danke euch für den Mut und die Mühe, die ihr gemeinsam mit mir aufnehmen wollt. Doch nun müssen wir uns noch Gedanken über den Weg machen. Egal in welcher Stärke wir kommen, der Feind wird uns von Süden oder Westen her erwarten. Wir müssen uns also von Osten oder vom Norden in das Siebental begeben.“

„Dann folgt den Wäldern von Thune durch unser Land“, sagte Ehrenreich, der Veromane. „Sie ziehen sich entlang des Gebirges bis in den Norden. Südöstlich des Welkenlandes könnt ihr es überqueren und somit nördlich in das Siebental gelangen. Ich selbst würde euch führen, womit dann auch ein Veromane der Gruppe angehörte.“

„Aber die Wälder von Thune sind gefährlich, niemand kennt sie“, rief einer der Wargländer mit deutlichem Schauer in der Stimme. Der Ruf dieser Wälder war bis in den Süden gedrungen, wie es schien.

„Ich kenne sie und bin schon dort gewandert. Sie sind in der Tat voller seltsamer Wesen und nicht ungefährlich. Aber sie schützen uns vor fremden Augen“, erwiderte der Veromane.

„Dann soll es auch so sein“, antwortete Vilian. „Der beschriebene Weg ist zumindest der schnellere, da man im Osten das Jenseitige Gebirge zunächst ganz umrunden müsste und niemand den Weg dort kennt. Diesen hier kennt jemand und ich nehme auch Euren Antrag, Ehrenreich, gern an.“

„Damit ist die Gemeinschaft besiegelt, die den Kaiser auf diesem schweren Weg begleitet“, stellte Aldanon fest. „Wir alle wissen nicht, wie diese Reise endet oder wie du dem Feind entgegentrittst, Vilian. Aber dein

Weg ist vorgezeichnet und du wirst ihm folgen, wie dein Gefühl dich leitet. Bedenke stets, mit Gewalt ist unser Gegner nicht besiegt worden – finde eine andere Möglichkeit.“

Vilian nickte und sah dann in die Runde der Anwesenden, die ihn und die Gemeinschaft, die sich soeben gebildet hatte, mit gemischten Gefühlen, aber sicher doch von ganzem Herzen mit Glückwünschen für ihre Mission betrachteten. Schon bald sollte diese Gemeinschaft nach dem Willen des jungen Mannes aufbrechen und dem Feind eine Antwort geben, die er auf diese Art hoffentlich nicht erwartete ...

Der Angreifer

Es war der zweite Morgen nach dem Tag des Rates und der Gründung der Gemeinschaft des Schicksals, wie die Gruppe um Vilian nun bereits genannt wurde. Und es sollte für sie der letzte Morgen in der Stadt Tharon-Osra sein, denn am nächsten Tag wollte die Gemeinschaft aufbrechen und ihre lange Reise ins Ungewisse antreten.

Vilian und Chorenia saßen außerhalb der Stadtmauern auf einem Felsvorsprung der Oberstadt und blickten hinunter auf den Strand und das blaue Meer, dessen helle Schaumkronen von hier oben so rein und unschuldig aussahen, als hätte es vor kurzem nicht noch am und auch im Wasser Kampf und tausendfachen Tod gegeben. Ein klarer Himmel erstreckte sich über den beiden und die Frühlingssonne wärmte angenehm, wenn die leicht kühle Brise, die von der See herüberwehte, für einige Augenblicke nachließ. Möwen flogen an ihnen vorüber und schienen sie mit ihrem Kreischen begrüßen zu wollen. Beide genossen diesen Augenblick und schwiegen lange Zeit, während sie nebeneinandersaßen und sich dabei die Hand hielten. Die junge Frau blickte ihren Liebsten an, der wie gedankenverloren in die Ferne starrte und sich gelegentlich eine Haarsträhne aus dem Gesicht wischte, die der Wind hineinwehte. „Du tust das Richtige“, sagte sie nach einer Weile sanft, als könne sie seine Gedanken erraten.

„Ist das so, tue ich das?“, erwiderte er zweifelnd. „Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger sicher bin ich mir, dass ich am Ende unserer Reise wirklich weiß, was ich dann zu tun habe. Bin ich wirklich stark genug, diesen Gegner zu besiegen?“

„Du bist der Kaiser von Tharon“, antwortete Chorenia mit fester Stimme. „Wer sollte ihm sonst entgegentreten?“

„Ein Kaiser – ohne Stadt, ja“, murmelte Vilian leise. „Aber mit einem Volk, das dich liebt – und mit Gefährten, die ihr Leben für dich geben würden.“

Der junge Mann nickte und seine Gesichtszüge hellten sich auf. „Ja, und ich das meine auch für sie – und vor allem für dich. Verzeih mir meine Zweifel und meine Launen, es überfällt mich manchmal.“

„Wer könnte dir das verdenken, Liebster?“, bemerkte Chorenia und hauchte ihm einen Kuss auf die Wange. „Doch übrigens, ganz ohne Stadt bist du nicht. Könnten wir nicht hier eine Heimat finden?“

„Ja, in der Tat. Hier würde ich mich auch wohlfühlen und den Ort zu einer Stadt umbauen lassen, in der alle leben könnten – wenn wir zurückkehren“, antwortete Vilian.

„Du hast lange genug in einer Stadt verbracht. Es wird Zeit, wieder in die Wildnis zurückzukehren, Lagerfeuer zu riechen und den Staub zu atmen“, ertönte plötzlich eine tiefe Stimme hinter den beiden im scherzhaften Ton. Torok stand auf dem Felsplateau und ließ sein seltenes Lächeln auf dem dunklen Gesicht erkennen. „Habt ihr schon eure Sachen gepackt? Wir wollen morgen früh aufbrechen“, fuhr er fort, wobei sein bevormundendes Verhalten nicht ganz ernst gemeint war.

„Es ist alles bereit“, antwortete Vilian ebenfalls lächelnd und Chorenia nickte bestätigend dazu.

„Sehr gut. Es gibt heute am Abend noch ein Festmahl uns zu Ehren, das die Stadtbewohner für uns bereitet haben“, erklärte der Boa.

„Ein Festmahl?“, fragte der junge Kaiser skeptisch. „Mir ist ehrlich gesagt noch immer nicht nach einem Festmahl zumute“, bemerkte er.

„Das kann ich verstehen“, nickte Torok nun wieder ernst. „Dennoch sollten wir der Einladung folgen, Vilian. Sie meinen es nur gut, und wer weiß, wann wir wieder Gelegenheit bekommen, so gut zu speisen. Es liegen harte Wochen vor uns.“

„Du hast sicher Recht, Torok. Wir werden der Einladung der Menschen hier folgen und uns an dem Mahl beteiligen – wenn auch unsere Gefährten dabei sind.“

„Sie sind alle geladen“, antwortete der Boa bestätigend.

Später am Abend trafen sich die Gefährten im Haus des Rates der Stadt wieder. Der Balkon, auf dem die schicksalhafte Entscheidung mit dem Anführer der feindlichen Armee stattgefunden hatte, war nun mit einer langen Tafel und mit vielen Fackeln und Kerzen festlich geschmückt worden. Die anderen Mitglieder der Gemeinschaft saßen bereits rechts und links am hinteren Ende der Tafel, während die Plätze an der Stirnseite extra für Vilian und Chorenia reserviert waren. Als das junge Paar den Balkon über die Tür des Ratssaales betrat, erhoben sich alle Anwesenden und ließen den jungen Kaiser und seine Gefährtin hochleben.

Vilian war Zeremonien bekanntlich von Kindheit an gewohnt und früher hatten ihm derartige Huldigungen auch gefallen; doch inzwischen hatte er sich sehr verändert und verzichtete lieber auf solche Momente. Aber die Stadtoberen und seine Gefährten meinten es ehrlich und so ließ er sie gewähren und setzte sich schließlich zusammen mit Chorenia auf die für sie

bestimmten Ehrenplätze. Links von ihnen saßen Torok und der nicht minder hünenhafte Veromane Ehrenreich, dessen fuchsrotes Haar wallend auf einen silbernen Brustharnisch fiel. Direkt gegenüber hatten der Dwane Rorrah Kan und der Alve Tigival ihren Platz eingenommen, so dass die gesamte Gemeinschaft beisammensaß, zu deren Ehren man dieses Mal bereitet hatte. Die übrigen Teilnehmer bestanden aus den Stadtoberen und einigen Anführern der Völker der vereinten Armee.

Tharon-Osras Stadtmeister hielt eine zur Freude aller Anwesenden sehr kurze Dankesrede zur Befreiung der Stadt, ansonsten hielt man sich mit weiteren Reden zurück, denn dies sollte ein Moment der Ruhe und Besinnlichkeit für die Gemeinschaft vor ihrem morgigen Aufbruch werden.

Vilians Bedenken über derartige Gelegenheiten zerstreuten sich sehr schnell und er genoss die friedliche und lockere Stimmung an diesem herrlichen Abend. Die Mitglieder der Gemeinschaft kamen ins Gespräch und vertieften sich regelrecht darin, so dass sie sich noch besser kennen lernen konnten. Vor allem die Beiträge des jungen Dwanes und des ebenfalls jungen Alven übertrafen sich in fröhlicher und lustiger Weise, so dass die Zeit scheinbar nur so dahinflog.

Es musste wohl bereits kurz nach Mitternacht sein, als die Runde an der Tafel sich langsam aufzulösen begann. Viele der anderen Gäste erhoben und verabschiedeten sich, allerdings nicht, ohne der Gemeinschaft noch alles Gute für ihre schwere Aufgabe zu wünschen. Einige der Bediensteten, die den Abend über die Tafel gedeckt hatten, räumten nun ab, während Vilian und seine Gefährten noch immer beisam-

men saßen und sich – in keiner Weise müde – angeregt unterhielten.

Einer der Tafeldiener sammelte die Teller und Schüsseln der Gäste ein und trat dazu an die Stirnseite hinter Vilian und Chorenia. Plötzlich und vollkommen unerwartet ließ er das Geschirr fallen und stürzte sich mit einem schrillen Schrei auf den jungen Kaiser. Etwas helles blitzte in seiner Hand auf – eine Messerklinge reflektierte das Mondlicht. Er hob den Arm, um mit der Klinge im nächsten Moment auf Vilian einzustechen. Doch die Arme von Torok und Tiguväl blockten den Stich beide gleichzeitig ab. Blitzschnell hebelte der Boa den Arm des Angreifers auf dessen Rücken, während der Alve den Mann auf den Tisch niederdrückte und dort eisern festhielt.

Das alles war in Bruchteilen von Augenblicken geschehen. Noch bevor sich Vilian überhaupt richtig besinnen konnte, lag der Angreifer mit verzerrtem Gesicht, aber vollkommen bewegungsunfähig vor ihm auf dem Tisch. Alle Anwesenden blickten erschrocken auf das Geschehen und auf den Mann, der beinahe ein großes Unglück verursacht hätte.

Vilian erhielt als erster seine Fassung zurück und wandte sich an den Attentäter: „Wer bist du und weshalb wolltest du mich töten?“, fragte er.

Als Antwort erhielt er nur ein gezeigtes Fauchen aus dem Mund des Mannes, dessen Gesicht zu einer Fratze des Hasses verzerrt war.

„Ich kenne diesen Mann, er steht schon lange im Dienst dieses Hauses“, sagte der Stadtmeister bestürzt. „Ich kann mir nicht erklären, was in ihn gefahren ist“, fügte er ratlos hinzu.

„Ja ...“, zischte der Angreifer plötzlich. „Ich bin ein Diener ..., ein Diener des Erhabenen. Ihr alle seid hingegen des Todes.“

„Du stehst in seinem Dienst?“, fragte Vilian den Mann. „Wann und wo hast du mit deinem Herrn gesprochen?“

„Er ist mächtig, sein Wille reicht weit“, lachte der Attentäter hämisch.

„Offenbar tut er das“, nickte der junge Kaiser nachdenklich. „Was hat er dir dafür versprochen?“ wollte er noch wissen.

„Deinen Tod“, fauchte der Mann hasserfüllt und versuchte sich trotz der harten Griffe von Torok und Tigual zu lösen. Er hatte jedoch keine Chance gegen die Kraft seiner beiden Bezwinger und wurde weiterhin festgehalten. Er gab seinen Widerstand auf und lag wieder ruhig auf der Tafel.

„Was habe ich dir getan, dass du mich so sehr hasst und dich mit dem Feind der Menschen und aller freien Völker einlässt?“, fragte Vilian ihn. Doch sein Angreifer verzog nur verächtlich sein Gesicht und antwortete nicht.

„Du solltest wissen, dass der Lohn derjenigen, die sich mit diesem finsternen Wesen abgeben, stets der Tod gewesen ist. Er braucht keine Verbündeten – nur Narren, die ihm für kurze Zeit nützlich sind und die er dann fortwirft wie zerschlissenen Kleider“, fuhr der junge Kaiser fort.

Die Mimik des Mannes vor ihm zeigte ihm aber, dass seine Worte auf taube Ohren stießen. Es war zwecklos, dieser Mann war vollkommen verblendet durch die Einflüsterungen jener bösen Macht, die alles zu vernichten suchte. Vilian gab einigen Wachsoldaten, die

inzwischen eingetroffen waren ein Zeichen und sie übernahmen den Attentäter von Torok und Tigual. „Haltet ihn für einige Zeit fest, doch gebt ihm alles, was er zum Leben benötigt. Behandelt ihn gut, dieser Mann ist nur verblendet, nicht wirklich böse. Wenn wir fort sind, lasst ihn nach einer Weile frei – er soll selbst entscheiden, wie sein Leben weitergeht. Wählt er die finstere Macht und somit den Tod, so lasst ihn fortgehen“, befahl er den Männern.

Die Wachen nickten und zogen dann mit dem Attentäter in ihrem Gewahrsam ab. Dieses Ereignis zeigte Vilian, dass er selbst in Tharon-Osra nicht mehr sicher war und jederzeit mit einem Angreifer rechnen musste. Der Feind war also wie erwartet nicht besiegt; höchstens geschwächt aber noch immer gefährlich. Es wurde Zeit, aufzubrechen und die lange Reise anzutreten, an deren Ende die Begegnung mit dem Gegner stehen sollte – die Gemeinschaft des Schicksals machte sich auf den Weg ...

Aufbruch aus Tharon-Osra

Es war noch sehr früh am Morgen, dichter Nebel hing über der Stadt und waberte vom Meer her über das Land. Sechs Gestalten schritten die Rampe von der Oberstadt hinab zum Hafen. Nur einige Freunde standen am Haus des Rates und blickten der Gemeinschaft nach, die sie eben mit vielen Glückwünschen und einigen Verabredungen im Fall des Scheiterns ihrer Aufgabe verabschiedet hatten.

Nun schritten die Gefährten schweigend und mit ernsten Gesichtern nebeneinander her. Jeder von ihnen war in seine Gedanken vertieft und dachte über die vor ihnen liegende Reise nach. Sie hatten sich gut mit Verpflegung versorgt und waren ebenso gut bewaffnet. Vilian trug Achtelon an seiner Seite, zudem hatte er sich ebenso wie Torok einen kurzen Jagdbogen und einige Messer zugelegt. Chorenia hatte zwei Kurzschwerter gewählt, deren Griffe rechts und links ihrer Schultern aus den Halftern ragten. Tiguval besaß den schlanken Langbogen seines Volkes, mit dem er auf zwei Feldern Entfernung so präzise schoss, dass er auch das kleinste Ziel noch traf. Rorrah Kan hatte die typische Rundaxt der Dwanen an seiner Seite und Ehrenreich besaß neben einem beachtlichen Breitschwert noch eine mit Stacheln versehene Eisenkugel, die an einer Kette mit Holzgriff hing – dies war der Vero, der seinem Volk den Namen verliehen hatte.

Am Ende der Rampe durchschritten sie das Stadttor. Zwei Wachsoldaten grüßten sie und schlossen dann hinter ihnen wieder das Tor. Die Gemeinschaft passierte den Hafen, der noch deutliche Spuren der vergangenen Schlacht aufwies. Das Blut war noch nicht gänzlich weggespült und viele Trümmerteile lagen zu

großen Haufen geschichtet aufeinander und warteten auf ihre Beseitigung. Gespenstisch ragten die Masten der zerstörten und gesunkenen Schiffe aus dem Nebel und unsichtbare Wellen schwappten an die Kaimauer. Als die Gefährten die Stadtgrenzen endgültig verließen, hielten sie sich zunächst entlang des linken Stromufers nach Nordwesten und durchquerten die sandige Dünenlandschaft, die gelegentlich von einigen Felsen unterbrochen wurde. Nach einiger Zeit wuchs auf dem Sandboden mehr und mehr Wildgras und er wurde langsam hügeliger. Das Ihreastal lag vor den Gefährten und dieses wollten sie nach Toroks Plänen durchschreiten. Der Weg entlang des Flusses war zwar etwas beschwerlicher, als über die südskalizische Ebene etwas weiter westlich, bedeutete aber eine wesentliche Abkürzung der Strecke, um schließlich nach Norden in das Dreiländereck zwischen Skalizien, Wargland und Veromanien zu gelangen.

Nach einigen Stunden Wanderung gelangten sie auf das Hochplateau oberhalb der Ruinen Tharons und passierten dabei die nach Westen führende Straße der Kaiser. Hier machten sie Rast und blickten noch einmal hinab auf die ehemalige Stadt. Der Fluss holte sich erstaunlich schnell seinen alten Lauf zurück. Bereits jetzt ragten nur noch einige Brückenteile und die Reste der höheren Gebäude Tharons aus den Fluten. Spätestens mit der nächsten Frühjahrsflut würden zumindest die Ruinen der Gebäude ganz versinken und in wenigen Jahren würden von der einstigen Hauptstadt des Kaiserreiches nur noch einige Brückenteile an den Ufern des Flusses Ihreas zeugen, wie Vilian wehmütig und betroffen feststellte.

Nach ihrer Rast brach die Gemeinschaft wieder auf und verließ die Kaiserstraße, um über das Hochplateau zu gelangen und wieder in das Flusstal hinabzusteigen. Sie folgten dem Lauf des Ihreas weiter. Torok, dem allgemein die Führung zugehört war, wollte mit dieser unwegsamen Strecke auch eventuelle Verfolger abschütteln. Die Ereignisse in Tharon-Osra hatten ihm gezeigt, dass man überall mit Attentätern und Feinden rechnen musste. Aus diesem Grund waren auch nur sehr Wenige – wie etwa Aldanon – in die geplante Route der Gemeinschaft eingeweiht worden. Offensichtlich zahlte diese Vorsicht sich auch aus, denn ihre Reise verlief bis auf die üblichen unwegsamen Mühen einer Wanderung durch die Wildnis vollkommen ohne Zwischenfälle. Niemand lauerte ihnen auf und kein Feind stellte sich ihnen in den Weg.

Überhaupt trafen sie, außer einmal auf eine Gruppe von Wildjägern, auf niemanden, der sie später hätte verraten können. Sie nutzten weiterhin nicht die üblichen Pfade und Wege, sondern hielten sich stets abseits davon. Innerhalb dieser Zeit zeigte sich, dass die Gemeinschaft sehr gut miteinander harmonierte und zusammenwuchs. Tiguval zeichnete sich als exzellenter Fährtenleser aus, wie Torok bewundernd feststellte. Rorrahs Humor lockerte die Stimmung selbst auf den schwierigsten Wegen und unter den übelsten Wetterbedingungen auf. Und Ehrenreich war nicht nur ein sehr guter und erfolgreicher Jäger, sondern verstand es auch, seine Beute stets äußerst schmackhaft zuzubereiten, was ihm an den abendlichen Lagerfeuern ständiges Lob seiner Gefährten einbrachte. Die drei neuen Gefährten waren eine Bereicherung für Chorenia, Torok und Vilian. Der junge Kaiser war nun

wirklich froh darüber, dass er den schweren Weg nicht allein angetreten war.

Die Gemeinschaft gelangte auf ihren geheimen Pfaden unbemerkt bis in das Grenzland in Nordskalizien, wo sie sich schließlich abseits der alten Handelsstraße im Gebiet zwischen den Flüssen Ihreas und Markesta nordwestlich des Dwanengebirges in das Land der Veromanen begaben. Veromanien war hier im Süden sehr weitläufig und zu großen Teilen mit Kiefernwäldern bedeckt. Die langgezogene Gebirgskette, zu der auch das Dwanengebirge, das Siebental und weiter im Norden das „Jenseitige“ gehörten, veränderte das Land weiter im Norden, in dem sie einen Schwenk nach Westen machte und aus den flachen Waldgebieten Hochalmen und tiefe Gebirgstäler wurden, in denen die nördlichen Stämme wohnten.

Die Gefährten bewegten sich – nun durch Ehrenreich geführt – zunächst entlang der Ausläufer des hohen Trust, wie die Berge hier hießen, und folgten dann einer schmalen Grasebene, die weiter im Westen vom Saum eines weiteren Waldgebietes begrenzt wurden.

„Dort hinten am Rand des Waldes hat einst eine Schlacht gegen das dunkle Volk stattgefunden, in der sich die Veromanen mit Tharon verbündeten“, berichtete Ehrenreich und deutete hinüber zu dem dunklen Rand.

Vilian kannte die Geschichte dieser Schlacht; hatte er sie doch so oft von seinem Vater gehört. Vor jener bedeutungsvollen Schlacht hatte sein Ahne Yard Tauris die Veromanen davon überzeugt, dass der Feind ein Gegner aller freien Völker war und sie – die Veromanen – hintergangen hatte. Seine stärkste Überzeugungskraft war jedoch das Schwert Achtelon gewesen,

denn bei den Kriegern hatte es geheißen, dass derjenige, der das Schwert trug, nicht lügen könne. Schließlich waren die Veromanen mit Tharon zusammen gegen den gemeinsamen Feind gezogen und hatten ihm eine entscheidende Niederlage bereitet. Der junge Mann erinnerte sich, dass er diese und viele andere Geschichten immer widerwillig über sich ergehen lassen hatte – wie sehr wünschte er sich nun, er könnte sie noch einmal von Vater hören. Trauer überkam ihn für einen Moment und seine Augen füllten sich mit Tränen, die er schnell fortwischte und tief durchatmete.

In der Tat war die von Ehrenreich erwähnte Schlacht jedoch ein Wendepunkt in der Geschichte gewesen. Veromanien war ein wichtiger Verbündeter für Tharon, auch wenn die Stadt nun nicht mehr existierte. Vilian unterhielt sich mit Ehrenreich noch lange darüber, während die Gemeinschaft weiterwanderte und einen Landeinschnitt hinabschritt, der sich von der Ebene bis hinüber zum Waldrand erstreckte.

„Das Volk der Veromanen war geblendet und vom falschen Zauber des Finsteren verführt worden, als es sich mit ihm verbündet hatte“, bemerkte Ehrenreich auf Vilians Gedankengänge. „So etwas darf und wird sich niemals wiederholen. Die Schande, ihm unsere Töchter als Pfand ausgeliefert zu haben, klebt noch heute an unserem Volk“, fügte er beschämt hinzu.

„Er hat viele Völker getäuscht und sie hintergangen – selbst Tharon glaubte, mit ihm verbündet zu sein“, erwiderte Vilian, um den Veromanen zu beruhigen.

„Umso wichtiger ist es, dass wir diesen Fluch diesmal endgültig besiegen und vernichten“, antwortete Ehrenreich mit geballter Faust, die sein Temperament

verriet. Doch sofort danach wurde er wieder ruhiger. „Aber dafür unternehmen wir ja diese Wanderung. Es obliegt dir, Vilian, zu entscheiden.“

„Ich hoffe, ich treffe die richtige Entscheidung“, antwortete der junge Kaiser und blickte dabei zu Boden, als würde dort die Lösung all seiner Zweifel und Fragen liegen.

„Ich bin mir sicher, dass du sie finden wirst. Doch dazu müssen wir zunächst an unser Ziel gelangen“, bemerkte Ehrenreich nun wieder fröhlich. „Für heute Abend könnten wir den Hof eines mir bekannten Stammesältesten aufsuchen und dort in richtigen Betten übernachten, wenn ihr damit einverstanden seid.“

„Er muss verschwiegen sein“, sagte Torok, der weiterhin möglichst unbemerkt ihren Weg fortsetzen wollte. „Es wird nicht ein Wort über uns seine Lippen verlassen, wenn wir es ihm sagen“, antwortete der Veromane stolz.

„Gut, dann soll es von mir aus so sein“, nickte der Boa. „Ein Bett wäre etwas, für das ich sogar mit dem schönsten Edelstein bezahlen würde“, bemerkte Rorrah angesichts dieser Aussicht mit fröhlicher Stimme. „Waldboden mag gesund für den Rücken sein, aber etwas Verweichlichung darf es durchaus zwischendurch einmal sein“, scherzte er.

Auch Tigual, Vilian und Chorenia waren damit sehr einverstanden und so ließ sich die Gemeinschaft von Ehrenreich zu dem ihn bekannten Hof in nordöstliche Richtung leiten. Sie zogen gemächlich weiter und durchquerten am Nachmittag eine mit Heidekraut bewachsene Landschaft. Kleine Teiche mit dunklem Wasser spiegelten die Nachmittagssonne wider, in de-

ren Licht Millionen von Mücken über der Wasseroberfläche tanzten.

Am frühen Abend gelangten sie an ein kleines Wäldchen, durch das ein Bach hindurchfloss. Eine schmale Holzbrücke führte hinüber, dahinter erstreckten sich eingezäunte Weiden, auf denen Rinder und Schafegrasen. In einiger Entfernung war ein hoher Palisadenzaun zu erkennen, der sich um eine Ansammlung von Gebäuden und Stallungen zog. Vor einem zwei-flügeligen Tor stand ein veromanischer Krieger und beobachtete die Gemeinschaft, die sich dem Hof näherte, aufmerksam.

Als die Wanderer nahe genug herangekommen waren, sprach Ehrenreich den Krieger nach veromanischer Sitte an: „Dies ist das Haus von Tornhart – ist es uns gestattet, einzutreten?“

Der Krieger erkannte den Fragenden offensichtlich, denn er senkte zum Gruß den Kopf. „Es ist dir und deinen Begleitern gestattet, Ehrenreich, unser Häuptling.“

„Ist euer Ältester zuhause?“ fragte Ehrenreich wieder. „Ja, er ist gerade erfolgreich von der Jagd zurückgekehrt.“

„Gut, so wollen wir eintreten und uns Tornhart vorstellen“, wandte sich Ehrenreich an seine Gefährten und trat dann als erster durch das Tor hindurch. Der Innenhof des von den Palisaden umgebenen Areals maß fast ein Feld Breite und ein halbes in der Länge. Mehrere Reihen von Langhäusern mit den typisch veromanischen Spitzdächern standen jeweils in rechten Winkeln zueinander und zur Mitte des Hofes ausgerichtet. Dort befand sich ein zentrales Gebäude, dessen First die geschnitzten Köpfe zweier Critta zierten.

Gegenüber diesem Hauptgebäude befanden sich Ställe, in denen die Laufvögel und Reittiere der Veromanen untergebracht waren. Außerdem gab es noch eine Reihe von Werkstätten mit Schmiede, Scharfschleiferei, Sattlern, Korbflechtern und dergleichen mehr. Viele neugierige und zum Teil auch verwunderte Blicke wurden den sechs Gefährten zugeworfen.

Ehrenreich führte die Gemeinschaft zu dem zentralen Gebäude und betrat es durch eine etwa zwei Mannlängen hohe Pforte in Bogenform. Die Gefährten durchschritten den ebenerdigen Hauptteil des Langhauses, der mit an Schnitzereien reichlich verziertem Balkenwerk versehen war. Etliche, wie lange Säulenreihen angeordnete Stempel und Querbalken trugen einen hohen Zwischenboden, in dem die Privatgemächer der Bewohner dieses Hauses untergebracht waren. Die untere Ebene mündete an einer langen Tafel, hinter der sich ein gewaltiger, mit Specksteinen verkleideter Gar- und Heizofen erhob. Über der offenen Feuerstelle hing ein großer Topf an Eisenketten, aus dem es dampfte und äußerst appetitlich duftete. An der Tafel davor saßen mehrere Frauen und Männer, die offenbar gerade mit Essen beschäftigt waren, als die Gemeinschaft eintrat.

Ein an der Stirnseite sitzender älterer Mann erhob sich und blickte die Neuankömmlinge erwartungsvoll an. Seine Gestalt war trotz seines Alters noch sehr kräftig – fast schien er noch größer und breitschulteriger zu sein, als Ehrenreich. Sein dunkles, schulterlanges Haar war von vielen silbernen Strähnen durchzogen und sein kurzgeschorener Bart war gänzlich grau. Ein rotbraunes Wollhemd bedeckte seine Brust, darüber trug er eine lederne Weste, die an der Herzseite mit dem

Wappen der Familie, einem sich mit einem Vero kreuzenden Getreidebündel, versehen war.

Die Gesichtszüge des Mannes hellten sich deutlich auf, als er Ehrenreich erkannte, der als erster in den Lichtschein trat. Sofort kam der Hausherr auf den Häuptling der Veromanen zu und breitete lächelnd die Arme aus. „Ehrenreich. Welch eine Freude für mein Haus, dich hier willkommen heißen zu können“, sagte er und umarmte seinen ersten Gast herzlich.

„Ich danke dir für das Willkommen, Tornhart“, antwortete Ehrenreich und erwiderte die Umarmung. „Meine Gefährten und ich ersuchen dich um die Aufnahme für eine Nacht. Wir sind weit gewandert und sehr müde“, fuhr er fort.

„Mein Haus ist das eure“, nickte Tornhart und begrüßte dann auch die anderen Mitglieder der Gemeinschaft. „Selten habe ich eine so bunte Gesellschaft gesehen. Sicher gibt es einen besonderen Grund für eure Wanderung. Zudem muss ich gestehen, dass ich nicht mit deiner Rückkehr gerechnet habe, Ehrenreich. Es hieß, der Krieg um Tharon sei verloren und du seiest dabei umgekommen.“

„Wie du siehst, lebe ich noch und wir sind in Wahrheit siegreich gewesen. Allerdings haben wir schwere Verluste unter allen Völkern gehabt, auch ist der Feind nicht endgültig besiegt“, erklärte Ehrenreich. „In der Tat hat das alles mit unserer Gemeinschaft zu tun, die ich dir nun vorstellen möchte“, fuhr er fort und nannte die Namen seiner Gefährten – bis auf den von Vilian. Erst nach einem Blickwechsel und dem zustimmenden Nicken des jungen Mannes stellte er auch ihn vor. „Der Kaiser von Tharon befindet sich nun also in meinem bescheidenen Haus“, bemerkte Tornhart erfreut

und erstaunt zugleich. „Aber da dieses nicht alltäglich ist, nehme ich an, dass ich es auch nicht gleich überall verkünden sollte“, schmunzelte er.

„So ist es“, nickte Ehrenreich. „Wir bitten dich deshalb darum, über unsere Gemeinschaft und unsere Wanderung zu schweigen.“

„Es wird kein Wort davon diesen Hof verlassen“, antwortete Tornhart mit fester Stimme wie bei einem Schwur. „Doch eins solltet ihr wissen. Aufgrund der Gerüchte, die ich euch nannte, findet morgen ein Thing am Eichenkreis statt, zu dem ganz Südveromanien aufgerufen wurde.“

„Ein Thing am Eichenkreis? Wer hat den einberufen?“ wollte Ehrenreich wissen.

„Soviel ich weiß, war das Vanenfall aus den östlichen Bergen.“

Ehrenreich sagte nichts dazu, sondern nickte nur. Sein Gesicht sprach allerdings Bände und verriet, dass nun eine Menge Gedanken durch seinen Kopf schossen.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Torok.

„Vanenfall hat dieses Thing nicht ohne Grund einberufen“, antwortete der Veromanenhäuptling nachdenklich. „Er hat es schon seit langem auf die Häuptlingswürde abgesehen und wird die Gerüchte über meinen Tod nutzen wollen, um seine Führerschaft vorzubereiten.“

„Dann musst du dich bei dem Thing zeigen und beweisen, dass du noch lebst“, warf Vilian ein.

„Der Eichenkreis liegt in der entgegengesetzten Richtung, die wir einschlagen wollen – es würde uns wertvolle Zeit kosten. Außerdem wären wir dann nicht mehr im Verborgenen“, erwiderte Ehrenreich.

„Diese Zeit müssen wir uns nehmen. Ich ahne, dass mehr hinter dieser Sache steckt, als nur ein einfacher Kampf um die Häuptlingsehre“, gab Torok zu bedenken. „Zudem können wir uns bedeckt halten, niemand muss erfahren, wer wir sind“, ergänzte er.

„Ich gebe zu, dass es mich in der Tat zu dem Thing drängt. Doch ich will mich einzig dem Willen der Gemeinschaft unterordnen. Wenn du, Vilian, die Reise ohne Unterbrechung fortsetzen willst, werde ich euch ohne zu zögern weiterführen.“

„Nein. Wir sollten das Thing aufsuchen. Eine Spaltung der Veromanenstämme können wir uns in diesen Zeiten nicht leisten. Außerdem glaube auch ich, wie Torok, dass mehr als ein Kampf um die Gunst eures Volkes dahintersteckt.“

„Gut, dann wollen wir dich morgen begleiten, wenn du gestattest“, sagte Ehrenreich zu Tornhart.

„Selbstverständlich“, nickte der Hausherr. „Seid aber nun meine Gäste an der Tafel und heute Nacht hier im Haus in euren Gemächern, von denen ich für jeden von euch eines besitze.“

Tornhart ließ die Tafel für die Gäste neu decken und wies seine Frau und seine jüngeren Söhne und Töchter an, für genügend Speisen und Getränke zu sorgen.

„Zwei der freien Gemächer gehören übrigens meinen beiden ältesten Söhnen, die mit euch nach Tharon zogen. Könnt ihr mir vielleicht sagen, ob ihr sie gesehen habt und wie es ihnen geht?“ fragte der Hausherr, während sich alle an den Tisch begaben.

„Ich habe sie in der Tat in einer Gruppe veromanischer Reiter gesehen“, antwortete Ehrenreich. „Sie haben dir und deiner Familie Ehre im Kampf eingebracht. Allerdings habe ich sie dann aus den Augen verloren und

weiß nicht, wie es ihnen geht“, fuhr er wahrheitsgemäß fort.

„Ich danke dir, Ehrenreich. Also will ich bis zu dem Tag warten, an dem ich Gewissheit habe und meine Söhne zurückkehren – oder ich von ihrem Tod erfahre.“

„Viele Tausende sind im Kampf gegen den mächtigen Gegner gefallen und jedes Volk hat Tote zu beklagen. Doch es waren auch sehr viele Veromanen unter den Überlebenden und sie schützen derzeit die Stadt Tharon-Osra. Trauere erst dann, wenn du wirklich weißt, dass sie gefallen sind.“

„So sei es“, beendete Tornhart dieses düstere Thema und lud seine Gäste dann zu dem reichlichen Mal ein, das inzwischen auf der Tafel für die Gefährten bereitstand. Sie langten daraufhin ordentlich zu, denn es gab während ihrer Wanderung nicht viele Gelegenheiten, sich einmal wirklich satt zu essen. Auf diese Weise verflog der Abend, bis sich alle auf die obere Ebene des Langhauses in die bereitgestellten Gemächer begaben, wo sie im Schutz eines veromanischen Hofes und in weichen Betten ohne Unterbrechung bis zum Morgen schliefen ...

Der Eichenkreis

Eine Stunde vor Sonnenaufgang wurden sie geweckt und zum Frühstück gebeten. Tornhart und seine Familie waren bereits auf und bereiteten alles für die Reise zum Eichenkreis vor. Gleich nach dem Morgenmahl wollte man aufbrechen, denn der Ritt zu dem Ziel würde bis zum Mittag dauern, wenn sie sich ganz ohne Pause und im zügigen Tempo fortbewegten. Zu diesem Zweck mussten sie jedoch auch die entsprechenden Reittiere haben – und dies sollten natürlich die veromanischen Critta sein. Außer Ehrenreich hatte noch niemand aus der Gemeinschaft auf einem dieser äußerst großen und kräftigen Laufvögel gesessen – geschweige denn, war eine längere Strecke auf ihnen geritten.

Die Reaktionen der Gefährten auf die Tiere waren sehr unterschiedlich. Während Tiguval sofort auf das für ihn bestimmte Tier zuging, mit ihm sprach und es streichelte, blickten Vilian und Torok eher skeptisch auf die Critta. Chorenia fasste ihren Mut zusammen und machte es dem Alven gleich, was ihr auch gelang. Lediglich Rorrah stand kopfschüttelnd in einiger Entfernung von seinem Tier entfernt und machte mit beiden Händen abwehrende Bewegungen. „Niemand ..., niemand bringt mich auf den Rücken eines dieser ... Monstren“, sagte er voll Inbrunst.

„Sie sind ganz harmlos und sie freuen sich auf den Ausritt mit uns“, erklärte Tiguval dem Dwanen lächelnd.

„Mag sein, dass du dich mit ihnen verstehst, Herr Alve. Ich werde das jedenfalls nicht“, erwiderte Rorrah noch immer fest entschlossen und kopfschüttelnd.

Tornhart öffnete die Stalltür des für den Dwanen vorgesehen Tieres und unterstrich die Worte Tiguvals, um den Dwanen umzustimmen. „Unsere Critta sind gezähmt und sehr gut erzogen. Schon unsere Kinder reiten auf ihnen“, bestätigte er.

Als wollte das Tier seine Freundlichkeit beweisen, stapfte es aus seiner Stallbox heraus und geradewegs auf den angedachten Reiter zu, um ihn mit einem Schnabelstübser gebührend zu begrüßen. Rorrah wich schreiend zurück und stolperte dabei, so dass zu Boden stürzte. Der Laufvogel blickte ihn zunächst verwundert an, trat dann näher an den vor Schreck wie gelähmten Dwanen heran und packte ihn mit seinem zahnbewehrten Schnabel – aber mit äußerster Vorsicht – am Lederwams des kleinen Mannes, um ihn auf diese Weise wieder auf die Beine zu stellen. Anschließend rieb das Tier seinen Kopf an Rorrachs Brust und gab einen tiefen, gurrenden Laut von sich.

Der vollkommen verblüffte Dwane stand mit offenem Mund da und blickte in die amüsierten Gesichter seiner Gefährten. Schließlich nahm er all seinen Mut zusammen und streichelte den Kopf des Critta, der ihm dafür mit treu blickenden Augen und weiteren Gurr-lauten dankte.

„Nun, Herr Dwane. Das Tier scheint dich überzeugt zu haben, nicht wahr?“ stellte Tiguval lachend fest.

„Wie es aussieht, sind diese Critta offenbar doch keine Monstren. Ich glaube, ich werde es mit diesem hier versuchen“, antwortete Rorrah ebenfalls lachend.

Nachdem dies geklärt war, machte sich jeder der Gefährten mit seinem Reittier vertraut, während den Critta bogenförmige Sättel und Geschirre umgeschallt wurden. Danach saßen sie alle auf und Torn-

hart setzte sich an die Spitze des Zuges, der aus dem Tor des Hofes ausritt. Die Tiere gaben auf der freien Ebene schnatternde Geräusche von sich und eilten dann schnell wie der Wind aber mit äußerst sicherem Tritt in nordwestliche Richtung los.

Das Banner mit dem Familienwappen Tornharts, das einer der Krieger trug, wehte im Wind und vereinte sich gegen Mittag kurz vor dem Ziel mit vielen anderen Flaggen der veromanischen Stämme, die am Rande eines Waldes in einer dort aufgebauten Zeltstadt zusammenkamen.

Ehrenreich und die anderen Mitglieder der Gemeinschaft blieben von hier an etwas zurück und schwenkten nach rechts ab, um das Zeltlager zu umgehen und weiter westlich am Rand des Waldes einen Platz zu suchen und von dort aus zum Eichenkreis zu gelangen, aber verborgen zu bleiben. Der veromanische Häuptling kannte sich hier natürlich bestens aus und führte die Gefährten zu einer Schneise im Wald, von der ein schmaler Pfad bis zum Ort des Treffens führte. „Wir können im Schutz der Bäume bleiben und das Geschehen im Eichenkreis sehr gut verfolgen“, erklärte der Veromane. „Niemand wird uns stören, da der Kreis nur für die Anführer der Stämme vorgesehen ist, alle anderen jedoch am Rand sehen und hören dürfen.“

„Wann beginnt das Treffen?“, wollte Vilian wissen.

„Sobald alle Erwarteten eingetroffen sind. Das wird bald der Fall sein, lasst uns also gehen“, schlug Ehrenreich vor.

Die sechs Gefährten machten sich auf den Weg durch das schmale Waldstück und gelangten nach etwa einer Viertelstunde an den Rand des Eichenkreises. Der Ort

war eine durch einen Sturm natürlich entstandene Lichtung von vielleicht zehn Mannslängen im Durchmesser. Sie war in der Tat fast kreisrund und von hohen, mit dicken Stämmen versehenen Bäumen umstellt. Es machte beinahe den Eindruck, als hätten sich auch die Bäume hier zur Beratung versammelt. Der Ort besaß auf jeden Fall eine gewisse Mystik und es war verständlich, dass er als etwas Besonderes bei den Veromanen galt und sie sich hier zu wichtigen Beratungen trafen. Etwa fünfzig Mann saßen auf schmalen Bänken, die rings um den Lichtungskreis aufgestellt waren. Alle besaßen eine würdevolle Haltung, denn sie waren die Anführer ihrer Familienstämme, was durch die entsprechenden Banner, die hinter ihnen im Boden steckten, noch unterstrichen wurde.

In dem Moment, in dem die Gefährten gerade an der Lichtung eingetroffen waren und sich einen gut einsehbaren Platz gesucht hatten, trat einer der Veromanenhäuptlinge in die Mitte des Platzes und bat mit entsprechenden Gesten um Aufmerksamkeit. Wie die meisten seines Volkes, war auch dieser Mann hochgewachsen und von kräftiger Statur. Das Haar des etwa vierzig Jahre alten Mannes war pechschwarz und von mehreren Zöpfen durchflochten. Ein schmaler Bart schlängelte sich über die Oberlippe bis zum Kinn hinab und endete in zwei fransigen langen Strängen. Mit zusammengekniffenen Augen blickte er in die Runde und wartete, bis sich auch das letzte Raunen der Männer um ihn herum gelegt hatte.

„Das dort ist Vanenfall aus dem östlichen Gebirge“, flüsterte Ehrenreich seinen Gefährten zu.

Kurz darauf begann der Mann im Eichenkreis zu sprechen: „Ihr Häuptlinge der Stämme, ich danke euch,

dass ihr meinem Ruf gefolgt seid. Es ist wichtig, dass wir uns beraten, denn andere Zeiten brechen an. Tharon beherrscht nicht mehr länger den Süden und den Norden. Die Stadt ist gefallen und wurde zerstört. Unsere Brüder, die für die weiße Stadt in den Kampf zogen um sie zu rächen, sind mit ihr untergegangen. Auch Ehrenreich, unser großer Häuptling, verlor im Kampf sein Leben.“

Diese Nachricht löste heftiges Raunen aus und die Gesichter der Männer im Eichenkreis spiegelten Betroffenheit und Ratlosigkeit wider.

Tornhart, der es besser wusste, schwieg jedoch zunächst zu der Behauptung Vanenfalls. Er hatte mit Ehrenreich verabredet, ihn nicht zu verraten, bis der oberste Häuptling selbst in das Geschehen eingriff.

Vanenfall ließ seine Worte noch einen Augenblick wirken und bat dann mit Handzeichen wieder um Ruhe. „Wir müssen uns beraten, was unser Volk nun tun soll“, rief er den Zuhörern zu. „Wer soll uns künftig führen und auf welche Verbündeten können wir setzen, jetzt wo Tharon nicht mehr existiert und möglicherweise Krieg droht?“ Vanenfall blickte vielsagend in die Runde.

Ein alter Häuptling mit schlohweißem Haar erhob sich, wobei er sich auf einem langen Stab stützte. „Wer sagt uns, dass nun wirklich alles verloren sei?“, fragte er. „Das Volk von Tharon und seine Stadt mögen ausgelöscht worden sein, doch das bedeutet doch nicht, dass all unsere Brüder nicht mehr zurückkehren. Ich habe vernommen, sie seien am Ende siegreich gewesen und hätten den Feind am Meer von Aschtia vernichtend geschlagen.“

Vanenfall nickte wissend, so als wäre er genau auf eine derartige Erwidernng gefasst gewesen. „Wer meinen Worten nicht glaubt, der wird vielleicht der Wahrheit von Bildern glauben, welche die totale Zerstörung und den Tod von Tharon zeigen. Bilder, die ein Mann in unserer Mitte uns zeigen kann, wenn ihr Häuptlinge es gestattet, dass er den Eichenkreis betritt.“ Vanenfall blickte sich um und sah in die Gesichter der Männer um ihn herum. Einige von ihnen nickten, die meisten sahen ihn jedoch nur mit einer Mischung aus Verwunderung und Neugier an. Da jedoch niemand widersprach, schritt er an den Rand des Kreises und bat jemanden, der dort bereits wartete, dass er eintreten möge.

Aus der Menge der Zuschauer unter den Bäumen kam eine in graue Leinen gehüllte Gestalt heraus und folgte Vanenfall mit schwerfälligen Schritten. Diese Gestalt war wesentlich kleiner als der Veromane und watschelte seltsam vorgebeugt und mit humpelnden Schritten zur Mitte des Kreises. Gesicht und Hände dieser eigenartigen Gestalt blieben zunächst verborgen. Ihr Auftritt löste unterschiedliche Reaktionen aus. Während die Veromanenhäuptlinge leise miteinander flüsterten und murmelten, erstarrten Chorenna, Vilian und Torok für einen Augenblick.

Die Kleidung des Wesens dort im Kreis glich exakt jener, welche die lebenden Leichname getragen hatten. Doch diesmal war es kein Untoter, wie sich gleich darauf zeigte, als die Gestalt ihre Kapuze zurückzog und ihr Gesicht zum Vorschein kam. Allerdings war es nicht viel ansehnlicher als die der unheimlichen Jäger, welche die drei Gefährten verfolgt hatten. Ein aschfahler, vorn spitz zulaufender Kopf mit einem hässlichen,

breiten Mund blickte sich in der Runde um. Nur wenige Haare hingen strähnig an ihm herab, ansonsten bedeckte schuppige, raue Haut diesen Kopf. Eine Nase war kaum zu erkennen, nur zwei Löcher saßen auf einem kleinen Buckel, der zudem mit Schwielen übersät war. Die schwarzen Augen wirkten aus einiger Entfernung wie tiefe, lichtlose Löcher, die dennoch ihre Umgebung lebhaft beobachteten. Aus den weiten Ärmeln der Kleidung schnellten kleine Armstummel mit schwieligen Händen hervor, die einen grünlichen, etwa hühnereigroßen Gegenstand in den Fingern hielten und der Menge präsentierten.

„Seht, die Wahrheit“, krächzte die Gestalt mit rauer Stimme. Der Gegenstand – ein Stein, wie nun zu erkennen war – erhellte sich plötzlich, als würde ein Feuer in seinem Inneren entzündet werden.

Das Licht breitete sich in einer Aura über der Gestalt aus und bildete einen Kegel, in dessen Mitte mit einem Mal Bilder entstanden. Die Zuschauer im und am Eichenkreis riefen ihr Erstaunen aus und blickten gebannt auf diese Bilder. Sie zeigten die Ruinen einer zerstörten Stadt, die von Wasser umspült wurde. Türme stürzten ein und die Fluten spülten die Reste der zerstörten Gebäude nach und nach weg. Ein anderes Bild zeigte eine zerfallene Statue, die langsam im Wasser versank. Dahinter war eine zerberstende Brücke zu erkennen, die wie das Knochengerüst eines Urzeitieres zerbrach und ebenfalls ins Wasser fiel.

„Seht den einstigen Stolz der weißen Stadt“, rief die eigenartige Gestalt mit dem magischen Stein wieder laut, wobei der Hohn deutlich aus den Worten herauszuhören war. Die Bilder, die der Stein zeigte, verfehlten offenbar ihre Wirkung unter den Zuschauern

nicht, denn die Betroffenheit über die vollkommene Zerstörung Tharons war den Männern deutlich ins Gesicht geschrieben.

Doch noch war der Zauber nicht vorbei, denn die Bilder wechselten und zeigten nun eine Ebene am Rand der Küste, wie sie im Umland von Tharon-Osra zu finden war. Tatsächlich erhob sich in der Ferne auch der Felsen, auf dem die Ortschaft stand. Auch hier waren Tod und Zerstörung zu erkennen. Die Ebene war übersät mit Leichen, unter denen auch erkennbar Veromanen waren. Aus der Stadt stieg dichter Rauch auf und der düstere Himmel spiegelte blutrot den Schein vieler Feuer wider.

„Dies ist der angebliche Sieg, der errungen worden sei“, krächzte die Gestalt den Veromanenhauptlingen zu und blickte dabei zufrieden in deren erschrockene Gesichter.

Während noch weitere Bilder durch den magischen Stein gezeigt wurden, trat Vanenfall wieder in die Mitte des Kreises. „Dort seht ihr das Ergebnis des Krieges, in den unsere Brüder hineingeraten sind“, sagte er laut und deutete auf die Bilder hinter sich. „Doch was ihr noch nicht wisst, ist die Antwort auf die Frage, weshalb der Gegner Tharon überhaupt angriff“, fügte er hinzu. Vanenfall drehte sich der Gestalt mit dem Stein zu. „Der Stein der Wahrheit wird euch den Grund zeigen.“

Kurz darauf änderten sich die Bilder erneut und zeigten nun eine bergige Gegend mit einem von Palisaden umringten Dorf, das ebenfalls Spuren von Krieg und Verwüstung aufwies. Auch hier waren viele Tote zu erkennen – darunter auch Frauen und Kinder. Ein gnadenloser Sturm des Krieges schien über dieses

Dorf hinweggefegt zu sein, den niemand der Bewohner überlebt hatte.

„Dies dort ist ein Dorf im Siebental“, erklärte Vanenfall den verwunderten Zuschauern. „Tharon ist dort eingedrungen, weil es seinen Machtbereich noch ausweiten wollte. Heimlich und ohne unsere Kenntnis haben die Tharoner das Gebirge im Osten überquert und haben das freie Siebental überfallen. Die Menschen in den Dörfern haben schwer für ihren Widerstand und ihren Freiheitswillen gebüßt, denn sie konnten sich nicht gegen die Übermacht wehren. Doch es hat sie jemand gerächt, denn ein weiser Magier und Lehrmeister, der dort mit ihnen in Frieden lebte, zog mit seinem eigenen Volk aus und kämpfte gegen das machthungrige Tharon. Das ist der wahre Grund für ihren Angriff, ihr Häuptlinge der Veromanen.“

Nachdem Vanenfall dies ausgesprochen hatte, erhob sich lautes Raunen unter den Häuptlingen, das sich nach und nach zu immer heftigeren Streitgesprächen ausweitete. Es bildeten sich zwei Gruppen heraus, von denen die eine deutliche Empörung über das angebliche Vorgehen Tharons zeigte und die andere die Vorwürfe nicht glauben wollte. Redner beider Fraktionen riefen durcheinander und versuchten sich zu übertönen, wobei sie sich gegenseitig Verrat vorwarfen und immer wütender und zorniger agierten.

Vanenfall ließ das eine ganze Weile geschehen. Wer ihn dabei beobachtete, konnte den zufriedenen Gesichtsausdruck bei ihm erkennen. Die Blicke, die er mit der grauen Gestalt wechselte, ließen erkennen, dass diese Situation des Streites unter den Häuptlingen beabsichtigt gewesen war. Nachdem es nun beinahe schon zu Handgreiflichkeiten zwischen den Kontra-

henten kam, schritt er endlich ein und bat energisch um Ruhe, wobei einiger seiner Männer den Eichenkreis betraten und die wütend Streitenden zurückdrängten. Das war ein unerhörter Vorgang und noch niemals in dieser Form im Eichenkreis vorgekommen. „Ihr Häuptlinge, ich verlange eure Aufmerksamkeit“, rief Vanenfall. „Wir müssen die Wahrheit zur Kenntnis nehmen, ein Stein der Wahrheit lügt niemals.“

„Der Stein vielleicht nicht, aber so mancher hier, der die Bilder so deutet, wie es ihm passt“, antwortete plötzlich jemand von außerhalb des Kreises, der nun eintrat und auf Vanenfall zuschritt. Es war Ehrenreich, der nun genug gesehen hatte und einschreiten musste. Sein Erscheinen löste sichtbares Entsetzen bei Vanenfall aus, während ihm die meisten anderen Häuptlinge zujubelten und ihn grüßten. Doch einige der veromanischen Führer blickten ihn auch skeptisch, wenn nicht gar feindselig an. „Wer hat dieses Thing hier angeordnet und zugelassen, dass sich die Anführer unseres Volkes streiten, wie die Marktschreier?“, fragte Ehrenreich wütend. „Wie kommt ihr dazu, diesen Platz zu entweihen? Dies ist ein Ort der Beratung, nicht einer des Streites.“

Die Männer blickten alle betreten zu Boden. Keiner wagte es, eine Antwort zu geben. Lediglich Vanenfall lächelte gequält. „Ehrenreich, unser Häuptling ...“, bemerkte er mit so schlecht gespielter Freude, dass er sich am liebsten selbst dafür gehohlet hätte. „Wir dachten ..., du seihest tot“, fügte er dennoch im selben Tonfall hinzu.

„Woher willst du diese Nachricht erhalten haben?“, fragte Ehrenreich verächtlich.

„Boten ... überbrachten sie uns.“

„Vielleicht solltest du dir diejenigen genauer anschauen, von denen du Nachrichten bekommst“, bemerkte der oberste Häuptling der Veromanen mit einem vielsagenden Blick auf die graue Gestalt, die noch immer neben Vanenfall stand.

„Der Stein der Wahrheit lügt nicht“, krächzte diese plötzlich mit einem überheblichen Gesichtsausdruck, der jedoch augenblicklich erstarb, als Ehrenreich erbot antwortete

„Wer hat dir erlaubt, mich anzusprechen, Vasall des Feindes?“ donnerte der Veromane und die graue Gestalt wich erschrocken zurück, während Ehrenreich fortsetzte: „Diese Bilder zeigen nur den Krieg und seine natürlichen Folgen, aber nicht sein wahres Ergebnis. Wir waren siegreich bei Tharon-Osra, obwohl es hohe Verluste gab. Der Feind hat jedoch tausendmal mehr davon erlitten. Unsere Brüder sind nur deshalb nicht zurückgekehrt, weil sie das übrige Volk von Tharon schützen. Die Zerstörungen im Siebental hat der Feind wahrscheinlich selbst zu verantworten, nicht aber Tharon – das ist die Wahrheit. Du, Vanenfall, bist einem Betrüger aufgesessen, von dem ich ahne, wer ihn gesandt hat. Du bist mit Blindheit geschlagen, wenn du das nicht erkennst.“

Diese deutliche Ansprache des obersten Anführers der Veromanen fand großen Beifall bei den meisten anderen Häuptlingen – nicht aber bei Vanenfall und seinen Getreuen. „Tharon“, fauchte dieser verächtlich. „Die Stadt ist endlich untergegangen und ihr Joch liegt nicht länger auf uns. Aber du, Ehrenreich, bist ihr und diesem verfluchten Kaiserhaus und seinem ungerechtfertigten Machtanspruch über alle Völker ja immer schon hörig gewesen.“

„Dein Zorn vernebelt dir den Verstand“, erwiderte Ehrenreich. „Wir haben mit Tharon und den anderen Völkern einen Friedenspakt, der nun schon über 200 Jahre anhält und segensreich für uns und alle anderen war. Nun in der Stunde der Not haben wir gemeinsam den Feind bekämpft und werden das auch weiterhin tun.“

„Ihr vielleicht“, fuhr Vanenfall verächtlich dazwischen, „wir werden künftig einen anderen Weg beschreiten. Den Weg der Veromanen, nicht den der hörigen Sklaven.“ Damit drehte er sich um, gab seinen Männern ein Zeichen und verließ den Eichenkreis.

Die seltsame graue Gestalt und sieben weitere Häuptlinge folgten ihm. Damit hatte der Veromane aus dem östlichen Gebirge deutlich gemacht, dass er und die anderen mit ihm verbündeten Stämme Ehrenreich künftig nicht mehr folgen würden. Sie schmiedeten also ihre eigenen Pläne – wie immer diese auch aussehen mochten. Das hässliche graugekleidete Wesen mit dem magischen Stein konnte nach Ansicht Ehrenreichs nur ein Spion des Feindes sein, dessen Einflüsterungen bei Vanenfall offenbar Gehör gefunden hatten. Er teilte diese Sorge den anderen Häuptlingen mit und beriet sich dann mit ihnen, während Vilian und die übrigen Gefährten weiterhin im Hintergrund blieben und sich nicht zu erkennen gaben.

Sie zogen sich nach einiger Zeit über den Waldpfad zu ihrem ursprünglichen Lagerplatz zurück und warteten, bis Ehrenreich am Abend zu ihnen zurückkehrte und sich ans Feuer setzte. Der Veromane zog ein besorgtes Gesicht und berichtete den anderen Mitgliedern der Gemeinschaft von der Beratung der Häuptlinge. „Wir müssen äußerst wachsam sein“, begann er.

„Vanenfall und die Stämme aus den Bergen stehen nicht mehr länger hinter uns. Die Einheit der Veromanen zerbricht und das ist das Schlimmste, was passieren kann. Ich weiß nicht genau, was sie vorhaben, doch leider ist es nun so, dass wir nicht mehr gefahrlos durch mein eigenes Land hindurchwandern können. Der Arm des Feindes ist wieder sehr lang geworden.“

„Glaubst du, dass sich die Bergstämme wirklich gegen ihr eigenes Volk erheben würden?“ fragte Vilian.

„Vanenfall war schon immer auf Macht versessen und hat es bisher nur nicht gewagt, sich offen gegen mich aufzulehnen. Jetzt scheint er einen Verbündeten zu haben und wird mutiger. Die Götter wissen, was für Pläne er hat. Auf jeden Fall werden die anderen Häuptlinge wachsam sein und die Gebirgspässe sehr genau beobachten. Ich hoffe, es kommt nicht zu einem Bruderkrieg.“

„Das muss verhindert werden, du solltest bei deinem Volk bleiben, Ehrenreich. Erkläre uns den Weg, wir werden allein weiterziehen“, bemerkte Vilian bestimmt.

„Nein, das werde ich auf keinen Fall tun, Vilian“, verneinte Ehrenreich sofort. „Ich habe meine Getreuen, auf die ich mich verlassen kann. Außerdem würdet ihr den Weg durch die Wälder auch bei der genauesten Beschreibung nicht finden, denn diese Gegend ändert ihr Aussehen ständig. Ich habe geschworen, euch zu führen und nichts wird mich davon abhalten.“

„Welchen Weg sollen wir nun nehmen?“, wollte Torok wissen.

„Ich wollte eigentlich von hier aus nach Osten bis kurz vor das Gebirge gehen und dort die Ausläufer der Thune-Wälder betreten“, antwortete der Veromane.

„Doch das ist das Land von Vanenfall. Nun werden wir uns weiter westlich halten und die Schlucht der Toten durchqueren müssen, um in die Wälder zu gelangen.“

„Das klingt ja ausnehmend gemütlich“, bemerkte Rorrah sarkastisch. „Sicher hat es einen Grund, weshalb diese nette Schlucht einen so heimeligen Namen besitzt?“, fügte er hinzu.

„Es ist weniger ein gefährlicher, als ein beschwerlicher Weg hindurch, falls du das meinst“, antwortete Ehrenreich. „Die Häuptlinge aus früheren Zeiten liegen dort begraben. Der Ort ist manchmal etwas unheimlich, aber vor allem sehr unwegsam. Doch er führt direkt in die Wälder und wird zumeist von anderen gemieden.“

„Dann sollten wir ihn genau deshalb nutzen“, bestätigte der Boa nickend.

Auch die anderen Mitglieder der Gemeinschaft waren damit einverstanden und so brachen sie am nächsten Morgen nach dem Frühstück in die neugewählte Richtung auf. Sie ließen den kleinen Wald mit dem Eichenkreis linker Hand liegen und wanderten nun wieder zu Fuß los. Ihre Reittiere hatten sie zuvor in die Obhut Tornharts zurückgegeben. Zudem hatte Ehrenreich ihm letzte Anweisungen aufgetragen, bevor sie aufgebrochen waren. Nun konnte sich der oberste Veromanenhäuptling sicher sein, dass sein Gegner Vanenfall keinen unbeobachteten Schritt unternehmen würde, ohne dass die Stämme, die Ehrenreich weiterhin die Treue hielten, darauf reagierten.

Dennoch blieb das unguete Gefühl im Herzen des Veromanen, denn wenn es zu einem Krieg unter den Stämmen seines Volkes kommen würde, dann war das Land verloren ...

Die Schlucht der Toten

Die Landschaft, die sie am Nachmittag durchwanderten, machte fast den Eindruck eines künstlich entstandenen Parks. Flaches Grasland zog sich meilenweit dahin und wurde nur gelegentlich von einigen Bauminseln aus Birken und Eschen unterbrochen. Weit im Osten waren die Gipfel der Berge zu erkennen und noch viel weiter nördlich ragte der dunkle Saum der Wälder von Thune über den Horizont.

Ein fast wolkenloser Himmel mit einer wärmenden Nachmittagssonne tauchte die Gegend in ein idyllisches Licht. Doch für Naturschönheiten hatten die Gefährten nicht viele Blicke übrig. Sie waren bemüht, die Ebene so schnell wie möglich zu durchqueren, denn hier konnte man sie über Stunden Wegs Entfernung noch sehen. Aus diesem Grund nutzten sie auch die dichten Bauminseln bei ihren kurzen Rastpausen zur Deckung.

Gerade, als sie sich wieder zu einer solchen Rast begaben, entdeckten sie einige sich rasch nach Osten bewegende dunkle Punkte in der Ferne. Die scharfen Augen von Tiguval erkannten eine Reihe von Reitern auf Critta, die auf das Gebirge zuhielten.

„Welche Farbe haben ihre Tiere, kannst du das erkennen?“, wollte Ehrereich von dem Alven wissen.

„Sie sind hell, fast weiß“, antwortete Tiguval.

„Dann kommen diese Leute aus dem Norden“, bemerkte der Veromane besorgt. „Vanenfall sammelt also wirklich überall Verbündete. Das kann nur bedeuten, dass er bald einen Angriff plant.“

„Das alles ist im Grunde nur in Werk des Feindes, der die Völker verführt und versucht, einen Keil zwischen die Einheit zu treiben.“, bemerkte Vilian. „Es wird

Zeit, ihm entgegenzutreten und dem endlich ein Ende zu bereiten.“

Die Gemeinschaft machte sich wieder auf den Weg, sobald die dunklen Punkte am Horizont im Osten nicht mehr zu sehen waren. Am frühen Abend, als die Sonne sich dem Untergang näherte, erreichte die Gemeinschaft eine hügelige Landschaft, die urplötzlich von einem tiefen Landeinschnitt unterbrochen wurde, der sich unter mehrfachen Windungen nach Nordosten hinzog. Kargen, kiesigen Grund beherbergte dieses ehemalige Flussbett, das offensichtlich schon seit Jahrhunderten ausgetrocknet war. Die zunächst flach abfallenden Seitenwände ermöglichten einen relativ bequemen Einstieg in den etwa fünf Mannlängen tiefen Einschnitt, der rasch breiter und tiefer wurde, als die Gefährten unten angekommen waren und dem Lauf des trockenen Bettes folgten.

Nachdem sie noch eine Weile gelaufen waren, schlugen sie an einer Biegung des ehemaligen Flusses ihr Nachtlager auf. Sie entfachten ein Feuer und bereiteten sich ihr Abendmahl darüber. Dann losten sie die Wachen aus und legten sich bald darauf zur Ruhe, denn der Tag war lang und anstrengend gewesen. Zuvor hatte Ehrenreich seine Gefährten jedoch noch auf den morgigen Tag – und auch auf die bevorstehende Nacht vorbereitet: „Dort hinter der Biegung beginnt die eigentliche Schlucht der Toten, die wir morgen durchqueren müssen. Kümmert euch während der Wachen nicht um seltsame Geräusche, die der Wind hier oft verursacht. Es wartet nichts Böses hier auf uns; nur die ewig ruhenden Häuptlinge aus der Vergangenheit.“

Das erste Los der Wache fiel auf Rorrah. Der Dwane

setzte sich nach der Ansage Ehrenreichs keinesfalls beruhigter an das Feuer, sondern blickte immer wieder voller Unbehagen hinüber zu der Biegung der Schlucht. Doch nichts regte sich dort, noch drangen irgendwelche seltsamen Geräusche zu ihm herüber. Seine innere Anspannung ließ deshalb nach und er weckte nach Ablauf seiner Wache Chorenia, die nach ihm dran war. „Alles ist in der besten Ordnung“, sagte er zu ihr. „Die Toten ruhen friedlich, wie es sich für anständige Häuptlinge gehört und kein Laut ist zu vernehmen“, ergänzte er scherzend.

Chorenia lächelte den Dwanen an und setzte sich ans Feuer, in das sie einige Äste hineinwarf, so dass es wiederauflebte. Rorrah gesellte sich noch für eine Weile zu ihr, denn er fühlte noch keine Müdigkeit und so unterhielt er die junge Frau mit einigen lustigen Geschichten.

Während sie sich angeregt unterhielten, kam langsam dunstiger Nebel auf, der von der Biegung her durch die Schlucht auf das Nachtlager der Gefährten zukroch. Erst als er um ihre Füße waberte, bemerkten sie dieses eigenartige Phänomen. Der Nebel schien regelrecht über den Boden zu fließen und stieg auch stetig dabei an, als würde Wasser in einen Kessel eingelassen werden. Plötzlich war ein dumpfes Grollen zu hören, das an- und abschwoll und dabei verschiedene Tonlagen annahm. Chorenia und Rorrah erschrakten heftig und griffen instinktiv zu ihren Waffen. Die eigenartigen, klagenden Töne wiederholten sich noch mehrmals, schienen aber nicht näher zu kommen.

„Irgendetwas ist dort drüben und beobachtet uns“, flüsterte plötzlich jemand neben den beiden und erschreckte sie ein weiteres Mal. Es war jedoch nur

Tiguval, der sich zu ihnen an das Wachfeuer gesellte und in die Dunkelheit und den Nebel starrte. Doch selbst der Alve konnte nichts Genaueres entdecken – nur die Anwesenheit von Jemandem oder etwas erahnen.

„Beim Bart meines Vaters, dieser Nebel ist alles andere als gewöhnlich“, sagte Rorrah leise. „Und derartige Laute habe ich auch noch nie in meinem Leben vernommen. Scheint so, als habe sich Ehrenreich doch geirrt, was die Bewohner dieser Schlucht angeht. Wie eine freundliche Einladung zum Nachtmahl hat sich auf jeden Fall nicht angehört – es sei denn, wir wären das Mahl.“

„Ich hoffe, es sind nicht die Toten, die dort auf uns lauern. Ich habe so meine Erfahrungen mit derartigen Wesen gemacht“, bemerkte Chorenia mit einer Art Galgenhumor.

„Nein, die Toten ruhen, ich kann so etwas spüren“, verneinte der Alve. „Irgendetwas anderes ist dort. Ein Wesen, das ich nicht kenne.“

„Wollen wir die Anderen wecken und warnen?“, fragte die junge Frau.

„Nein, lass sie schlafen“, antwortete Tiguval. „Auch ihr könnt euch zur Ruhe begeben. Ich habe genug geschlafen und werde wachen.“

„Kein Auge werde ich heute Nacht noch schließen können“, brummte der Dwane und schüttelte seinen Kopf. Auch Chorenia äußerte sich ähnlich und so hielten die drei Gefährten für den Rest der Nacht Wache, wobei nichts mehr geschah und auch keiner der beängstigenden Laute mehr zu hören war. Der Nebel blieb jedoch auch nach dem Morgengrauen noch bestehen und hatte inzwischen die gesamte Schlucht

eingenommen. Als es richtig hell wurde, konnte man kaum zehn Mannslängen weit sehen, wie die übrigen Mitglieder der Gemeinschaft nach dem Aufwachen verwundert feststellten. Chorenia, Rorrah und Tiguval berichteten ihnen von den nächtlichen Geräuschen.

„Weshalb habt ihr uns nicht geweckt?“, fragte Vilian mit vorwurfsvoller Stimme.

„Wir wachten ohnehin, deshalb wollten wir euch nicht stören“, antwortete der Dwane. „Am Ende war es wirklich so, wie Ehrenreich es sagte: Kümmert euch nicht um nächtliche Geräusche, nichts Böses erwartet uns hier.“

„Trotzdem frage ich mich ...“, murmelte der Veromane zweifelnd und blickte in den Nebel.

„Vermutest du etwas?“, wollte Torok wissen.

„Nein, nein, es ist nichts. Es gibt alte Legenden von diesem Ort – doch sie sind nur Ammenmärchen“, antwortete Ehrenreich zögerlich.

„Wir haben auf unseren bisherigen Wanderungen gelernt, dass zuweilen auch Märchen und Legenden wahr werden“, bemerkte der Boa. „Doch was auch immer uns in dieser Schlucht erwartet, wir werden damit fertig.“ Toroks Stimme bekam jenen ihm eigenen bestimmenden Klang, der bei jedem von ihnen die Zuversicht weckte.

Er gab bald darauf das Zeichen zum Aufbruch und die Gemeinschaft machte sich auf den Weg durch den Nebel. Sie passierten die besagte Biegung und betraten damit die eigentliche Schlucht. Der Erdboden fiel weiter ab und die Felswände entfernten sich gut zwei Felder weit voneinander – auch wenn die Gefährten das wegen des Nebels nicht sehen konnten. Auf der Seite,

an der sie näher dran waren, erkannten sie jedoch bald den Grund für den Namen dieser Schlucht. Die Felswand war voller Ausbuchtungen künstlichen Ursprungs, die mit bogenförmigen Verzierungen versehen und mit naturbelassenen Steinen zugemauert waren. Diese Gräber – wie Ehrenreich erklärte – bestanden aus in den weichen Felsen geschlagene Kammern, in denen man die früheren Häuptlinge mit reichlichen Grabbeigaben bestattet hatte. Viele dieser Kammern besaßen Namen auf den Zierbögen, die man zum Teil noch erkennen konnte. Doch auch auf dem Boden gab es Gräber, die aus aufeinandergeschichteten Steinen bestanden und oftmals mehr als zwei Mannlängen in die Höhe ragten.

„Besondere Häuptlinge hat man sitzend auf ihren Reittieren bestattet“, bemerkte der Veromane und deutete auf die Steinhäufen. Die Atmosphäre dieser Schlucht war aufgrund des Nebels und der reichlichen Zeugnisse des Todes und der Vergänglichkeit unheimlich und faszinierend zugleich. Die Gemeinschaft setzte ihren Weg jedoch unbeirrt fort. Allerdings wurde er in der Tat durch das in der Schlucht verteilte Geröll und größere, im Weg liegende Felsen immer beschwerlicher. Teilweise mussten die Gefährten über große Hindernisse klettern oder äußerst vorsichtig über große Geröllfelder steigen, um sich nicht zu verletzen.

Die schlechte Sicht durch den Nebel tat ihr Übriges dazu, dass sie nur sehr langsam vorankamen. Als sie aufgrund der Anstrengungen schon gar nicht mehr daran dachten, ertönte hinter ihnen plötzlich wieder jenes eigenartige Grollen, welches Chorenia, Tiguval und Rorrah in der Nacht vernommen hatten. Diesmal

klang es jedoch deutlich lauter und näher – und noch viel bedrohlicher.

Den Mitgliedern der Gemeinschaft liefen Schauer über die Rücken und sie versuchten, den dichten Nebel mit ihren Blicken zu durchdringen, um den Verursacher der unheimlichen Geräusche ausfindig zu machen. Die Laute ertönten erneut und sie schienen dabei aus ständig wechselnden Richtungen zu kommen. Offenbar umkreiste das Wesen – was immer es auch war – die Gefährten, ohne jedoch sichtbar zu werden. Dicht aneinandergedrängt stellten sich die Bedrohten mit gezückten Waffen im Kreis auf und warteten angespannt darauf, angegriffen zu werden.

„Dort, seht“, rief Tiguval aus und deutete in den Nebel, in dem für einen kurzen Moment ein dunkler Schatten zu erkennen war.

„Hier auch“, zischte Vilian, auf dessen Seite sich nun ebenfalls etwas zeigte. Es sah aus wie der Fetzen eines Mantels oder Umhangs – pechschwarz und zerschlissen wie ein vermodertes Totentuch.

„Dort ist es wieder“, bemerkte Torok und zeigte die Richtung an, in der er soeben etwas gesehen hatte. Einen Wimpernschlag später flog ein Pfeil – abgeschossen von Tiguval in den Nebel hinein. Wenige Augenblicke später wurde er zerbrochen von irgendjemandem oder irgendetwas zurückgeworfen und landete dicht vor den Füßen der Gefährten.

„Ein Wächter ..., ein Totenwächter“, flüsterte Ehrenreich und schüttelte ungläubig seinen Kopf.

„Was meinst du?“, wollte Vilian wissen.

„Es ... muss ein Totenwächter sein. Ich glaubte ..., dachte, sie seien nur Legende. Doch Torok scheint recht zu haben. Legenden werden manchmal zur

Wahrheit“, antwortete der Veromane noch immer fassungslos. „Es gibt einen Liederreim auf diese Wesen. Ich versuche, mich zu erinnern ...“

*Todesschlucht, Todeshauch, Fluss in die Ewigkeit.
Dort wo die Anführer ruhen,
wachen die Schatten lebendiger Geister.
Strafen die, welche Böses tun.*

*Todesschlucht, Ruheort, Stadt der Vergänglichkeit.
Körper von Fürsten zu Staub.
Dort ziehen die Wächter in ewiger Runde.
Und schützen die Gräber vor Raub.*

Ehrenreich sagte den Reim leise auf und nickte dann. „So geht das Lied über die Totenwächter, von denen ich geglaubt hatte, es gäbe sie nicht.“

„Was sind das für Wesen, kannst du mit ihnen sprechen?“, fragte Torok, während die Kreise, die das unheimliche Wesen um die Gemeinschaft zog, immer enger wurden.

„Ja, ich kann es versuchen ... obwohl ich immer noch nicht glauben kann, dass ...“

„Oh, sie sind sehr wahrhaftig, wenn ich das bemerken darf“, sagte Rorrah in seiner sarkastischen Weise und lächelte dabei schräg, während er seine Dwanenaxt drohend gegen den Nebel schwenkte.

Ehrenreich atmete tief durch und nickte. Dann wandte er sich dem Nebel zu: „Wächter der hier Ruhenden, hör mich an“, rief er aus. „Ich bin Ehrenreich, oberster Häuptling der Veromanen, Haupt der Tria aus dem Tal der Tria. Wir durchqueren diese Schlucht in Frieden und stören die Ruhe der Toten nicht – zudem ist dies hier mein angestammtes Land.“

Abwartend blickte Ehrenreich in den Nebel, doch es erfolgte keine Antwort oder Reaktion. Allerdings wiederholte sich das bedrohliche Grollen nun nicht mehr und die Erscheinungen rings um die Gefährten blieben ebenfalls aus.

Plötzlich trat – oder besser schwebte – etwas aus der undurchdringlich scheinenden weißen Wand hervor und wurde dabei immer deutlicher. Eine riesige, schwarze Gestalt, mindestens drei Mannlängen groß und in einem zerschlissenen Umhang gekleidet, kam auf die fassungslosen Gefährten zu. Der Umhang waberte dabei umher, als würde er im Wasser schweben. Tatsächlich berührte er nicht den Boden, zudem sah es wirklich so aus, als würde das Stück Stoff kein Leben in sich bergen. Eine große Kapuze verbarg das Gesicht, wenn es denn eines gab, vollkommen. Lediglich zwei orangerote Punkte, die wie Glut leuchteten, verriet das Wesen, welches unter dem schwarzen Umhang stecken musste.

Diese beiden Punkte fixierten jeden aus der Gemeinschaft einzeln. Eine ganze Weile blieb diese unheimliche und riesenhafte Erscheinung reglos vor den Gefährten stehen. Nur die Blicke der beiden Punkte wanderten immer wieder von einem zum anderen, bis sie endlich bei Ehrenreich haften blieben und das Wesen den Veromanen mit einer tiefen, wie aus einem Brunnenschacht kommenden Stimme ansprach: „Was wünschst du, das ich tun soll, Herr?“

„Dass du ..., dass du uns friedlich durch diese Schlucht ziehen lässt“, antwortete Ehrenreich.

„Bürgst du für die, welche mit dir ziehen?“, fragte das Wesen mit ernstem Ton.

„Sie sind meine Gefährten, ich bürge für sie mit meinem Leben, dass sie die Ruhe der Toten nicht stören werden“, rief Ehrenreich ihm entgegen.

„Du bist ein Herr über dieses Land, so zieht hindurch“, sagte der Wächter und schwebte langsam zur Seite.

„Der Nebel. Kannst du ihn beeinflussen?“, wollte der Veromanenhäuptling noch wissen.

Als Antwort streckte das schwarze Wesen einen Ärmel aus, aus dem eine verdorrte Kralle herausragte und den Nebel regelrecht in sich einsog, so dass ein Loch mit klarer Luft entstand. Dieses Zeichen war mehr als eindeutig.

„So lass ihn bitte verschwinden, auf dass wir uns schneller und sicherer fortbewegen können“, verlangte Ehrenreich.

Das Wesen nickte, breitete beide Arme aus und ließ den Nebel in einer unglaublichen Intensität und Geschwindigkeit verschwinden. Augenblicklich wurde die Luft klar und die Schlucht war wieder zu erkennen. Als auch der letzte Rest des Nebels in dem Wesen verschwunden war, löste es sich selbst auf und war nach wenigen Augenblicken nicht mehr zu sehen.

Diese Szene sorgte für einige Zeit für stumme Verwunderung bei den Gefährten, die sich nach dem eben noch schier undurchdringlichen Nebel nun in der von einer heiß herab brennenden Sonne durchfluteten Schlucht wiederfanden. Die Temperatur in dem trockenen Flussbett stieg ebenso schnell an, wie der Nebel verschwunden war. Plötzlich wurde es beinahe unerträglich heiß und kein Baum oder Strauch spendete Schatten.

„Wie außerordentlich überraschend. Von der Waschküche direkt in die heißeste Wüstenei, die man sich nur vorstellen kann“, bemerkte Rorrah und wischte sich den Schweiß aus dem bärtigen Gesicht. „Fast wünsche ich mir den Nebel zurück“, stöhnte er.

„Zumindest haben wir nun klare Sicht und stolpern nicht mehr so blind umher“, antwortete Torok und klopfte dem Dwanen freundschaftlich auf die Schulter. Dem Boa, der in den heißen Wüsten Aschtias aufgewachsen war, machte die Hitze am wenigsten aus und so schritt er tatkräftig voran. Die anderen Mitglieder der Gemeinschaft folgten ihm mit deutlich weniger Tatendrang. Lediglich Tigual, dem die hohe Temperatur ebenfalls nicht auszumachen schien, hielt mit Torok mit. Nach Ehrenreichs Aussage sollten sie am Nachmittag die Ausläufer des Waldes von Thune und somit kühlenden Schatten erreichen, was für die Gefährten ein Grund zum Durchhalten war.

Gegen Mittag flimmerte die Hitze über dem steinigen Boden und verlangte alles an Willenskraft von den Wanderern, was sie noch besaßen. Ihre Wasservorräte gingen zur Neige und ein heißer, durch die Schlucht wehender Wind schien ihnen auch noch das Letzte an Feuchtigkeit aus den Kehlen zu wehen und sie innerlich auszutrocknen. Erschwerend kam hinzu, dass der Boden nun wieder – wenn auch zunächst sanft – nach oben anstieg und dabei stetig sandiger wurde. Doch das bedeutete auch, dass sie ihrem Ziel näherkamen, wie der Veromanenhäuptling bemerkte. „Bald verändern sich die steilen Wände und wir erreichen Sandbänke, die früher einmal die Ufer dieses ehemaligen Flusses gewesen sind“, erklärte er. „Dort können wir

dann hinaufsteigen und diese Schlucht endlich verlassen.“

„Wenn ich nicht vorher vor Durst tot zusammengebrochen bin und mich dann getrost in die Obhut deines Wächters begeben kann“, ächzte Rorrah wie immer scherzhaft, wobei der zähe Dwane jedoch tapfer neben den Gefährten herschritt und in Wahrheit überhaupt nicht den Eindruck machte, als würde er gleich aufgeben müssen.

„Du würdest am längsten von uns allen durchhalten“, bemerkte Vilian scherzhaft und lächelte Rorrah an.

„Und uns noch alle die Sandbank hinauftragen“, ergänzte Tigual und klopfte dem Dwanen freundschaftlich auf die Schulter.

Auf diese Weise unterhielten sich die Gefährten noch eine ganze Weile und lenkten sich so von den Strapazen ab. Tatsächlich verging die Zeit schneller und bald darauf bemerkten sie, dass die Steilwände der Schlucht niedriger wurden und nach und nach von flachen, sandigen Ufern abgelöst wurden. Dahinter war schon der Saum des Waldes zu erkennen, an dessen Rand sich der frühere Fluss entlanggeschlängelt hatte.

An einer besonders flachen Stelle führte Ehrenreich die Gemeinschaft aus dem trockenen Flussbett hinaus. Fundamentreste eines ehemaligen Dorfes mit seltsamen, kreisrunden Hütten waren zu erkennen, die einst hier gestanden und einem verschwundenen Volk als Heimat gedient hatten, wie der Veromane erklärte. „Sie sind spurlos verschwunden und nichts außer diese Ruinen erinnert noch an die Leute, die hier siedelten. Die Bauweise ihrer Hütten findet sich in ganz Veromanien nicht mehr wieder.“

„Sie waren bestimmt glücklich an diesem Fluss“, bemerkte Chorenia und blickte auf das sandige, sanft abfallende Ufer zurück.

„Ja, vielleicht waren sie das wirklich. Doch jetzt sind sie verschwunden, wie das Wasser des Flusses“, antwortete Ehrenreich nachdenklich. „Möglicherweise sind sie wieder in den Wald zurückgekehrt und leben dort verborgen ebenso glücklich“, fügte er hinzu und blickte auf den dunklen Saum, der etwa zehn Felder weit entfernt von hier begann.

„Die Wälder von Thune – ihr Ruf ist wahrlich geheimnisvoll“, bemerkte Tiguval. „Sie sind alt, älter sogar als die Wälder des Landes Tarr. Es heißt, das alles Leben, alle Völker und alle Wesen aus den Thunewäldern stammen und schon dort lebten, als die Welt noch im Entstehen war und Feuer und Wasser miteinander um die Vorherrschaft kämpften.“

„Was ihren Ruf angeht, so sind sie in der Tat geheimnisvoll und seltsam“, antwortete Ehrenreich nickend.

„Eigenartige Wesen leben dort, manche von ihnen sind freundlich, andere wiederum gefährlich. Die Bäume scheinen fast weise zu sein und man hat das Gefühl, dass sie einen beobachten und ganz genau wissen, was man denkt. Dennoch ist der Weg hindurch für uns der sicherste, denn niemand wird uns folgen.“

„Welchen Weg nehmen wir hinein?“, wollte Torok wissen.

„Es gibt keinen Weg, der vorgebahnt ist. Man tritt in die Wälder ein und ist dann sozusagen schon mitten drin. Wie ich es schon sagte, verändert sich dort alles ständig und kein Weg bleibt lange erhalten. Aber die großen Bäume stehen weit auseinander und es gibt immer eine Möglichkeit, voranzukommen“, antwor-

te der Veromane. „Wir orientieren uns an den Moosen und Flechten an der Nordwestseite der Stämme, alles Weitere wird sich finden.“

„Gut“, bemerkte Vilian lächelnd. „Lassen wir uns auf das Abenteuer ein und ziehen durch die Wälder von Thune.“

Die Gemeinschaft brach wieder auf und erreichte nach einer halben Stunde Fußmarsch den Rand des Waldes, dessen Bäume wie Riesen vor ihnen emporragten und sie zu fragen schienen, ob sie den Eintritt in das Dickicht und die Dunkelheit wirklich wagen wollten. Die Gefährten blickten sich alle wie auf ein gemeinsam verabredetes Zeichen hin noch einmal um und sahen auf die Schlucht hinter ihnen, dann nickten sie und betraten den Wald ...

Widerstand im Siebental

Er war entscheidend geschwächt. Der Großteil seiner Armee war aufgerieben und bis auf wenige Carcarradoiden vernichtet worden. Dabei hatte er auf die Stärke und vor allem auf die Heimlichkeit seiner Truppen gesetzt – und doch war er bei Tharon-Osra gescheitert; und das, nachdem er schon die Hauptstadt seiner Gegner geschleift hatte.

Wieder war es ein junger Kaiser gewesen – der Ahne jenes ihm so sehr verhassten Tauris – der ihm Widerstand geleistet hatte. Doch jener junge Kaiser wusste nichts von der tatsächlichen Lage und der Schwächung seines Gegners. Und er, der Erhabene, würde auch nicht lange so schwach bleiben. Denn was bedeutete schon der Verlust einer Armee im Gegensatz zur allumfassenden Macht, die er besaß? Er war bereits dabei, sich eine neue Armee zu erschaffen – und diesmal würde sie nicht nur zahlreich und stark sein, sondern auch Entsetzten unter den Menschen und ihren Verbündeten verbreiten. Nur noch eine kurze Zeit der Reife, dann war es soweit. Er musste nur noch ein wenig sammeln ...

Der Gedanke daran verbesserte seine Laune und ließ ihn wieder auflachen. Dieses furchtbare, machterfüllte Lachen erschütterte die Burgruine, in der er noch immer hauste. Es drang hinaus in das Siebental und in die Ohren der wenigen, noch lebenden und versklavten Menschen dieses Landes, denen schon lange nicht mehr zum Lachen zumute war.

Hinauf in die hohen Berge drang das Lachen jedoch nicht. Die Region jenseits der Baumgrenze war noch frei von seinem Machtwillen. Einige wenige Menschen hatten sich hierher geflüchtet. Ein kleiner Kessel inmit-

ten des Massivs östlich des Siebentals war zum Zufluchtsort für diese Menschen geworden. Hier oben in der unwegsamsten Region der Berge waren sie sicher vor der Verfolgung durch seine grausamen Wesen, die ihre Dörfer zerstört und ihre Familien getötet hatten. Mit letzter Kraft, müde, verwundet und vollkommen ohne Hoffnung hatten sie sich hergeschleppt und den Talkessel und seine kleinen Höhlen und Grotten gefunden. Ein smaragdgrüner See befand sich in dem Trichter und sorgte für Wasser. Von den wilden Bergziegen dieser Gegend erhielten sie Fleisch und Milch, so dass sie wieder zu Kräften gekommen waren. Nun waren sie nicht mehr erschöpft, sondern stark genug für den Hass auf jene Feinde dort unten im Tal, die ihnen ihr Leben und ihre Liebsten genommen hatten. Inzwischen waren die Männer und Frauen dieser kleinen Gruppe auch nicht mehr wehrlos wie früher, sondern hatten sich bewaffnet. In vielen heimlichen Aktionen hatten sie bereits die Lage im Siebental erkundet, wichtige Dinge für das Überleben erbeutet und sogar einige Feinde getötet. Der Großteil der feindlichen Armee war bereits vor Monaten verschwunden und bisher nicht zurückgekehrt. Der Rest dieser Wesen war nicht zahlreich genug, um das ganze Siebental zu überwachen, deshalb gelang den Menschen mancher Streich – und sie wurden immer erfolgreicher. Ihr Anführer war Ludgard, der den Tag des Überfalls auf Arnlage miterlebt und dem Tod dabei ins Auge geblickt hatte. Er hatte sich zurück zu der Ausfalltür der Stadt geschlichen und im Schutz der Dunkelheit fliehen können, nachdem die Feinde die Stadt eingenommen hatten. Überall im Siebental hatten in dieser Nacht die Feuer der Zerstörung gebrannt und den

Himmel blutrot gefärbt. Die wenigen Flüchtlinge, denen Ludgard begegnet war, waren ihm in die Berge gefolgt und so waren sie schließlich in jenem Talkessel angelangt, der ihr Leben gerettet hatte.

An diesem Abend befanden sie sich jedoch wieder auf dem Weg hinab in das Tal, denn eine wichtige Aufgabe erwartete sie. Die Späher hatten ein neues Lager am Rande der Wälder um den Zweikopf entdeckt, in dem eine größere Gruppe von Sklaven gefangen gehalten und offenbar zu einer Arbeit in den Wäldern eingesetzt wurde. Es war keines der befestigten Lager, die ihre Feinde ansonsten errichteten, sondern lediglich eines, das aus Zelten bestand und vielleicht von zwanzig der feindlichen Wesen bewacht wurde.

Die Feinde schienen sich inzwischen sehr sicher zu fühlen und die Gruppe um Ludgard wollte ihnen heute Nacht beweisen, dass es keinen Grund dazu gab. Zudem bestand kaum je eine bessere Chance, versklavte Menschen zu befreien und den Widerstand auf diese Weise vielleicht noch zu stärken.

Achtzehn Frauen und Männer, alle dunkel gekleidet und die entschlossenen Gesichter mit Ruß geschwärzt, schlichen sich hinab ins Tal. Nur das ab und zu durch die Wolken dringende Mondlicht erhellte etwas ihren Weg, der beschwerlich und gefahrvoll war. Doch inzwischen konnten sie ihn fast blind laufen und die Dunkelheit war ihr Verbündeter. Ein breites Geröllfeld – letzter Überrest eines einstigen Gletschers, der sich hier hinabgeschoben hatte – mündete in einer Hochalm, über welche die Gruppe schließlich an den Ruinen von Eisbruch vorbeikam.

Dieses Dorf war die Heimat Ludgards gewesen ... und die seiner Frau. Ein tiefer innerer Schmerz machte sich

immer in seinem Herzen breit, wenn er hier vorbeiging. Die meisten Bewohner von Eisbruch – Männer, Frauen und Kinder – waren gnadenlos niedergemacht worden. Die wenigen Überlebenden hatte man versklavt und die Toten auf riesigen Scheiterhaufen verbrannt. Ludgard konnte sich an jenen schrecklichen Tag erinnern, als er die Reste dieser Scheiterhaufen gesehen hatte. Diese Bilder hatten sich für immer in ihm eingebrannt und er wäre beinahe daran zerbrochen. Doch diese Bilder hatten ihm letztlich auch die Kraft verliehen, zu überleben und Rache zu üben.

Auch jetzt verspürte er wieder diese Kraft und war sich dabei sicher, dass es seinen Mitstreitern ebenso erging. Sie erhöhten ihre Geschwindigkeit noch, denn sie hatten einen weiten Weg von gut zwei Stunden vor sich, bis sie sich südwestlich um den Zweikopf herum bewegen und das ausgemachte Gefangenenlager erreichen würden.

Die Landschaft, durch die sie sich bewegten, lag in tiefer Dunkelheit, doch bei Tageslicht konnte man den Einfluss des Bösen erkennen, das in diesem Land herrschte. Es war, als ob die Bosheit in der Luft, im Boden und im Regen vorhanden war und Pflanzen und Tiere tötete oder vertrieb. Die Felder blieben kahl und die für das Siebental so typische Graslandschaft außerhalb der Wälder verfärbte sich vom einstigen saftigen Grün zu einem ungesunden Braun, als ob das Land langsam aber stetig verfaulen würde und nichts diese Entwicklung aufhalten konnte.

Die dunklen Gestalten huschten durch die nächtliche Finsternis und liefen scheinbar unermüdlich ihrem Ziel entgegen. Ihre Heimlichkeit und die große Ausdauer waren ihre wichtigsten Waffen im Kampf gegen

den Feind. Ludgard brauchte keinen seiner Begleiter anzutreiben, sie eilten alle entschlossen voran. In weniger als zwei Stunden gelangten sie nordwestlich der ehemaligen Stadt Arnlage, die nun nur noch aus Ruinen bestand, in die Nähe des Zweiturmes und den ihm umgebenen Wald. Obwohl sie sich hier in direkter Nähe des Bösen befanden, war die Landschaft noch nicht so geschunden – nur kleine Teile des Waldes waren gerodet worden.

Von hier an führte der junge Egerat die Gruppe weiter an, denn er hatte das Lager am westlichen Waldrand entdeckt. Der junge Mann mit dem schulterlangen, blonden Haar und dem stets fröhlichen Gesichtsausdruck war Ludgards Liebling, denn er war nicht nur mutig, sondern auch für sein Alter – er mochte etwa 17 Jahre alt sein – sehr besonnen und umsichtig. Ludgard wusste, dass er sich auf ihn verlassen konnte und der Junge keine unüberlegten Schritte tun würde.

Egerat führte die Gruppe in den Wald hinein und einen alten Trampelpfad entlang. Hier in dem dichten Unterholz war es noch finsterer, denn der Mond leuchtete nun nicht mehr gelegentlich durch die Wolken. Feuer, das sie verriet, durften sie nicht entfachen. Aus diesem Grund hatte sich die Gruppe Leuchtsteine aus den Höhlen oben in den Bergen mitgebracht. Das kalte, phosphorzierende Licht dieser Steine schien nicht sehr weit, reichte jedoch aus, um den Weg zu beleuchten und nicht über Wurzeln und andere Hindernisse zu stolpern. Wie eine Reihe von Glühwürmern schwebten die Lichter nun hintereinander her – die Träger dieser Lichter waren nur schemenhaft zu erkennen.

Nach einer Weile wurde aus dem schmalen Pfad ein

breiterer Weg, der einst von den Bewohnern Arnlaages angelegt worden war und durch den Wald bis an die Westflanke des Zweikopfes herüberführte.

„Bald sind wir da“, sagte Egerat leise zu seinen Gefährten. „Nach etwa einem Feldweg Länge kommen wir an die Lichtung, in der das Lager steht. Ab jetzt müssen wir sehr auf der Hut sein.“

Von hier aus übernahm Ludgard wieder die Führung. Die Gruppe steckte ihre Leuchtsteine nun ein und holte stattdessen ihre Waffen hervor. Die Anspannung unter den Frauen und Männern war beinahe spürbar und Ludgard wusste, dass sie alle Angst hatten – genau wie er selbst auch. Dennoch waren sie entschlossen, das Gefangenenerlager anzugreifen und die Menschen darin zu befreien. Aus diesem Grund schlichen sie trotz aller Furcht weiter durch die Finsternis voran. Da sie äußerst vorsichtig agieren mussten und möglichst kein Geräusch verursachen wollten, kamen sie nur quälend langsam vorwärts.

Doch plötzlich leuchtete der Schein mehrerer Feuer durch das Geäst und zeigte der Gruppe ihr Ziel an. Von nun an musste alles noch stiller vonstattengehen. Nicht das geringste Flüstern gaben die Frauen und Männer noch von sich. Nur die mehr geahnten als gesehenen Handzeichen Ludgards wurden noch befolgt. Er und Egerat schlichen geduckt vorweg und verließen den Weg in Richtung des Feuerscheins. Die Lichtung lag in einer kleinen Bodensenke und war, wie von Egerat richtig beschrieben, nicht viel größer als ein Feld im Durchmesser. Sie war künstlich angelegt worden, wie etliche Baumstümpfe in dem Lichtungskreis bewiesen. In der Mitte standen zwanzig Rundzelte, die wiederum von einem Kreis von Wachfeuern um-

geben wurden. Mehrere größere Zelte standen weiter außerhalb und dienten offensichtlich den Wachmannschaften als Unterkünfte.

An fünf Wachfeuern rund um diese Zeltstadt saßen jeweils zwei Carcarradoiden, noch einmal die gleiche Anzahl ihrer Artgenossen schlief in den Zelten, wie Ludgard schätzte, so dass sie es etwa mit 20 Gegnern zu tun hatten. Die Lage und Umgebung dieser Lichtung machte es relativ leicht, sie zu umstellen und dann von verschiedenen Punkten aus gleichzeitig anzugreifen. Die Schwierigkeit bestand nur darin, die Wachen so still auszuschalten, dass sie ihre schlafenden Artgenossen nicht warnen konnten. Offensichtlich rechneten die Gegner jedoch nicht mit Angriffen, denn sie hatten nicht mal einen vorgelagerten Posten bei ihrer Wache aufgestellt.

Ludgard gab das Zeichen zum Verteilen und seine Gefährten schlichen sich nun vorbei, um ihre Positionen einzunehmen. Der Mann aus Eisbruch wusste, dass jede und jeder aus der Gruppe die Aufgabe kannte. Er wartete von nun an noch eine halbe Stunde, bis er sicher sein konnte, dass sich alle seine Mitstreiter an ihrem Platz befanden. Genau wie die Wachen an den Feuern, befanden sich jetzt jeweils zwei oder drei Mitglieder der Gruppe im Verborgenen dahinter und zielten mit ihren Bogen bereits auf die feindlichen Wesen. Egerat blickte ihn fragend an, doch Ludgard wartete noch einen Augenblick, um ganz sicher zu gehen. Dann legte er die Hände an den Mund und amte leise den Ruf einer Felseneule nach, den er perfekt beherrschte. Er wiederholte dieses Zeichen noch einmal, dann begann der Angriff.

Fast zeitgleich wurden die Pfeile abgeschossen und trafen acht der zehn Feinde sofort tödlich, so dass diese beinahe geräuschlos zu Boden gingen und liegen blieben. Die beiden anderen Carcarradoiden waren jedoch nur verletzt. Einer von ihnen hatte den Pfeil im Hals stecken und lief mit gurgelnden Lauten um das Lagerfeuer herum, während er verzweifelt versuchte, sich den Pfeil herauszuziehen.

Den anderen verletzten Artgenossen hatte es lediglich in die linke Schulter getroffen. Er sprang auf und wirbelte herum, denn er hörte die schnellen Schritte der Angreifer, die auf ihn zu rannten, um ihn gänzlich auszuschalten. Als das Wesen die Situation erkannte, wollte es zu seiner Waffe greifen, die neben dem Feuer im Boden steckte, doch da waren schon zwei Männer aus Ludgards Gruppe nahe herangekommen und streckten den Gegner mit ihren Schwertern nieder.

Der andere verwundete Carcarradoide wurde ebenfalls gestellt. Eine der jungen Frauen lief hinter dem noch immer ziellos umherirrenden Wesen her und spaltete ihm mit einer für ihr zierliches Wesen unglaublichen Kraft und Wut den Schädel, so dass der Gegner wie ein Sack zu Boden fiel.

Danach war es für einen Augenblick wieder vollkommen still in dem Lager. Außer die vor Anstrengung und Anspannung heftigen Atemstöße der Kämpfer war nichts zu hören und die Gruppe lauschte gebannt, ob sich etwas in den Zelten der Gegner regte. Lange Momente standen sie vollkommen regungslos da, doch nichts rührte sich. Weder die Carcarradoiden noch ihre Gefangenen schienen etwas von dem Angriff mitbekommen zu haben.

Leise schlichen nun auch die anderen Mitglieder der Gruppe in das Lager. Sie untersuchten vorsichtshalber noch einmal die von ihnen getroffenen Feinde, dann sammelten sie sich vor den Mannschaftszelten der Gegner. Ludgard deutete auf jeden einzeln und teilte seine Mitkämpfer entsprechend auf die Zelte auf, die sie angreifen sollten.

Doch plötzlich überschlugen sich die Ereignisse, denn aus dem mittleren Zelt stürmte vollkommen unerwartet ein bewaffneter Carcarradoide heraus und lief auf die Gruppe Menschen zu, während er laute Warnrufe an seine Artgenossen ausstieß. Er griff Ludgard an, der ihm am nächsten stand und schlug mit seinem großen Schwert auf ihn ein. Inzwischen waren weitere Feinde von dem Lärm aufgewacht und kamen aus den Zelten heraus. Sie stürzten sich sofort auf die Frauen und Männer und der Kampf entbrannte in voller Hefigkeit. Wütend schlugen die feindlichen Wesen auf ihre Angreifer ein, doch ebenso wütend wehrten sich die Menschen und drängten die weniger zahlreichen Gegner schnell zurück.

Durch den Kampfplärm geweckt, erschienen plötzlich auch einige zerlumppte und verstört wirkende Gestalten aus den Rundzelten der Gefangenen und beobachteten das Geschehen ängstlich. Als die Gefangenen jedoch erkannten, dass dort Menschen gegen ihre Peiniger kämpften und diese offensichtlich auch erfolgreich zurückdrängten, kamen immer mehr von ihnen aus den Unterküften, bewaffneten sich mit Knüppeln und stürzten sich ebenfalls in das Kampfgetümmel. Wo sie nur konnten, schlugen sie auf die Carcarradoiden ein und halfen den Frauen und Männern aus Ludgards Gruppe, die restlichen Gegner trotz deren kör-

perlicher Überlegenheit einen nach dem anderen zu besiegen und niederzumachen. Einige der Gefangenen hieben und schlugen noch voller Hass und Wut auf die getöteten Feinde ein, als sie schon längst reglos am Boden lagen und sie mussten regelrecht mit Gewalt von den Kadavern weggezogen werden.

Erst dann kehrte endlich Ruhe nach dem kurzen aber heftigen Kampf ein. Drei Menschen – zwei Männer und eine Frau – waren dabei getötet worden. Zwei weitere waren verwundet und brauchten Hilfe. Alle anderen waren unversehrt, während keiner der Feinde überlebt hatte. Die Trauer um die drei toten Gefährten war groß, dennoch waren die Widerstandskämpfer froh, denn sie hatten ihr Ziel erreicht. Die Gefangenen sammelten sich um sie herum und riefen ihre Leidensgenossen, die sich noch nicht aus den Zelten getraut hatten heraus. Die Menschen aus dem Lager sahen alle sehr mitgenommen und ausgezehrt aus. Ihre Kleidung bestand zumeist nur noch aus Fetzen und war vollkommen verdreckt, wie die Gesichter, die nun ängstlich und erwartungsvoll zugleich auf ihre Befreier blickten.

Bei dem Anblick einer Frau, die zuletzt aus einem der Zelte herausgekommen war, blieb Ludgard fast das Herz stehen. Auch sie trug zerschlossene Kleidung und ihr Gesicht war schwarz vor Dreck – doch ihre Augen, diese Augen, die er aus Tausenden herauszuerkennen meinte, waren die ... seiner Frau. Schon wollte er losstürzen und sie in die Arme nehmen, doch dann zögerte er. Die Frau blickte ihn und all die anderen Menschen unverwandt an und zeigte auch keinerlei Reaktion, als Ludgard sich ihr langsam näherte. Selbst als er sie ansprach und ihren Namen nannte,

starrte sie ihn weiterhin wie einen Fremden an und antwortete nicht. Ludgard begann zu zweifeln. Hatte er sich so sehr geirrt? Hatte ihm seine Phantasie aufgrund der großen Anstrengungen einen Streich gespielt? Seine Frau war doch in Eisbruch umgekommen, er hatte die Berge von Leichen gesehen. Doch erkannt hatte er die verkohlten Überreste damals nicht, nur Vermutungen in seinem Entsetzen angestellt.

„Kennst du sie?“, wurde er plötzlich aus seinen Gedanken gerissen. Einer der Gefangenen – ein hochgewachsener, immer noch sehr kräftig wirkender Mann stand mit zwei weiteren Leidensgenossen dicht bei Ludgard und sprach ihn an: „Kennst du diese Frau? Sie ist schon die ganze Zeit so. Sie spricht nicht, isst kaum das Wenige, das wir bekommen haben.“

„Ich ... bin mir ... nicht sicher, aber ... doch, ich glaube, ich kenne sie“, antwortete der Gefragte zögerlich.

„Wie dem auch sei, wir danken euch dafür, dass ihr uns aus den Klauen dieser Bestien befreit habt. Lange hätten wir das nicht mehr durchgehalten“, sagte der ehemalige Gefangene und auch die anderen Lagerinsassen schlossen sich nun diesem Dank an. Die Menschen umarmten sich und viele von ihnen weinten vor Erleichterung und Dankbarkeit.

„Wozu hat man euch hier in den Wald gebracht?“, wollte Ludgard wissen, während er noch immer die Frau im Auge behielt, die nach wie vor unbeteiligt am Rand stand, ihn jedoch auch anblickte und nun den Eindruck machte, als würde sie dabei träumen.

„Wir sollten Kräuter und Wurzeln sammeln – und etwas, das ihr Meister, der oben in der Burg wohnt, am nötigsten braucht“, antwortete der Mann, mit dem

Ludgard sprach, wobei sich seine Stimme bei den letzten Worten geheimnisvoll gesenkt hatte.

„Was meinst du?“, wollte der Anführer der Widerstandsgruppe wissen.

„Er sucht den Todespilz. Er will Unmengen davon haben. Dafür mussten wir Tage und Wochen in der Erde wühlen. Für den Todespilz.“

„Was will er damit?“

„Es heißt, er benötigt ihn für einen Trank, der Böses bewirkt. Unsere Wachen sind nicht sehr gesprächig gewesen, doch manche Dinge konnten wir dennoch mitbekommen“, bemerkte der ehemalige Gefangene und spuckte dabei in Richtung der getöteten Feinde aus. „Aber dabei fällt mir ein, dass sie sicher sehr bald wieder ausgetauscht werden. Wir sollten hier schleunigst verschwinden. Wo seid ihr hergekommen?“

„Wir haben uns oben in den Bergen in einem kleinen Tal verschanzt. Dort sind wir sicher vor ihnen“, antwortete Ludgard. „Ich hoffe, ihr habt noch die Kraft, uns zu begleiten. Wir haben Nahrung, Wasser und Kleidung für euch. Wenn ihr wollt, könnt ihr euch uns anschließen, denn wir kämpfen gegen diese Brut, bis sie endlich besiegt ist.“

„Die meisten von uns würden das sicher gern tun. Ihr seid sehr mutig gewesen und kämpft gut“, antwortete Ludgards Gesprächspartner anerkennend. „Mein Name ist Caroll, ich für meinen Teil würde mich euch gern anschließen und ebenfalls gegen die Bestien kämpfen, die mein Dorf zerstörten.“

„Woher kommst du, Caroll?“

„Aus Nordburg am Hang“, antwortete der Gefragte.

„Sie kamen wie ein Sturm über uns und zerstörten alles. Seitdem wurden wir von einem Lager in das

andere gebracht und mussten Tag für Tag Sklavenarbeit für sie verrichten.“

Ludgard nickte und legte dem anderen Mann die Hand auf die Schulter. „Solche Dinge haben sich in ganz Siebental abgespielt“, sagte er tröstend, denn die Erinnerung an diesen schrecklichen Tag schien Caroll sehr mitzunehmen. „Wir haben uns jedoch nicht damit abgefunden, sondern kämpfen gegen sie und rächen unsere Familien und Freunde. Seid uns also willkommen.“

Im nächsten Moment kam der junge Egerat zu Ludgard und erstattete Bericht: „Wir haben alle Waffen und Gegenstände, die wir gebrauchen können, an uns genommen. Wir können also aufbrechen und sollten uns beeilen, denn die Wachen sollen zum Morgengrauen ausgetauscht werden, wie einige der Leute hier erzählen.“

„Ich weiß“, antwortete Ludgard. „Können die Menschen alle mitkommen und uns in die Berge folgen?“, fragte er.

„Die allermeisten können das. Sie sind in einem schlimmen Zustand, denn sie haben nie ausreichend Essen bekommen. Aber sie werden durchhalten und wollen sich uns anschließen – bis auf jene Frau dort drüben, die nicht antwortet“, bemerkte Egerat.

„Die kommt auch mit uns mit“, bemerkte Ludgard knapp. „Lasst uns also aufbrechen.“

Kurze Zeit darauf brach die ganze Gruppe zusammen mit dem Tross der ehemaligen Sklaven auf und verließ das Lager, dessen Wachfeuer nun fast gänzlich niedergebrannt waren. Bis zum Morgengrauen würde es noch knapp zwei Stunden dauern. Eile tat also Not, denn der lange Zug kam aufgrund der Schwäche der

befreiten Menschen und der Dunkelheit nur sehr langsam voran. Die Frauen und Männer aus der Widerstandsgruppe flankierten die anderen Menschen und beleuchteten so gut es ging den Weg mit den phosphorzierenden Steinen. Obwohl die Befreiten nicht zur Eile angetrieben werden mussten, kam der Treck nur sehr langsam voran – viel langsamer, als Ludgard und seine Begleiter befürchtet hatten. Als sie endlich den Wald verließen, graute bereits das erste Dämmerlicht des Tages, das sich trotz der noch immer vorhandenen dichten Wolkendecke im Osten erhob.

Besorgt blieb Ludgard stehen und blickte auf den Zug der Menschen, die langsam an ihm vorbeischnitten. Wie lange mochte es noch dauern, bis ihr Überfall auf das Lager entdeckt wurde und man sie verfolgte? Erneut wurden seine Gedanken von dem Anblick der Frau unterbrochen, von der er immer noch annahm, dass es Mylina, seine Ehefrau war. Nun im ersten Tageslicht, als sie dicht an ihm vorbeischnitt, konnte er das Gesicht genauer betrachten und war sich sicher, wie nie zuvor. Die lange Gefangenschaft, die schlechte Ernährung und die Folgen der schweren Arbeit hatten sie stark verändert aber es musste Mylina sein. Er nahm all seinen Mut zusammen und ging neben ihr her. „Erkennst du mich?“, fragte er leise. „Mylina, erkennst du mich wieder?“, wiederholte er etwas lauter, als sie nicht antwortete.

Sie drehte ihren Kopf langsam zu ihm hin und blickte ihn lange fragend an, dann lächelte sie schließlich. „Sie erkennt mich“, dachte er und lächelte froh über diese Erkenntnis zurück.

„Wer ..., wer seid Ihr?“ , fragte sie mit leiser, fast ersterbender Stimme. Es waren ihre ersten Worte, die sie seit Monaten sprach.

Dennoch enttäuschten sie Ludgard. Er schüttelte traurig seinen Kopf. „Du erkennst mich wirklich nicht mehr?“

„Nein, sollte ich?“ , fragte sie mit entrücktem Lächeln.

„Bei den Göttern, was haben dir diese Wesen nur angetan?“ bemerkte er leise für sich.

„Sie ... sind sehr böse“ , nickte sie.

„Oh ja, das sind sie“ , bestätigte Ludgard und wollte sich dann entfernen, um sie nicht noch mehr zu belasten.

Doch plötzlich hielt sie ihn am Arm fest und zog ihn zu sich heran, um ihm etwas ins Ohr zu flüstern: „Hütet Euch vor Caroll, der ist auch böse“ , hauchte sie und wich dann schnell wieder zurück.

Verwundert blickte Ludgard sie an. Was hatte sie damit gemeint? War die Umnachtung des Geistes seiner Frau so tief, dass sie nur noch im Wahn redete, oder steckte doch mehr dahinter?

Er kam nicht mehr dazu, weiter darüber nachzudenken, denn Egerat lief plötzlich von der Nachhut des Trecks zu ihm nach vorn. „Sie kommen, sie verfolgen uns“ , sagte er hastig und deutete in die Ferne.

„Wie viele?“ , fragte Ludgard.

„Dreißig - mindestens. Und sie sind gut bewaffnet.“

„Gut. Zwei Mann begleiten die Schwachen weiter ins Gebirge. Der Rest von uns stellt sich ihnen entgegen. Wir haben diese Leute nicht befreit, um sie jetzt gleich wieder zu verlieren; verschaffen wir ihnen wenigstens einen Vorsprung, damit sie entkommen können. Wir

kämpfen bis zum Schluss gegen diese Bestien. Hier und heute, heute muss es enden.“

Ludgards Stimme hatte einen dermaßen harten, festen Klang erhalten, dass Egerat und die anderen Leute in seiner Nähe ihn bewundernd anblickten. Doch dann befolgten sie den Befehl ihres Anführers und bauten sich zusammen mit den Stärksten unter den Befreiten auf, um sich den Verfolgern entgegenzustellen, während die anderen Menschen weiterliefen. Schon näherte sich die Abteilung der Carcarradoiden, die wütend ihre Waffen schwingen und mit lautem Kampfgebrüll auf die Widerstandsgruppe der Menschen zu-liefen.

„Heute gilt es, heute muss es beginnen zu enden“, rief der Mann aus Eisbruch wieder und zog voller Wut sein Schwert ...

In den Wäldern von Thune

Sie befanden sich nun erst eine halbe Stunde in diesem Wald und waren noch nicht weit vorangeschritten, dennoch konnte keiner der Gefährten mehr den Ort bestimmen, an dem sie ihn betreten hatten. Die Bäume standen in der Tat weit auseinander und es gab genügend Platz, zwischen ihnen hindurchzugehen. Aber die Kronen dieser alten und mit dicken Stämmen versehenen Riesen bildeten ein dichtes Dach. Wie Ehrenreich es gesagt hatte, gab es keinen vorgebahnten Weg oder Pfad hindurch. Vielleicht entstand auch deshalb der Eindruck, dieser Wald würde sich andauernd verändern.

Auf jeden Fall herrschte eine seltsame, magische Atmosphäre, die durch das gedämpfte Sonnenlicht und Millionen darin umherschwirrender, bunter Insekten noch verstärkt wurde. Selbst der Wind schien anders als sonst hier hindurchzuwehen. Es war, als ob alles verlangsamt stattfand. Eigenartiges Rauschen und Knistern lag in der Luft. Selten waren die Laute von Vögeln zu hören, aber ständig raschelte etwas im Unterholz oder unter dem dicken Teppich aus Laub, das sich in Generationen auf dem Boden angesammelt hatte. Manche Stellen dieses Waldes waren so dunkel wie die Abenddämmerung, andere wiederum waren lichtdurchflutet, an denen die Strahlen der Sonne wie die Säulen eines Palastes emporragten und alles in ein goldenes Licht tauchten.

Doch die Sonne ging rasch unter und der Abend dämmerte schneller als auf der freien Ebene. Die Gemeinschaft schlug ihr Lager unter einer uralten Buche auf, deren Äste fast den Boden berührten und so ein natürliches Zeltdach schufen, unter dem sich die Gefährten

ihre Schlafplätze einrichteten. Ein kleines Feuer wurde entfacht und das Abendmahl darüber bereitet, denn sie besaßen reichlich Vorrat an Dörrfleisch, das sie über den Flammen brien.

„Jagen dürfen wir hier nicht, der Wald nimmt es uns übel, wenn wir seinen Kindern schaden“, hatte Ehrenreich zuvor festgestellt. Selbst die bisherigen Zweifler der Gemeinschaft waren nun davon überzeugt, dass das stimmte.

Die Dämmerung setzte sich rasch fort und es wurde bis auf den Feuerschein stockdunkel um die Gefährten herum. Sie rückten näher aneinander und waren alle froh, nicht allein in diesem seltsamen Wald zu sein. Nachdem sie gegessen und sich über ihren weiteren Weg unterhalten hatten, losten sie die Wachen aus und legten sich dann schlafen. Vilian erhielt diesmal das letzte Los der Wache und wurde später von Rorrah geweckt.

Wie alle anderen zuvor wusste auch der Dwane von keinem besonderen Ereignis zu berichten. „So seltsam dieser Wald auch ist, so still scheint er in der Nacht auch zu sein“, sagte er zu Vilian und legte sich dann schlafen.

Der junge Kaiser setzte sich ans Feuer und legte einige Zweige nach, so dass die Flammen wiederauflebten. In der Tat war es still in diesem Wald, wie Vilian nach einer Weile des Lauschens ebenfalls feststellte. Keine unheimlichen Geräusche drangen aus der Dunkelheit zu ihm herüber, wie er es eigentlich aufgrund des schlechten Rufes der Wälder von Thune erwartet hätte. Nur ein gelegentlicher Windhauch wehte durch die Baumkronen und ließ die Blätter rauschen – nichts weiter geschah. Vilian war noch immer etwas benom-

men und schlaftrunken. Er spürte, wie ihm angesichts der Ruhe immer wieder die Augen zufielen. Er versuchte sich mit Gewalt wach zu halten und erhob sich, um einige Runden um das Feuer zu laufen. „Nicht einschlafen“, dachte er, „nicht während der Wache einschlafen.“

Er reckte und streckte sich und nachdem er sich wieder etwas munterer fühlte, setzte er sich wieder ans Feuer. Er beobachtete die Flammen, die so beruhigend und gleichmäßig prasselten ... und ihm Wärme und Geborgenheit versprochen. Erneut musste er mit dem Schlaf kämpfen und spürte, wie es ihn regelrecht in ein tiefes, dunkles Loch zog.

Gerade fielen ihm wieder die Augen zu, als plötzlich eine Gestalt wie aus dem Nichts an das Feuer trat und Vilian beinahe herausfordernd anblickte. Der junge Mann schreckte hoch und zog seine Waffe, doch er steckte sie sofort darauf wieder zurück, denn die Erscheinung der Gestalt war zwar äußerst seltsam, aber in keiner Weise bedrohlich. Sie war nicht größer als ein Dwane, ähnlich stämmig aber bartlos wie es schien. Zumindest war kein Bart zu erkennen, denn ein spitzer, breitkrepfiger Hut verdeckte fast das ganze Gesicht, unter dem lediglich eine spitze und lange Nase hervorragte. Ein langer grüner Mantel, der bis fast auf den Boden reichte und mit handtellergroßen, goldenen Knöpfen versehen war, bedeckte den untersetzten Körper dieser Gestalt. Sie war unbewaffnet bis auf einen knorrigten Stab, der sie selbst um eine gute Kopflänge überragte.

„Nun?“ , bemerkte das eigenartige Wesen im fragenden Ton, als müsse Vilian wissen, was er darauf zu antworten habe.

„Wer bist ... du, seid Ihr?“, fragte der junge Mann, nachdem sich seine Verwunderung etwas gesetzt hatte.

„Das tut erst einmal nichts zur Sache“, antwortete das Wesen abwinkend. „Aber wer bist du?“, ergänzte es mit einem Selbstbewusstsein in der Stimme, das Vilian erneut verblüffte.

„Ich könnte nun genauso sagen, dass das nichts zur Sache tut“, erwiderte er bemüht sarkastisch.

„Ich will auch gar nicht deinen Namen wissen, sondern ob du selbst weißt, wer du bist“, bemerkte die Gestalt mit einem hintergründigen Tonfall. „Darum geht es doch hier, nicht wahr?“

„Ach, jaaa ...?“, fragte Vilian gedehnt.

„Natürlich. Es ist immer wieder dasselbe. Du möchtest etwas erfahren, also musst du dir zuvor klar über die Fragen sein, die du stellen willst – und dazu solltest du wissen, wer du selbst bist. Du trägst so viele Zweifel in dir, dass ich sie gar nicht alle zählen kann.“

„Zweifel? Ich habe keine Zweifel an mir.“

„Oho, tu doch nicht so selbstsicher, mein junger Kaiser“, lachte das Wesen beinahe höhnisch.

„Woher weißt du ...?“, wollte Vilian wissen.

„Am besten ist es, du kommst mit mir mit und ich zeige dir, was ich meine“, antwortete die Gestalt ungeduldig.

„Aber ... ich kann hier nicht weg und meine Gefährten unbewacht lassen“, bemerkte Vilian empört.

„Haha, du lässt sie bereits unbewacht. Aber keine Sorge, es geschieht ihnen hier nichts. Das Böse, das euch verfolgt, traut sich nicht in diesen Wald hinein. Zu Recht übrigens, wenn du mich fragst. Doch genug geplaudert, folge mir.“

Als wäre er ohne eigenen Willen, folgte Vilian der seltsamen Gestalt tatsächlich und schritt vom Lagerfeuer fort in die Dunkelheit hinein. Seltsamerweise war es aber gar nicht so finster um ihn herum, sondern ein dämmeriges Licht, umgeben von einem diesigen Nebel, herrschte hier. Vilian folgte der Gestalt durch das dichte Unterholz und spürte die Zweige auf seinem Gesicht, als er sich durch das Gestrüpp hindurchkämpfte, das immer widerspenstiger zu werden schien und ihn am Fortkommen hindern wollte. „Hey, warte“, rief er der kleinen Gestalt hinterher, die sich hingegen völlig mühelos fortbewegte und sehr schnell dabei war.

„Beil dich, wir sind gleich da“, antwortete das Wesen aus einiger Entfernung.

Erst jetzt bemerkte Vilian, dem Zweifel an seinem nächtlichen Tun kamen, dass er unbewaffnet war. Wo war Achtelon geblieben? Eben noch hatte er das Schwert doch noch in der Hand gehalten.

„Du benötigst keine Waffe. Nur deinen Verstand“, hörte er die Gestalt rufen, die offensichtlich seine Gedanken lesen konnte, wie er verwundert feststellte.

Vilian stolperte weiter durch das dichte Geäst und wollte sich gerade fluchend über den schlechten Weg beschweren, als er plötzlich in eine Lichtung hineinbrach, auf der die kleine Gestalt schon auf ihn wartete. Im Licht des Mondes, das hier nicht durch Baumkronen behindert wurde, konnte der junge Mann einen etwa anderthalb Mannlängen hohen Hügel erkennen, der wie ein überdimensionierter Ameisenhaufen aussah. Eine ovale Tür befand sich darin, die von dem Wesen geöffnet wurde, hinter der nur tiefe Finsternis zu erkennen war.

„Tritt ein“, sagte die Gestalt mit einladender Handbewegung.

Vilian schüttelte den Kopf. „Was erwartet mich denn dort? Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass ich wirklich so einfach dort hineingehe.“

„Deine Furcht ist noch größer, als deine Verwundung und deine Neugier“, antwortete das Wesen lachend. „Aber das ist verständlich. Doch fürchten brauchst du dich nicht, es ist nur deine Zukunft, die dort drinnen erfahren wirst. Deine mögliche Zukunft, wenn du es willst“, ergänzte das Wesen mit besonderer Betonung. „Vertraue nicht mir, vertraue dir selbst“, fügte es hinzu, nachdem Vilian noch immer zögerte.

Der junge Mann nahm endlich seinen Mut zusammen und trat durch die niedrige Tür hindurch in die Dunkelheit des kleinen Hügels – oder was immer es auch war. Augenblicklich wurde die Tür hinter ihm zugeschlagen und er wähnte sich im ersten Moment in einer Falle. Schon wollte er sich Vorwürfe wegen seiner eigenen Dummheit machen, als sich die völlige Dunkelheit, in der er sich befand, plötzlich auflöste. Direkt vor seinem Gesicht tauchten bewegte Bilder auf und er erkannte sich selbst zu seiner großen Verwundung in diesen Bildern. Er befand sich dabei offenbar im Hof einer Burgruine, wie es schien und ... kämpfte gegen einen Gegner, der wie ein riesiger schwarzer Schatten über ihm schwebte. Der Vilian in dem Bild wehrte sich geschickt mit dem Schwert gegen den weitaus größeren Gegner. Der schwarze Schatten wich ängstlich vor Achteln zurück und wurde schließlich durch die Waffe besiegt. Die große, furchteinflößende Gestalt des Schattens schrumpfte, bis sie schließlich

nur noch zu einem alten, gebeugten Mann wurde, der verwundet war und um Gnade flehte. Doch Achtelon sandte fünf gleißend helle Strahlen aus, die den alten Mann wie Speere durchbohrten und ihn schließlich in ein Nichts auflösten.

Der Vilian des Bildes war also siegreich und die dunkle Wolkenfront, die den gesamten Himmel des Bildes beherrscht hatte, wich fort, so dass die Sonne plötzlich durchbrach und den Sieger beschien. Danach verschwand das bewegte Bild und die Tür hinter Vilian öffnete sich wieder.

„Komm heraus“, sagte die Stimme des Wesens, welches Vilian hergeleitet hatte.

Er trat aus dem Hügel heraus und schloss die Tür hinter sich. „Das war meine Zukunft?“, fragte er das Wesen, das ihn noch immer unter dem breitrempigen Hut erwartungsvoll anblickte.

„Eine mögliche Zukunft, ja“, nickte die Gestalt. „Du warst siegreich darin. Hat es dir gefallen, was du gesehen hast?“

„Vilian ..., Vilian, wach auf“, hörte er plötzlich eine andere Stimme rufen. Es war die Stimme Chorenias, die ihn anrief und er fand sich mit einem Mal an dem heruntergebrannten Lagerfeuer wieder. Er saß noch immer auf dem Stamm und war offenbar doch eingeschlafen. Alles was er eben erlebt hatte, war also nur ein Traum gewesen – wie konnte es auch anders sein? Er erhob und streckte sich. Chorenia blickte ihn fragend an. „Du bist eingeschlafen“, stellte sie halb belustigt, halb besorgt fest.

„Ja, das ist unentschuldig“, antwortete er verärgert über sich selbst.

„Es ist nichts geschehen, zudem dämmt bereits der Morgen“, erwiderte sie sanft.

„Ich hatte einen verrückten Traum“, sagte er und erzählte ihr das eben als so wirklich empfundene Geschehen mit dem eigenartigen Wesen.

„Deine große Aufgabe beschäftigt dich auch im Schlaf. Wer könnte dir das verdenken?“, bemerkte Chorenia daraufhin.

„Es war so ... wirklich und doch so seltsam“, sagte Vilian leise und nachdenklich.

„Was war so wirklich, mein Freund?“, fragte Torok, der eben auch aufgestanden war und die letzten Worte des jungen Mannes mitbekommen hatte.

Vilian wusste, dass er der natürlichen Neugier des Boa nicht entkam und so erzählte er sein Traumerlebnis, wobei er natürlich zu seinem Leidwesen zugeben musste, dass er während der Wache eingeschlafen war.

Als jedoch Ehrenreich, der ebenfalls aufgestanden war, die Geschichte mitbekam, wusste er eine Antwort und eine Entschuldigung für Vilians Schlaf: „So wie du das berichtest, habe ich es schon in ähnlicher Form von anderen Wanderern durch die Wälder vernommen. Offenbar bist du einem Traumauguren begegnet“, erklärte der Veromane.

„Einem was?“, wollte der junge Mann wissen.

„Traumauguren sind seltsame Ereignisse, die einem offenbar nur hier in den Wäldern begegnen“, antwortete Ehrenreich. „Es heißt, man kann sich nicht gegen den Schlaf wehren und sieht dann im Traum jenes kleine Wesen, das du eben beschrieben hast. Es soll einem die Zukunft zeigen. Ist es so bei dir gewesen?“

„Ja“, antwortete Vilian knapp. „Aber ich glaube, es war einfach nur ein Traum ohne Bedeutung. Der Schlaf hat mich übermannt und dafür gibt es keine Entschuldigung.“

„Vielleicht sollten wir die Wachen künftig zu zweit abhalten“, schlug Torok vor. „Wir sind genug dafür und haben dann immer noch ausreichend Schlaf. Übrigens glaube ich auch nicht, dass er dich so einfach übermannte, Vilian. Wir haben schon zu viele seltsame Dinge dazu erlebt.“

Toroks Vorschlag stieß auf Zustimmung bei allen Gefährten und so wollten sie sich künftig an diese Abmachung halten, so lange sie sich in den Wäldern von Thune aufhielten.

Inzwischen war der Morgen weit fortgeschritten und es war an der Zeit für den Aufbruch. Nach dem Morgenmahl packten sie ihre Sachen und machten sich in nordwestliche Richtung – soweit es die Bäume zuließen – auf den Weg. Kurz nachdem sie aufgebrochen waren, passierten sie eine kleine Lichtung, die links von ihnen lag. Inmitten dieser Lichtung stand ein niedriger Hügel, den Vilian als eben genau jenen erkannte, der er in seinem nächtlichen Traum gesehen und in den er hineingestiegen war. Allerdings wies dieser hier keine Anzeichen einer Tür oder Pforte auf. Der junge Mann blieb in der Nähe des Hügels stehen und betrachtete ihn verwundert.

„Ist das der, den du ...?“, fragte Chorenia und blickte den Hügel ebenfalls an.

Vilian nickte stumm und ging dann weiter. Wie aus weiter Ferne glaubte er noch die Worte: „Hat es dir gefallen, was du sahst?“, zu hören. Er drehte sich nicht mehr um und schritt scheinbar unberührt und fest

entschlossen weiter, doch in Wahrheit musste er den ganzen Tag an seinen Traum denken – und an dessen mögliche Bedeutung ...

Bruderkrieg

Gebeugt stand er vor seinem Herrn in der tiefen Finsternis und erwartete dessen Befehle. Trotz der Tatsache, dass er seine Aufgabe bisher ohne Fehler ausgeführt hatte und keine Strafe fürchten musste, verspürte er eine tiefe, entsetzliche Angst. Die beiden Punkte, die ihn aus der Dunkelheit heraus anstarrten, brannten beinahe spürbar auf seiner schuppigen Haut. Diese Blicke durchdrangen ihn, schienen sein Innerstes nach außen zu kehren.

„Hast du deinen Auftrag ausgeführt?“, donnerte die Stimme des finsternen Herrn durch die Halle der Burg ruine.

„Ja, Herr. Die Veromanenstämme der Berge haben sich von Tharon losgesagt und schwören nun dir die Treue“, antwortete das Wesen, welches im Eichenkreis den Stein der Wahrheit und die Bilder des Krieges gezeigt hatte.

„Sehr gut. Was ist mit dem Rest dieser Halbwilden?“, wollte der Erhabene wissen.

„Sie scharen sich um ihren Häuptling Ehrenreich, der zum falschen Zeitpunkt im Eichenkreis erschienen ist. Er war in Begleitung einiger seltsamer Gefährten, die ich jedoch nicht näher erkennen konnte. Auf jeden Fall schien er nicht rein zufällig dort hingekommen zu sein, obwohl er nicht geladen war. Er verbarg sich vor seinem Auftritt vor den anderen Häuptlingen“, antwortete die noch immer gebeugte Gestalt.

„Was meinst du damit?“ zischte die Stimme und die Augen leuchteten nun hellrot.

„Ich habe so ein Gefühl, Herr. Der Veromanenhäuptling und seine Begleiter schienen sich auf Wander-

schaft zu befinden. Seine Gefährten waren auf jeden Fall keine Veromanen, soviel konnte ich erkennen.“

„Interessant. Sehr gut beobachtet, mein Diener. Kehre nun wieder zurück und führe deine Aufgabe weiter fort. Schüre den Hass und lass dieses schwache Volk sich selbst bekämpfen, damit es abgelenkt und mit sich selbst beschäftigt ist. Ich selbst werde alles für den zweiten und entscheidenden Schlag vorbereiten – der Sieg wird mein sein.“

„Ja, Herr“, nickte die graue, gebeugte Gestalt und zog sich zurück; froh darüber, dies heil überstanden zu haben ...

Die Ebene westlich der Berge war nur ein schmaler Streifen zwischen dem Gebirge und dem Wald Mittelveromaniens. Die große Reiterschar versuchte, dieses Stück Land so rasch wie es ging zu durchqueren, um schnell wieder den schützenden Wald zu erreichen. Die Männer wollten so lange wie möglich vor fremden Augen verborgen bleiben – vor feindlichen Augen, wie der Anführer dieser Schar in Gedanken hinzufügte.

Vanenfall hatte mehrere Stämme aus dem Norden für sich gewinnen können. Zusammen mit seinen Bergstämmen bildeten sie nun eine ausreichend große Armee, um seine Pläne endlich in die Tat umsetzen zu können: Den Umsturz in Veromanien und die Befreiung von den Resten des tharonischen Joches. Viel zu lange herrschten nach Vanenfalls Meinung nun schon Männer in diesem Land, die sich den Befehlen eines schwachen Kaisers ergaben. Veromanien brauchte Tharon nicht – erst recht nicht, wenn diese Stadt gar nicht mehr existierte. Vanenfall wollte die anderen

Häuptlinge auf seine Seite ziehen. Einen nach dem anderen - wenn nötig auch mit Gewalt. Die Ländereien der südlichen Stämme waren vielfach von dichtem Wald umgeben und voneinander getrennt, so dass es leicht sein würde, die Familien und Stammesverbände einzeln aufzusuchen und zum Mitmachen zu bewegen oder eben zu zwingen.

Ein leichtes Lächeln huschte über sein Gesicht, denn er war sich bereits jetzt seines Sieges gewiss. Er hatte diesen Streich ohne seinen Berater geplant, der derzeit seinen Herrn im Siebental besuchte. Er würde sicher überrascht über den Tatendrang und den Erfolg Vanenfalls sein.

Nach nur zwei Stunden hatte die große Reitergruppe trotz ihrer hohen Zahl die Ebene passiert und näherte sich dem Waldrand. Ab hier konnten sie wieder die Deckung nutzen und unbemerkt nach Süden vordringen. Das Gelände war unwegsam, es gab keine Straße und keinen Pfad, doch die zweibeinigen Critta befanden sich in ihrer natürlichen Umgebung und kamen sehr gut mit dem Gelände zurecht. Trittsicher trugen sie ihre Reiter durch den Wald und fanden ihren Weg durch das dichte Gehölz.

Wenige Stunden später gelangten sie in eine Rodung, die zu einem Hof mit angrenzenden Weiden und Feldern gehörte. In typisch veromanischer Weise hatten sich hier einige Familien mit ihren Häusern niedergelassen, den Wald gerodet und das Land bewirtschaftet. Die Wohnhäuser, Stallungen und Werkstätten standen auf der südwestlichen Seite der Rodung dicht beieinander und wurden von einem Palisadenzaun umringt. Die große Reitergruppe hielt direkt darauf zu und wurde bald von den Bewohnern entdeckt, die

verwundert aus den Häusern kamen oder die Feldarbeit unterbrachen und vor dem Tor zusammenströmten.

Eine Gruppe von Männern baute sich vor allen anderen auf und erwartete die Reiterschar von Vanenfall. Eine Mischung aus Neugier und Misstrauen zeichnete sich in den Gesichtern der Menschen ab, als die Reiter herangekommen waren und dicht vor den Bewohnern des Hofes hielten.

„Wir kommen in Frieden und wollen mit eurem Oberhaupt sprechen“, sagte Vanenfall und blickte die Gruppe von Männern an, die sich vor die anderen Leute gestellt hatten.

„Weshalb musst du deine friedliche Absicht extra betonen, Bruder? Ihr seid doch Veromanen, wie wir“, bemerkte ein älterer Mann zur Antwort. Sein bereits ergrautes Haar hing ihm bis auf die breiten, ausladenden Schultern. Seine Statur war äußerst kräftig und hochgewachsen – genau wie es bei seinen vier Söhnen der Fall war, die um ihn standen und ihm wie aus dem Gesicht geschnitten waren.

Zumindest diese fünf Männer zeigten keinerlei Furcht vor den Reitern, wie Vanenfall zu seinem Unmut feststellen musste. Er ärgerte sich über die selbstsichere Art des älteren Mannes, der auf jeden Fall das Oberhaupt dieser Familie war.

„Veromanien ist nicht mehr das, was es einst war“, antwortete er deshalb. „Es ist schwach geworden und wird von Männern regiert, die vor dem Kaiserthron kriechen, obwohl das hochmütige Tharon nicht mehr existiert.“

„Hochmütig scheinen mir eher deine Worte zu sein“, erwiderte der ältere Mann ernst. „Ich habe dich im

Eichenkreis erlebt, Vanenfall, und ich weiß, was dich antreibt.“

„So du mich kennst, musst du dich nun erklären, ob du für oder wider mich bist. Die Entscheidung ist gekommen“, bemerkte Vanenfall mit einem vielsagenden Blick auf die anderen Menschen des Hofes. Sein Tonfall war eine versteckte Drohung, sein Blick war es noch viel mehr.

„Ich habe nicht vernommen, dass Ehrenreich als unser oberster Häuptling abgesetzt wurde. Also werde ich – Bederich – ihm weiter die Treue halten.“

„Also bist du gegen mich und damit mein Feind. Dein Schicksal und das deines Stammes ist entschieden, Bederich“, zischte Vanenfall mit finsterem Blick.

„Du würdest einen veromanischen Hof angreifen, nur weil ich den Eid halte, den du gebrochen hast?“, fragte der ältere Mann beinahe ungläubig aber voller Zorn.

„Ich würde es nicht, sondern ich werde es tun“, nickte Vanenfall fest entschlossen. „Niemand wird mich davon abhalten können“, fügte er finster hinzu.

„Dann solltest du dich umblicken und erkennen, dass wir hier nicht hilflos gegen deine Untreue sind“, bemerkte Bederich und deutete in südliche Richtung.

Vanenfall und seine Männer schauten hinter sich und erkannten zu ihrem Schrecken eine große Anzahl Reiter, die auf den Hof zukamen. Die Banner vieler Stämme, die Vanenfall nur zu gut kannte, wehten im Wind und kamen schnell näher.

„Ihnen entgegen, schnell“, sagte er zu einigen seiner Begleiter. „Die anderen Männer sollen sich in Kampfformation aufstellen.“

Augenblicklich ritt er mit vier anderen Häuptlingen seiner Verbündeten durch die eigenen Reihen hin-

durch und eilte der anderen Reiterschar entgegen, um sie aufzuhalten. Er wusste, dass die Gegner ihm nichts tun, sondern zunächst mit ihm verhandeln würden. In der Zwischenzeit konnte er deren Stärke abschätzen und entscheiden, was er selbst unternehmen würde. Natürlich durchkreuzte das Auftauchen der anderen Gruppe seine ursprünglichen Pläne, denn er wollte es eigentlich nicht so früh zu einem offenen Kampf kommen lassen; dennoch war Vanenfall zu allem entschlossen.

Als er und seine vier Begleiter nahe genug herangekommen waren, stoppte die andere Reiterschar. Wie vermutet befanden sich die Getreuen Ehrenreichs darunter. Selbst einige Männer, die mit dem obersten Häuptling nach Tharon in den Krieg gezogen waren, saßen nun vor Vanenfall auf ihren Reittieren und blickten ihn finster an.

„Was tust du hier, Vanenfall?“, fragte Tornhart, der Stellvertreter Ehrenreichs mit strenger Stimme.

„Ist es schon verboten durch unser Land zu reiten?“, stellte der Gefragte sich dumm.

„Wir beobachten dich und deine Verbündeten. Wie alle Veromanen seid ihr im Frieden willkommen, nicht aber in Feindschaft“, bemerkte Tornhart.

„Aber wir ziehen hier in friedlicher Absicht durch das Land“, log Vanenfall.

Diese Lüge war aufgrund der offensichtlichen Bewaffnung und Größe seiner Reiterschar so schlecht, dass Tornhart sie überhaupt nicht kommentierte, sondern sein Gegenüber nur bedauernd anblickte. „Deine Absicht hast du im Eichenkreis erklärt und nun kommst du mit einer Armee von Reitern hierher und bedrohst

andere Stämme. Das fassen wir als Feindschaft auf“, sagte er dann mit fester Stimme.

„Niemand wurde von mir bedroht. Ich komme nur her, um zu überzeugen“, antwortete Vanenfall trotzig. „Veromanien muss endlich wieder frei werden – frei und stark.“

„Mit Hilfe des Feindes aller freien Völker?“, stellte Tornhart seine Frage sarkastisch.

„Ich weiß nicht, was du meinst.“

„Dein Berater, dem du ganz offensichtlich dein Vertrauen schenkst. Er ist ein Vasall des Feindes und will dich und deine Verbündeten in die Abhängigkeit führen, in der sich unser Volk schon einmal befand.“

„Du redest irre und ich will nicht mehr zuhören, denn deine ...“

„Du willst nicht reden, also willst du kämpfen, Vanenfall?“ Tornhart deutete auf die Männer hinter sich.

„Bedenke, was ein Kampf unter Brüdern bedeutet. Willst du diesen Kampf?“

Vanenfalls Blick, der eben noch trotzig-verächtlich gewesen war, wurde nun unsicher und unstet. Tornhart schien sich seiner Sache absolut sicher und festesten Willens zu sein, ihn notfalls aufzuhalten. Tatsächlich war die Armee des Stellvertreters von Ehrenreich auch viel stärker und zahlreicher, als seine eigene. Auf der anderen Seite konnte Vanenfall mit einem entscheidenden Kampf sein Ziel auch viel schneller umsetzen. Es bedeutete nur eines Zeichens von ihm und seine Verbündeten würden losstürmen – auch gegen einen stärkeren Gegner und gegen andere Veromanen. Ein Bruderkrieg würde ausbrechen, aus dem der Stärkere als Sieger hervorgehen würde. Alle Augen starteten

gebannt auf Vanenfall und warteten auf seine Entscheidung ...

Die Nacht der Elfen

Der Wald wurde dichter und immer dunkler. Seit Tagen schon hatten sie keinen Himmel mehr gesehen, nur ein ewig grünes Blätterdach, welches jedes Licht zu einer andauernden Dämmerung dämpfte. An manchen Stellen dieses Waldes schienen die uralten Bäume wie versteinert zu sein. Dicke, knorrige Stämme, teilweise schon ganz ausgehöhlt, so dass es ein Wunder war, dass sie noch Blätter trugen, beherrschten diese Landschaft. Nichts wünschten sich die Gefährten mehr, als endlich eine Lichtung zu finden und den Himmel und die Sonne wiederzusehen. Einzig der Dwane schien sich daran nicht zu stören und machte die ganze Zeit über ein zufriedenes Gesicht.

„Dieser Wald ist wirklich älter als Tarr – älter und grimmiger“, sagte Tiguval zu Rorrah Kan.

„Aber es ist erstaunlich ruhig“, antwortete der Dwane.

„Ich habe mit mehr ... Lebendigem gerechnet, wenn du verstehst, was ich meine.“

„Oh, es gibt rings um uns herum sehr viel Leben. Die Wesen verstecken sich vor uns, aber die meisten von ihnen kann ich sehen“, erwiderte der Alve lachend.

„Du nimmst mich auf den Arm“, bemerkte Rorrah halb scherzend, halb ernst.

„Nein, wirklich“, beharrte Tiguval. „Sieh.“ Er gab seltsam piepsende und schnatternde Laute von sich und wenige Augenblicke später flatterte ein Dutzend Fledermäuse um ihn herum, von denen sich einige kopfüber an seinen ausgestreckten Arm hängten. „Dort, unter der alten Buche, sieh, ein Äldyor, ein kleines Waldpferd. Sie sind Ahnen unserer Pferde und werden doch nicht größer, als eine Katze.“ Tiguval zeigte

dem Dwanen noch weitere Lebewesen es Waldes, die seinen scharfen Augen nicht entgingen.

Rorrah schüttelte nur seinen Kopf. „Dass ich das alles zuvor nicht bemerkt habe und mich ausgerechnet ein Alve darauf aufmerksam machen muss“, sagte er schon fast verschämt. „Aber deine Augen sind die einzigen, denen nichts entgeht, nicht wahr?“

„Den meinigen – und denen des Boa auch nicht“, antwortete Tiguval lächelnd und deutete auf Torok, der vor den beiden herging, sich nun umdrehte und ebenfalls lächelte.

„Was gäbe ich darum, einmal etwas eher zu entdecken und beweisen zu können, dass auch wir Dwanen nicht blind durch die Welt laufen“, bemerkte Rorrah scheinbar wütend und stapfte zu Boden blickend weiter voran.

„Ich bin mir sicher, dass dir das noch gelingen wird“, antwortete der Alve lachend und folgte dem Schritt seines Freundes.

Nicht lange danach gelangte die Gemeinschaft völlig unerwartet endlich auf eine Lichtung, die einen mehrere Felder großen See in sich beherbergte. Das Wasser dieses Sees war smaragdgrün und das Sonnenlicht eines klaren Himmels spiegelte sich darin. Die Herzen der Gefährten öffneten sich bei diesem wundervollen Anblick und sie entschlossen sich augenblicklich, hier zu bleiben und zu rasten. Ein sanft abfallendes, mit Gras bewachsenes Ufer führte hinab zum Wasser. Rohrkolben wuchs an den Rändern und einige Weiden standen dort, welche die Gefährten regelrecht dazu einluden, hier ihr Lager aufzuschlagen. Es war bereits später Nachmittag und sie würden am heutigen Tag mit Sicherheit keinen geeigneteren Platz mehr

finden. Nach der scheinbar ewig andauernden Dunkelheit des Waldes war diese freie Fläche und das glitzernde Wasser eine wahre Erholung für die Gefährten. Im Schatten der Weiden ließen sie sich nieder, bereiteten die Schlafplätze vor, fingen dann einige Fische und bekamen so die Gelegenheit, ein reichliches Mahl zu sich nehmen zu können.

Viel später in der Nacht saßen Rorrah und Vilian am Wachfeuer und unterhielten sich leise flüsternd, während ihre Gefährten schliefen. Der Dwane blickte dabei zwischen den Rohrkolben hindurch auf das in einem klaren Mondlicht glitzernde Wasser. Vilian saß ihm gegenüber und behielt den Wald hinter ihnen im Auge. Nichts regte sich in dieser milden und völlig windstillen Nacht. Gelegentlich konnte man einen Kauz in der Ferne rufen hören, ansonsten war es still und friedlich.

Gerade wollte Vilian Holz in das bereits ersterbende Feuer nachlegen, als Rorrah ihn davon abhielt und verwundert auf das Wasser deutete. Der junge Mann drehte sich um und blickte ebenfalls zwischen den Halmen des Schilfgrases hindurch auf den See. Zunächst konnte er nicht erkennen, was der Dwane meinte, doch dann sah auch er die bläulich schimmernden Lichter, die mit schneller Geschwindigkeit über die Oberfläche des Wassers huschten und dabei regelrecht zu tanzen schienen. Drei, nein vier dieser Lichter konnte Vilian erkennen. Die seltsamen Erscheinungen kamen mal dichter zusammen, dann trennten sie sich wieder voneinander und zogen kreisförmige Bahnen, um wieder zusammenzutreffen und den Reigen erneut zu beginnen. Staunend betrachteten die beiden Beobachter dieses Spiel auf dem See, bei

dem es immer deutlicher wurde, dass es sich tatsächlich um eine Art Tanz handelte – doch wer oder was tanzte dort im blauen Lichtschein über das Wasser?

Rorrah und Vilian schlichen sich vorsichtig näher an das Ufer heran, um noch besser sehen zu können und so vielleicht zu erfahren, um was es sich dort handelte. Plötzlich bemerkten sie einen leisen Singsang, der von den Lichtern auf dem See auszugehen schien. Helle, klare und mehrstimmige Harmonien ertönten über das Wasser und wurden lauter oder leiser, je nachdem, wie weit sich die Lichter entfernten. Fasziniert blickten die beiden Gefährten auf diese Szene, bis sie bemerkten, dass sie nicht mehr allein waren. Tigival und Torok traten leise hinter sie und beobachteten das wundervolle Schauspiel auf dem Wasser ebenfalls.

„Seht euch das an“, flüsterte Vilian aufgeregt wie ein Kind. „Ich habe noch nie derartiges gesehen. Was kann das nur sein?“

„Mhyr Elvhar“, antwortete Tigival, ebenso aufgeregt. „Die Mütter der Elfen – unsere gemeinsamen Ahnen“, fügte er hinzu und blickte dabei Torok vielsagend an. Der Boa schwieg, war aber genauso gefesselt von dem Anblick der tanzenden und singenden Lichter.

„Was bedeutet das?“, wollte Rorrah wissen.

„Wir Alven und die Boa stammen von diesem Volk ab“, erklärte Tigival. „Zumindest heißt es so in dem Lied über Nynhia, die Tochter der Elfenkönigin Vhrene, die sich in einen Fremden verliebte und sich gegen ihr Volk entschied, um mit ihm zu leben.“

Der junge Alve stimmte leise das uralte Lied an und blickte dabei gedankenverloren über den See:

*Nynhia, oh Nynhia,
wohin führt dich dein Weg?
Hilflos blick ich dir nach,
doch entschlossen verlässt du dein Blut.
Sprich doch, was trieb dich an?*

*Lichter Tag war es, als ich ihn sah.
Haut hell wie Milch, goldenes Haar.
Stark wie ein Baum, schnell wie der Wind.
Sanfte Stimme sang froh wie ein Kind.
Kniete am Ufer ein Wesen so schön,
wie ich es noch niemals gesehen.*

*Nynhia, oh Nynhia,
was hast du nun vor?
Mein Herz bricht entzwei,
für ein Wagnis allein,
tauscht du dein Leben ein.*

*Als Blicke sich trafen, da war es geschehen,
verlor meinen Zauber, er hat mich gesehen.
Wir wechselten Worte, er hielt meine Hand,
so warm und so fest, wie ich es nie gekannt,
zog er mich an sich, mit treuem Blick
und stahl mir das Herz – voll Liebesgeschick.*

*Nynhia, oh Nynhia,
Kennst du die Folgen?
Verlässt du dein Volk,
weil die Liebe dich zieht,
so kehrst du nie zurück.*

*So gehe ich mit Freude, ich geh mit ihm fort
und finde die Liebe, an passendem Ort.*

*Doch vergesse ich die meinen nicht
und schenk unseren Kindern dein Licht,
auf das die Erinnerung ewig besteht
und unser Volk nach Liebe stets strebt ...*

„Nynhia ging tatsächlich mit dem Unbekannten, dessen Name Alvaron war, fort. Ihrer Liebe entstammten sieben Kinder – eines davon ist Aldanon, der Fürst der Alven“, erzählte Tiguval leise, nachdem er mit dem Lied fertig war.

Die anderen drei Gefährten schwiegen und waren wie verzaubert. Selbst die Natur schien still zu lauschen. Erst nach einiger Zeit erhielt Rorrah seine Stimme zurück. „Und ich habe sie zuerst entdeckt“, sagte er mit verklärtem Blick und lächelte still in sich hinein.

Doch es war noch etwas während des Gesanges des Alven geschehen, wie sie erst jetzt bemerkten: Die vier blauen Lichter waren von dem See verschwunden. Plötzlich tauchten sie jedoch strahlend hell hinter den Gefährten auf, so dass Tiguval, Torok, Vilian und Rorrah herumschnellten und direkt in die Lichter hineinblickten. Die Augen des Menschen und des Dwanen mussten sich zunächst an die Helligkeit gewöhnen, doch dann erkannten auch sie vier weibliche Wesen, von denen das Licht wie aus ihrem Inneren ausging. Ihre Gestalten waren unglaublich zierlich, fast zerbrechlich schienen sie zu sein. Sie besaßen die Größe von Menschen oder Alven, hatten jedoch zwei milchig-durchsichtige Flügelpaare, die aus ihren Rücken wuchsen und leicht flatterten, obwohl die vier Wesen auf dem Boden standen. Alles an ihnen war ebenmäßig und perfekt geformt – selbst Tiguval kam sich dagegen grobschlächtig und rau vor. Ihre Haare glänzten

wie poliertes Silber und die Augen strahlten wie von innen beleuchtete, tiefblaue Edelsteine.

Nachdem sie die Gefährten einen Moment lang beobachtet und betrachtet hatten, trat eine der vier Gestalten langsam und mit unhörbaren Schritten näher. „Wer seid ihr und wer von euch sang das verbotene Lied?“ fragte das Wesen mit einer Stimme, so rein und zart, dass selbst Steine hinwegschmelzen mussten, wie Vilian es empfand.

„Ich habe es gesungen, Herrin“, antwortete Tigual und neigte seinen Kopf. „Es ist das erste Lied, das wir in Kindertagen lernen – um nicht zu vergessen, woher wir Alven stammen“, fügte er hinzu.

„Wisse, Halbblut“, entgegnete die Elfe ihm, „dieses Lied mag bei euch gesungen werden, bei uns wird es das nicht. Unsere Königin hasst es, denn es erinnert sie an den Verlust ihrer Tochter. Doch nun solltet ihr euch vorstellen, denn ihr befindet euch in unserem Land.“

Die vier Gefährten nannten ihre Namen und auch die von Chorenia und Ehrenreich, die sich im selben Moment erhoben und sich voller Verwunderung und Erstaunen über die Erscheinung der Elfen zu ihren Freunden gesellten.

Wieder wurden sie alle ausgiebig gemustert. „Ihr seid eine seltsame Gemeinschaft – und ihr seid nicht zu eurem Vergnügen oder aus reiner Wanderlust hier“, stellte die Elfe fest. „Ein ... besonderer Auftrag leitet euch“, fuhr sie scharfsinnig fort, als würde es den Gefährten in den Gesichtern stehen, weshalb sie gemeinsam unterwegs waren. „Böses scheint ihr nicht im Schilde zu führen, aber ich und meine Schwestern hier wollen das nicht allein entscheiden. Seid ihr Willens, uns zu unserer Königin zu folgen?“, fragte sie.

Die Gefährten blickten sich alle kurz an und nickten sich zu. „Wir haben in der Tat nichts Böses vor, deshalb folgen wir euch gern, Schwestern“, antwortete Tiguval freundlich lächelnd.

„Gut, Halbblut. Denn wir hätten auch genügend Macht, euch zu zwingen“, bemerkte die Elfe ernst, ohne das Lächeln zu erwidern. „Folgt uns!“

Die vier geflügelten, lichtblauen Wesen schwebten voraus und achteten dabei streng darauf, dass ihnen die Mitglieder der Gemeinschaft auch wirklich folgten. Wie fliegende Laternen beleuchteten sie dabei den Weg entlang des Seeufers, das sie gemeinsam umrundeten. Es war eine merkwürdige Szene, wie die Gefährten den Elfen durch die Nacht folgten, ohne zu wissen, was sie erwartete. Angst oder Unbehagen verspürten sie dabei jedoch nicht, denn sie hatten ihre Waffen mitnehmen können und wussten, dass sie sich im Fall der Gefahr bedingungslos aufeinander verlassen konnten. Deshalb unterhielten sie sich auch ganz entspannt auf dem geführten Weg, der nun von der Seelichtung wieder in den Wald – allerdings auf der gegenüberliegenden Seite – hineinführte.

„Sie sind etwas zurückhaltend, was die Höflichkeit angeht, deine Schwestern“, bemerkte Rorrah absichtlich etwas spitz zu Tiguval.

„Ich fürchte, sie mögen uns Alven nicht besonders.“

„Weshalb sprach die Elfe dich immer mit Halbblut an?“, wollte der Dwane wissen.

„Alvaron, mit dem Nynhia mitging ... war ein Mensch aus dem Geschlecht des Nordens“, antwortete Tiguval etwas zögerlich.

„Na so etwas. Und ich dachte immer, ihr Alven seid die reinsten Wesen unter der Sonne“, bemerkte Rorrah verwundert.

„Reinheit ergibt sich nicht aus der Abstammung, sondern aus der Art zu leben, mein Freund“, erwiderte Tiguval ohne Groll. „Wir haben demnach mehr mit den Elfen gemein und fühlen uns durch die Ahnen miteinander verbunden – ohne uns von den Menschen abzuwenden“, fügte er zu Vilian gerichtet hinzu.

„Aldanon ist also ein Kind von Nynhia und Alvaron“, sagte der junge Kaiser interessiert. „Doch wer waren die anderen sechs Kinder und wo sind sie geblieben?“

„Lange Zeitalter für euch Menschen sind seitdem vergangen“, antwortete Tiguval. „Die Geschwister unseres Fürsten gründeten ebenso wie Aldanon eigene Stämme. Doch zahlreich sind wir Alven niemals gewesen und auch beinahe unsterbliches Leben endet irgendwann einmal. Viele verschwanden einfach und wir wissen nicht, wohin sie gegangen sind. Doch Torok und die Boa geben uns vielleicht eine Antwort darauf, denn es sind unsere Brüder und Schwestern.“

„Das ist alles sehr interessant“, murmelte Vilian gedankenverloren. „Vielleicht werde ich das eines Tages für das Volk von Tharon aufzeichnen – du musst mir dafür noch viele Fragen beantworten, Tiguval“, sagte er dann wieder lebhafter.

„Ich stehe dir ein Menschenleben lang zur Verfügung“, lachte der Alve zur Antwort.

Nachdem sie eine ganze Zeit lang von dem blauen Licht der Elfen geleitet durch den Wald geschritten waren, sahen sie plötzlich weitere bunte Lichter zwischen den Ästen der hohen Bäume leuchten. Je näher sie kamen, desto zahlreicher schienen diese Lichter zu

werden. Die Kronen der Bäume sahen aus, wie mit schimmernden Edelsteinen besetzt. Als sie endlich nahe genug an die Quellen der Lichter herangekommen waren, erkannten die Gefährten, dass es zum Teil Laternen waren, die zu Hütten in den Baumkronen gehörten, und es sich zum Teil um weitere Elfen handelte, die hoch oben auf den breiten und starken Ästen umherliefen.

Als die Gemeinschaft eingetroffen war, kam sogleich eine große Anzahl der Bewohner dieses Dorfes in den Bäumen herabgeschwebt. Die Elfen bildeten einen Kreis um Vilian und seine Gefährten. Es befanden sich sowohl weitere weibliche, als auch erkennbar männliche Wesen darunter. Die Körperformen erinnerten in der Tat an Alven, auch wenn die Elfen noch zarter, ja beinahe zerbrechlich wirkten. Sie besaßen keinerlei Waffen, die sie auch die Gemeinschaft richteten, dennoch war ihre Ausstrahlung so stark, dass keiner der Gefährten es wagte, sich zu bewegen.

Plötzlich teilte sich der Ring um die Gemeinschaft und eine Gruppe von männlichen Elfen, die eine weitaus stärker leuchtende Gestalt in ihrer Mitte begleiteten, betrat den Kreis. Das besonders stark leuchtende Wesen trat nun hervor. Der blaue Schein um die Elfe herum pulsierte regelrecht und verlieh ihr eine majestätische Aura. Sie war weiblich, ihr silbernes Haar wuchs fast bis auf den Erdboden und war auf dem Kopf zu einer kunstvollen Krone geflochten. Ein helles Gewand kleidete sie und umschmeichelte die zarte aber irgendwie auch kräftig wirkende Figur der Elfe. Ihre vier Flügel waren aufgespannt und wurden von diamantenen Adern durchzogen, die das Licht schillernd in tausend Farben brachen.

Die Gefährten – selbst Tiguval und Torok – waren fasziniert von diesem Anblick und hielten vor Ehrfurcht und Erstaunen den Atem an. Eine derart erhabene Erscheinung hatten sie alle zuvor noch nie gesehen.

„Ihr seid in unser Land eingedrungen und habt zudem das verbotene Lied gesungen“ sprach sie die Gefährten mit donnernder Stimme an, die man dem zart wirkenden Körper nicht zugetraut hätte. „Ich nehme an, du bist dafür verantwortlich, Halbblut“, fuhr sie fort und sah Tiguval dabei ernst und strafend zugleich an.

„Ich habe das Lied gesungen, Herrin“, nickte der Alve.

„Aber es war mir nicht bewusst, dass es bei euch verboten ist. Wir lernen es schon als Kinder und ...“

„Schweig!“, herrschte die Elfenkönigin ihn an. „Es ist bei uns verboten – und zwar für jeden. Wer es dennoch wagt, es zu singen, der wird bestraft. Und da du der Verursacher des Frevels bist, noch dazu ein Halbblut, wirst du der erste sein, der die Strafe der Elfen zu spüren bekommt.“

„Herrin“, mischte Vilian sich ein. Er wollte diesem Schauspiel der persönlichen Rache – und nichts anderes war es für ihn – ein schnelles Ende bereiten.

„Du, Mensch und auch deine Gefährten, ihr werdet ebenfalls bestraft“, erwiderte die Elfenkönigin, wobei sie Vilian verächtlich anblickte.

Sie wollte daraufhin offensichtlich mit ihrer Strafpredigt gegen Tiguval fortfahren, doch Vilian unterbrach sie erneut. „Herrin, wir sind nicht hier, um Euch und Euer Volk zu beleidigen, wir ...“

„Wer bist du, dass du es wagst, Vhrene, die Königin der Elfen in ihrem eigenen Land zu unterbrechen und die Bestrafung zu stören?“, fauchte sie den jungen Mann an.

Die Gesichtsfarbe Vilians wurde daraufhin deutlich dunkler. Torok kannte diese Veränderung in Vilians Zügen, hatte sie allerdings schon lange nicht mehr bei ihm beobachtet. Jetzt war es offensichtlich einmal wieder soweit. Der Boa hoffte nur, dass Vilian nun nicht unbedacht reagierte.

„Ihr sprecht andauernd nur vom Strafen, Herrin“, antwortete der junge Mann sichtlich wütend, aber dennoch sehr beherrscht. „Scheinbar vernebelt Euer persönliches Schicksal den Anstand und die Höflichkeit gegenüber fremden Wanderern, wie es überall seit alters her Brauch ist. Wer ich bin? Das sage ich Euch gern: Ich bin Vilian Tauris, Kaiser von Tharon, Sohn des Radian und Erbe von Yardoan Tauris. Meine Gefährten und ich wandern durch diesen Wald, um einem Feind entgegenzuziehen, der alle freien Völker vernichten will und dem es dabei vollkommen egal ist, wie und bei wem er und seine finsternen Armeen töten und brandschatzen – und ganz sicher wird er sich dabei nicht von Verboten und Strafen der Elfen aufhalten lassen. Aber vielleicht wird er durch die Einheit der Völker, durch Klugheit und Mut aufgehalten. Nicht jedoch, wenn diese Einheit schon durch Zeitalter dauernde Fehden gestört wird. Beendet diesen Unsinn und lasst uns ungestört durch diesen Wald hindurchziehen – wenn ihr selbst alle leben wollt.“

Diese deutliche Ansprache Vilians verfehlte ihre beabsichtigte Wirkung offenbar nicht. Schweigend und verblüfft blickten die Königin und die anderen Elfen den jungen Mann an. Erst nach langen Momenten der Sammlung fand Vhrene, mit der mit Sicherheit noch nie jemand in dieser Art gesprochen hatte, ihre Worte wieder. „Du besitzt sehr viel Mut, Vilian Tauris, solche

Worte hier zu sprechen. Doch wenn du wirklich der Kaiser der Menschen bist, dann kann ich diesen Mut sogar verstehen.“

„Ich bin es“, bestätigte Vilian noch einmal und nickte. „Und alles andere, was ich sagte, ist leider auch wahr.“ Wieder betrachtete Vhrene Vilian und seine Gefährten lange schweigend, bis sie dann nickte: „Mein Schmerz, der nun schon sehr lange währt, hat den klaren Gedanken in der Tat verdrängt. Bitte verzeiht mir“, sagte sie mit echter Reue in der Stimme. „Und du, Halbblut, verzeih mir besonders“, ergänzte sie, sich an Tiguväl richtend.

Der junge Alve verbeugte sich freundlich und antwortete: „Sehr gern, Herrin und Schwester.“

„Ihr sollt weiterhin ungestört durch diesen Wald ziehen können. Die Elfen werden euch nicht mehr aufhalten – höchstens mit ihrer Gastfreundschaft“, bot die Königin ihnen an.

„Die wir für diese Nacht sehr gern annehmen“, antwortete Vilian, nachdem er sich über kurze Blicke mit seinen Gefährten abgestimmt hatte.

„Dann seid Gäste in unseren Hütten“, bemerkte Vhrene lächelnd und deutete auf die Kronen der Bäume. Die Gefährten blickten hinauf und warteten nun auf Leitern oder ähnliche Dinge, die sie hinaufsteigen konnten. Doch stattdessen traten nun jeweils zwei Elfen an jeden von ihnen heran, griffen ihnen lächelnd unter die Arme und hoben sie vom Erdboden ab, um mit ihnen hinauf zu den starken Ästen der Bäume zu fliegen. Es gab Ausrufe der Überraschung und vor allem Rorrah schien großes Unbehagen über diese Form der Fortbewegung zu verspüren, wie man seinen lauten Worten entnehmen konnte. Doch schon

nach kurzen Augenblicken landeten sie alle wohlbehalten und unversehrt auf einer hölzernen Plattform dicht unter dem Blätterdach. Von hier aus spannten sich Brücken und Wege hinüber zu weiteren Plattformen. Ein regelrechtes Netz aus Seilen und hölzernen Stiegen war zwischen den Stämmen geflochten worden. Dazwischen wuchsen die starken Äste dieser uralten Riesen und dienten ebenfalls als Wege und Stege. Die Hütten der Elfen waren zum Teil aus dichtem Geäst und Stämmen kunstvoll zusammengeflochten, zum Teil befanden sie sich auch direkt in den hohlen Baumhöhlen, die ebenfalls wunderschön eingerichtet waren.

Tiguval fühlte sich sofort heimatlich, erinnerte dieses Dorf doch sehr an die Alvenwohnungen in Tarr oder im Land der Legary Nias. Die nahe Verwandtschaft der beiden Völker war auch hier nicht zu leugnen. Die anderen Mitglieder der Gemeinschaft – außer Torok – mussten sich zunächst an die Höhe gewöhnen. Es gab keinerlei Brüstungen oder Zäune, die vor einem Absturz schützten, was für die Elfen ja auch nicht nötig war. Vor allem der Dwane fühlte sich anfangs mehr als unwohl und wagte es kaum, sich zu bewegen. Doch das Befinden der Gefährten änderte sich spätestens mit dem Anblick der gedeckten Tafel in der großen Stammhütte, zu der die Königin sie einlud. Es war zwar noch mitten in der Nacht, doch der köstliche Duft der Speisen regte den Appetit der Eingeladenen sehr schnell an. Die Gerichte der Elfen verzauberten die Gaumen der Gefährten und sie fühlten sich danach so gestärkt und erfrischt, als hätten sie die ganze Nacht selig geruht.

Die Gefährten berichteten nun etwas genauer von ihren Erlebnissen und dem Auftrag, den die Gemeinschaft hatte. Die Elfen hörten mit sehr viel Interesse zu und waren erstaunt aber auch erschrocken über die Erzählungen, die Vilian und seine Begleiter ihnen über den Feind berichteten.

Es stellte sich heraus, dass sie nicht viel über die Welt außerhalb der Wälder von Thune wussten, was sich nach Vhrenes Worten unbedingt ändern musste, wie sie beinahe beschämt feststellte. „Wir haben uns viel zu lange nur um uns selbst gekümmert und uns nicht dafür interessiert, was andere Völker tun oder auch zu erleiden hatten. Fortan wird das nicht mehr so sein“, sagte sie mit fester Stimme. „Wohin führt euch euer Weg von hier aus?“ fragte sie Vilian, der direkt neben ihr saß.

„Ehrenreich leitet uns durch diesen Wald. Er kann dir genau sagen, welche Richtung wir einschlagen werden“, antwortete der junge Mann und deutete auf den Veromanen, der ihnen gegenüber saß.

„Nach Nordwesten, soweit es der Wald zulässt“, antwortete der Gefragte.

„Durch das Drachental?“, wollte die Elfenkönigin wissen.

„Das ist der direkte Weg, die Zeit drängt“, nickte Ehrenreich.

„So hütet euch vor dem roten Mond, er verkündet Unheil.“

„Ich bin bereits durch das Tal gewandert – und nichts geschah“, erwiderte der Veromane.

„Die Zeiten ändern sich, Häuptling der Veromanen“, beharrte Vhrene mit düsterer Stimme. „Böses zieht Böses an und erwacht wieder.“

„Ich nehme an, Ihr sprecht über etwas, das dem Tal seinen Namen verliehen hat“, mischte Vilian sich nun wieder in das Zwiegespräch zwischen der Elfenkönigin und Ehrenreich ein.

„Das Tal heißt so, weil einst ein Drache dort gehaust haben soll“, erklärte der Veromane.

„Er lebt dort – und er ist wieder wach“, ergänzte Vhrene.

„Wenn wir das Tal umgehen, verlieren wir mindestens fünf Tage“, gab Ehrenreich zu bedenken. „Doch ich will uns nicht in eine Gefahr stürzen, wenn sie vorhanden ist. Du entscheidest am Ende, Vilian.“

„Ich fürchte keine Gefahr, wenn ich euch alle bei mir weiß“, antwortete der junge Kaiser lächelnd. „Aber ich möchte das Schicksal auch nicht leichtfertig herausfordern und werde mich der Meinung der Mehrheit unterwerfen. Sagt, was ihr davon haltet“, sprach er die anderen Mitglieder der Gemeinschaft an.

„Fünf Tage sind in der Tat eine lange Zeit, die wir vielleicht nicht haben“, bemerkte Torok. „Ich bin dafür, den von Ehrenreich vorgeschlagenen Weg fortzusetzen.“

„Ich kämpfe lieber gegen Drachen, als Zeit zu verschwenden“, stellte der Dwane klar.

„Ich folge Vilian, egal wohin und gegen wen es geht“, antwortete Chorenia knapp und bestimmt.

„Ich bin auch dafür, fünf Tage einzusparen“, nickte Tigual. „Ehrenreich hat uns bisher gut und sicher geführt und wird das auch weiterhin tun.“

„Gut, so ist die Entscheidung gefallen. Wir wählen den Weg durch das Tal, ob Drache oder nicht“, sagte Vilian und blickte die Elfenkönigin dabei an.

„Eure Stärken sind eure Einigkeit und euer Vertrauen ineinander“, stellte Vhrene anerkennend fest. „Doch wenn ich euch nun nicht von dem gefährlichen Weg abhalten kann“, sprach sie, erhob sich und öffnete eine Truhe, die auf einem Regal hinter ihr stand, „so will ich dir, Vilian, zumindest etwas mitgeben, das du in der höchsten Not zu eurem Schutz nutzen kannst. Bedenke jedoch, dass es euch nur einmal und nur für kurze Zeit hilft. Hüte es gut und verwende es nur dann, wenn alles andere versagt.“

Die Elfenkönigin überreichte dem jungen Mann einen vergilbten Lederbeutel, in dem sich ein etwa daumen-großer Gegenstand befand. Vilian öffnete die Schnur des Beutels und blickte gespannt hinein. Zu seinem Erstaunen lag ein leicht schimmernder, ovaler Stein, wie es schien, dort drinnen. Er holte ihn heraus und hielt ihn in der flachen Hand. Der Stein war warm und wechselte ständig seine Farbe, wobei es so schien, als würde Nebel auf seiner Oberfläche wabern. Alle bestaunten diesen faszinierenden Stein, der doch keiner war, wie Vhrene ihnen erklärte.

„Dies ist das Ei eines Maar. Wenn die Gefahr am größten ist, so werfe es auf den Boden. Aber erschreck nicht, seine Wirkung ist weitaus stärker, als der wunderschöne und scheinbar harmlose Anblick des Eis vermuten lässt. Das Wesen, welches Vilian damit befreit, wird euch schützen und helfen. Doch wie gesagt, nur für kurze Zeit. Danach wird es verschwinden und nie wieder auftauchen ... außer in gewissen Träumen, die jedoch nicht die euren sein müssen. Nutze es mit Bedacht, Vilian.“

Der junge Mann bedankte sich für dieses besondere Geschenk, auch wenn er den Nutzen noch nicht richtig

einschätzen und daran glauben konnte. Kurz darauf erhob sich die Sonne im Osten und sandte ihre ersten Morgenstrahlen durch die Äste und Kronen der Bäume, auf denen die Gefährten immer noch saßen. Die Gemeinschaft verabschiedete sich von den Elfen, die im angehenden Tageslicht irgendwie blass und durchsichtig erschienen.

„Hütet euch vor dem roten Mond, eilt rasch durch das Tal und verhaltet euch so leise wie möglich“, sagte Vhrene noch einmal zum Abschied. „Und du, Halbblut ..., grüß mir dein Volk, vielleicht wird der Tag kommen, an dem sich unsere Völker treffen“, wandte sie sich noch einmal an Tiguval.

„Wir würden uns freuen, Euch zu zeigen, dass wir nicht vergessen haben, woher wir stammen, Herrin“, antwortete der Alve mit einem Kopfnicken.

Dann wurden die Gefährten wieder von je zwei Elfen zum Erdboden hinuntergebracht. Diesmal genossen die Getragenen – auch Rorrah – diesen sanften Flug und blickten dann den ihnen ein letztes Mal zuwinkenden Wesen beinahe neidisch hinterher, als diese sich wieder in die Luft erhoben und kurz darauf zwischen dem dichten Laubwerk der Bäume verschwanden. Als die Elfen nicht mehr zu sehen waren, machten die Gefährten sich wieder auf den Weg zurück zu ihrem Lagerplatz am See, an dem sie ihre restlichen Sachen aufnahmen und dann in nordöstliche Richtung losschritten. An diesem klaren und herrlichen Tag schien ihr nächtliches Erlebnis mit den Elfen beinahe unwirklich. Doch Vilian besaß den Lederbeutel mit dem seltsamen Ei, das ihn an die Wirklichkeit des Erlebten erinnerte ...

Der Ehrenkampf

Tornhart und Vanenfall saßen sich auf ihren Critta direkt gegenüber und starrten sich an. Der entscheidende Moment stand kurz bevor. Wenn Vanenfall nun das Zeichen gab, würde ein Krieg zwischen den Veromanen losbrechen, wie er seit Jahrhunderten nicht mehr stattgefunden hatte. Tornhart war aufs Äußerste angespannt und beobachtete in diesen endlos scheinenden Augenblicken jede Regung im Gesicht seines Gegenübers. Der andere Mann konnte dem Blick nicht standhalten und sah sich zu seinen Leuten um, als suchte er die letzte Bestätigung für seine Entscheidung. Die Nerven aller Anwesenden waren zum Zerreißen gespannt, nur eine einzige falsche Bewegung konnte zur Katastrophe führen.

Aber durfte es wirklich so weit kommen? Diese Frage stellte Tornhart sich in diesem Moment. Durfte der Bruder den Bruder bekriegen, wenn ein weitaus schlimmerer Feind nur darauf wartete, dass sich die Veromanen gegenseitig zerfleischten, damit er danach ein umso leichteres Spiel mit ihnen hatte? Was würde Ehrenreich nun an seiner Stelle tun – dieser Gedanke beherrschte den alten Krieger und eine Idee durchschoss ihn plötzlich, mit der er das gegenseitige Abschlachten vielleicht doch noch verhindern konnte. Er war überzeugt davon, dass Vanenfall tatsächlich den Krieg wagen würde, und die Entscheidung dazu stand kurz bevor.

„Halt ein“, rief Tornhart plötzlich so laut, dass alle ihn hören konnten.

Vanenfall wandte sich ihm überrascht wieder zu. „Dazu ist es bereits zu ...“, antwortete er, wurde jedoch von seinem Gegenüber unterbrochen.

„Ich fordere dich zum Ehrenkampf heraus, Vanenfall“, rief Tornhart. „Hier und jetzt. Dem hat sich alles zu beugen, wie du weißt.“

Alle Augen blickten nun wieder auf Vanenfall und warteten gespannt seine Reaktion ab. In der Tat war die Herausforderung zu einem Ehrenkampf Teil eines Kodex der veromanischen Häuptlinge, dem sich niemand entziehen durfte. Das wusste der Herausgeforderte, das wussten auch die anderen Häuptlinge, die ihm gefolgt waren. Allerdings musste es auch stets einen triftigen und persönlichen Grund für eine Herausforderung geben – eine Schlacht verhindern zu wollen, war kein solcher Grund.

Auch das wusste Vanenfall natürlich und er wies darauf hin: „Welchen persönlichen Grund hast du zu nennen, Tornhart? Mir ist nicht bekannt, dass ich dich beleidigt hätte, noch dass ich dir bisher anderes Unrecht tat“, sagte er triumphierend.

„Du hast mich beleidigt“, erwiderte Tornhart. „Vorhin warfst du mir vor, ich redete irre, weil ich über den dunklen Herrscher aus der Vergangenheit sprach. Das ist für mich der Grund, dich herauszufordern. Wer mich irre nennt, der muss sich mir stellen.“

Es gab viele nachdenkliche Gesichter, auch auf der Seite der Verbündeten von Vanenfall, so dass er unter Zugzwang geriet. „Aber das war nur so daher gesagt, das ist doch kein Grund ...“, versuchte er abzuwiegeln.

„Du willst eine Schlacht schlagen, fürchtest dabei jedoch den Kampf Mann gegen Mann?“, fragte Tornhart absichtlich provozierend in einem mitleidigen Ton.

„Nein. Nein, ich fürchte den Kampf nicht und ich nehme die Herausforderung an“, rief Vanenfall ge-

reizt. „Allerdings stelle ich eine Bedingung, das ist mir erlaubt.“

„Nenne sie.“

„Siege ich, schließen sich deine Männer uns an und befreien sich vom tharonischen Joch. Siegst du, Tornhart, ziehen meine Männer in Frieden ab.“

„So sei es“, nickte der Angesprochene, der genau das beabsichtigt hatte. Für den Moment war die Gefahr eines Bruderkrieges gebannt. Beide Männer begaben sich nun wieder in ihre Reihen, um sich auf den Kampf vorzubereiten. Tornhart war mit dem Erreichen seines Zieles mehr als zufrieden. Allerdings blickten ihn viele seiner Begleiter sehr skeptisch an, denn der Einsatz dieses Kampfes war sehr plötzlich gekommen und schien sehr hoch zu sein.

„Du bist dir deiner Sache sehr sicher?“, fragte der junge Arvenich aus dem Hause Ehrenreichs.

„Ja, das bin ich“, nickte Tornhart. „Es wird an diesem Tag ein Veromane sterben, aber das ist besser, als wenn es heute Hunderte und morgen Tausende wären.“

„Aber wenn ..., wenn du ...“

„Verlierst? Ich habe schon viele solcher Schlachten geschlagen und viele Männer seines Schlages getötet – zu viele. Vanenfall ist stark und gewandt, aber auch ungestüm und berechenbar. Ich werde ihn besiegen.“

Tornharts Stimme war so fest und sicher bei seinen Worten, dass der junge Mann an seiner Seite seine Zuversicht zurückerhielt und beruhigt war.

Inzwischen wurde der Kampfplatz vorbereitet. Man steckte ein vierzig mal vierzig Schritte großes Feld ab und stellte an jede der vier Ecken je zwei Waffen bereit. Zwei Schwerter, zwei Langmesser, zwei Lanzen

und zwei Veros lagen an diesen Ecken und mussten von den Kämpfern, die sich zunächst unbewaffnet in der Mitte des Platzes begegneten, erobert werden.

Vanenfall hatte sich inzwischen mit der Situation arrangiert und fand sogar Gefallen daran. Ein Zweikampf mit einem Mann, der gut doppelt so alt war wie er selbst, musste einfach zu seinen Gunsten ausgehen – zumal der Preis des Sieges ihn seinem Ziel, die Befreiung Veromaniens, viel schneller näherbrachte. „Ich werde den alten Mann rasch und hart treffen“, sagte er zu einem seiner Getreuen, der dicht bei ihm stand.

„Sei dennoch auf der Hut. Es heißt, Tornhart sei immer noch sehr geschickt im Umgang mit den Waffen, auch wenn er bereits mehr als siebenzig Jahre zählt“, antwortete der Mann aus Vanenfalls Stamm.

„Ich bin für alle Fälle gerüstet“, bemerkte Vanenfall leise und steckte ein Messer in seinen linken Ärmel, so dass niemand es sehen konnte. Dann schritt er zur Mitte des Kampfplatzes, wo Tornhart bereits auf ihn wartete.

Die Veromanenkrieger beider Lager bauten sich rings um den Platz auf, wobei die vorderen Reihen standen und die hinteren auf ihren Reittieren saßen, um besser sehen zu können. Wenn, wie nun geschehen, beide Männer auf dem Platz standen, durfte niemand mehr eingreifen, bis der Kampf entschieden war. Weder für den einen, noch für den anderen durfte Partei ergriffen werden, dies war ehernes Gesetz bei den Veromanen. Niemand würde es je wagen, dieses Gesetz zu brechen.

Die beiden Kontrahenten standen sich nun gegenüber und der Kampf begann, sowie einer der beiden sich regte. Die Regeln erlaubten jede Art von Kampf, ob

nun mit oder ohne Waffen. Beendet war er erst, wenn der Beleidiger unterlag und um Verzeihung bat, der Beleidigte das akzeptierte – oder einer von beiden starb. Danach durfte an dem Sieger keinerlei Rache ausgeübt werden, auch dies war Gesetz des Ehrenkampfes. Tornhart und Vanenfall standen für lange Momente reglos da und ließen sich keine Sekunde aus den Augen. Wer würde den Anfang machen ... und wie?

Ein schnelles Ende wollte Vanenfall herbeiführen, und dazu eignete sich seiner Meinung nach der Vero am besten. Mit der schweren, stachelbewehrten Kugel, die an einer Kette mit langem Griff hing, konnte man mit entsprechender Übung an dieser Waffe Schwerter und Speere brechen und sie unbrauchbar machen. Vanenfall besaß diese Übung, denn er hatte sich schon als Kind darin geprobt. Sein Plan war gereift und nun wollte er ihn schnell in die Tat umsetzen. Um Tornhart zuvor zu Fall zu bringen, wollte er unerwartet vorschnellen und ihn umstoßen, um dann zu den Veros zu eilen und mit der Waffe den Schädel seines Gegners zu zertrümmern.

Doch Tornhart hatte offenbar schon mit einem solchen Vorhaben gerechnet und sprang im selben Moment geschickt zur Seite, so dass Vanenfall durch seinen eigenen Schwung zu Boden ging. Wie von einer Schlange gebissen, sprang er wieder auf, doch da war der ältere Kämpfer bereits zu den Schwertern geeilt, hob sie beide auf und rannte dann wieder auf seinen Gegner zu. Noch im Lauf warf er Vanenfall eine der Waffen zu und griff dann sofort an. Der jüngere Kämpfer fing das Schwert und parierte dann die Schläge Tornharts, die zu seinem Entsetzen weitaus

schneller und kräftiger erfolgten, als er es vermutet hätte. Dieser für ihn unerwartete Verlauf des Kampfes machte Vanenfall äußerst wütend und er ging nun seinerseits in die Offensive; allerdings sehr unbedacht und mit wilden, unkontrollierten Schlägen.

Tornhart wich zurück, wobei er sich so geschickt bewegte, dass er die meisten Schwerthiebe seines Gegners gar nicht parieren musste, sondern diese ins Leere gingen. Vanenfall keuchte vor Anstrengung und versuchte den älteren Mann irgendwie zu treffen. Seine andauernden Misserfolge machten ihn noch wütender und er raste mit erhobenem Schwert auf Tornhart zu. Wieder ging auch dieser Hieb daneben und das Schwert des Wütenden stach tief in den Boden. Im nächsten Moment schlug Tornhart nun seine Klinge dicht über dem Griff des Gegners hinab und entwaffnete ihn damit. Ein zweiter Schlag mit dem Knauf des Schwertes traf das Gesicht Vanenfalls und er ging zu Boden. Sofort kniete Tornhart sich auf ihn und wollte ihm die Klinge an den Hals setzen, um ihn auf diese Weise vielleicht sogar zur Aufgabe zwingen zu können und den Kampf so unblutig zu beenden.

Doch in diesem Moment zückte der Unterlegene sein verborgenes Messer aus dem Ärmel und stach es seinem Gegner in den rechten Unterschenkel. Der ältere Mann schrie vor Schmerz auf und wurde von dem anderen Kämpfer zur Seite geworfen. Sofort sprang Vanenfall auf und rannte zu der Ecke des Kampfplatzes, an der die Veros lagen.

Die unfaire und heimliche Aktion mit dem Messer hatte indes niemand der Zuschauer mitbekommen. Möglicherweise glaubten sie, ein einfacher Schlag hätte Tornhart so unglücklich getroffen, dass er umge-

fallen war. Ansonsten hätte in diesem Fall jemand eingreifen dürfen, denn es waren in dem Kampf nur die Waffen erlaubt, die in den Ecken des Platzes lagen. Doch das half Tornhart in diesem Moment nichts, denn er musste trotz der Verletzung am rechten Bein so schnell wie möglich wieder hochkommen.

Vanenfall hatte inzwischen einen Vero ergriffen und stürzte sich, die gefährliche Waffe über den Kopf schwingend, auf seinen Gegner. Gerade noch rechtzeitig erhob Tornhart sich und hielt sein Schwert schützend hoch. Die Kette mit der stacheligen Eisenkugel wickelte sich schnell um die Klinge und zerbrach sie wie dünnes Glas. Vanenfall riss den Vero zurück und holte erneut aus, um seinen nun schutzlosen Gegner zu treffen. Doch Tornhart hatte noch die zerbrochene Klinge in der Hand, die er Vanenfall entgegenschleuderte und dessen Gesicht mit dem scharfkantigen Bruchstück traf, so dass dieser mit einer tiefen Schnittwunde von der rechten Wange bis zum Auge erneut zu Boden ging und sich vor Schmerz und Entsetzen hin und her wälzte.

Tornhart hingegen humpelte so schnell wie möglich zu den ihm am Ehesten erreichbaren Waffen – es waren die Speere – von denen er einen aus dem Boden zog und sich seinem Gegner wieder zudrehte. Vanenfall erhob sich gerade wieder. Sein Gesicht war blutüberströmt und er grunzte vor Schmerz und Wut wie ein verwundetes Tier. Den Vero hielt er immer noch in der Hand und er suchte mit dem einen, ihm noch verbliebenen Auge gehetzt nach seinem Gegner.

Der ältere Kämpfer nutzte die Gelegenheit, schätzte kurz die Entfernung ab und schleuderte den Speer auf Vanenfall. Die Waffe durchbohrte dessen Brust und

die Wucht riss den Getroffenen um. Einige Male zuckten noch die Glieder, dann blieb er reglos liegen. Vanenfall war tot, der Ehrenkampf war für Tornhart entschieden.

Tief durchatmend blieb er in der Mitte des Kampfplatzes stehen und blickte in die Gesichter der Männer, die ihn umringten. Er hatte gesiegt und der verabredete Preis war der friedliche Abzug der Verbündeten Vanenfalls. Doch würden sie sich auch wirklich an die Absprache halten, oder wagten sie es, den jahrhundertalten Kodex zu missachten und zu brechen?

„Ich habe gesiegt“, rief Tornhart in die Menge. „Es gilt nun das Wort von Häuptlingen, dass ihr von hier fortzieht und in eure Dörfer und Höfe zurückkehrt. Lasst uns den Frieden bewahren und wenn nötig gegen einen gemeinsamen Feind kämpfen. Doch dürfen wir nicht in einen Bruderkrieg verfallen.“ Der alte Krieger hoffte auf die gute Wirkung seiner Worte und blickte sich erneut um. Wieder herrschte diese gespannte Stille. Wer würde als erster reagieren – und in welcher Weise?

Plötzlich richtete sich alle Aufmerksamkeit auf einen einsamen Reiter, der aus Nördlicher Richtung kam. Er ritt ein weißes Critta und schien schon lange unterwegs zu sein, denn sowohl Reiter als auch Reittier machten einen erschöpften Eindruck. Als er am Kampfplatz ankam, konnte man erkennen, dass es sich um einen Jungen von vielleicht 14 Jahren handelte. Er war verschmutzt und besaß einige Wunden im Gesicht und an den Armen, die gerade erst verschorften. Verunsichert blickte er sich um. „Ist ..., ist vielleicht Häuptling Thundwarf hier anwesend?“, rief er mit zitternder Stimme.

„Ich bin hier, Rondarf“, antwortete eine Stimme und einer der Häuptlinge der Bergstämme trat vor. „Was machst du hier und weshalb suchst du nach mir, Sohn?“, fragte er verwundert.

„Vater ..., diese seltsamen Wesen, die des weisen Seher ... den Vanenfall uns vorstellte ...“, begann der Junge stockend.

„Ja?“

„Sie haben ..., sie haben unser Dorf überfallen ... zusammen mit wilden Bergriesen. Sie trugen die Kleidung von Veromanen und wir dachten zunächst, es seien Angehörige unseres Volkes. Sie haben ... alles ... alles niedergemacht. Die Frauen, meine Schwestern, alle tot ..., alles niedergebrannt und ... getötet“, erzählte der Junge mit brüchiger, zitteriger Stimme und schluchzte dann laut auf.

„Alle ... getötet?“, rief Thundwarf entsetzt.

Sein Sohn nickte wortlos und tränenüberströmt.

„Welche ..., welche Bosheit, welcher Wahnsinn steckt dahinter?“, rief der betroffene Häuptling fassungslos, schüttelte seinen Kopf und schrie dann seinen Schmerz hinaus.

„Der Feind“, antwortete Tornhart düster. „Unser aller gemeinsamer Feind. Sie trugen die Kleidung von Veromanen, um einen Keil zwischen unser Volk zu treiben. Das Böse täuscht alle diejenigen, die glauben, einen Pakt mit ihm geschlossen zu haben – so wie es einst schon einmal gewesen ist. Diesen müssen wir bekämpfen, nicht uns gegenseitig.“

„Rache. Ich will Rache für meine Familie und mein Dorf“, rief Thundwarf mit erhobener Faust.

„Dann lasst uns gemeinsam dem Feind entgegenziehen und ihn und seine unnatürlichen Geschöpfe aus

Veromanien vertreiben“, forderte Tornhart die Häuptlinge auf.

„Nieder, nieder mit dem Bösen“, riefen alle mehrmals den Schlachtruf und machten sich umgehend bereit für den Zug in den Norden, um den nun endlich von allen erkannten Feind zu stellen ...

Drachenmond

Nachdem sie nun Stunden in nordöstliche Richtung gewandert waren, wie es der Wald gerade zuließ, erreichten sie eine lichtere Gegend mit größeren Lücken im Kronendach der Bäume. Der Boden fiel sanft aber stetig ab und wurde dabei felsiger. Manngroße Findlinge standen rechts und links des Weges, der bald zu einer natürlich entstandenen Steinstraße wurde und hinab in eine Senke führte. Es folgten einige größere Stufen, die wie für Wanderer angefertigt zu sein schienen.

„Hier muss einst ein mächtiger Fluss entlanggeflossen sein, der sich über Wasserfälle hinab ins Tal stürzte“, erklärte Ehrenreich. „Nicht mehr weit und wir kommen an eine etwas steilere Kante, die wir hinabklettern müssen, um in das Tal zu gelangen. Dort fließt ein kleiner Bach als spärlicher Rest des einstigen Stromes, an dem wir Rast machen können.“

Kurz darauf gelangten die Gefährten in der Tat an die Felsenkante, die etwa zehn Mannlängen in die Tiefe führte. Vor ihnen lag der Taleinschnitt, der zwei Meilen breit war und sich von Südwest nach Nordost wie eine Schwertscherte durch die Landschaft fraß. Von hier aus war das Jenseitige Gebirge, welches sich vom Meer von Aschtia bis hinauf in den Norden jenseits des Welkenlandes zog, das erste Mal für die Gemeinschaft zu sehen. Dieses Gebirge mussten sie überqueren, um an ihr Ziel zu gelangen.

Die Tatsache, dass sie die Berge nun endlich zu sehen bekamen – auch wenn sie noch weit entfernt waren – hellte ihre Stimmung auf. Doch zunächst hieß es, das Drachental zu betreten und dessen Lauf zu folgen. Auf der östlichen Seite des Taleinschnittes erhob sich eine

bizarr gezackte Felswand, auf deren unzähligen Vorsprüngen ganze Kolonien schwarzer Vögel nisteten, die sich mit lautem Kreischen und Schnattern bemerkbar machten. Von hier oben betrachtet, sah das Tal mit dem furchterregenden Namen auf jeden Fall harmlos aus, wie die Mitglieder der Gemeinschaft es empfanden.

Sie kletterten die mäßig steile Felsenkante hinab und gelangten unten wieder auf felsigen Grund, zwischen dem gelegentlich einige karge Sträucher wuchsen. Zur Mitte des Tals hin wurde es etwas fruchtbarer, denn am Rand des Bachlaufes wuchsen Schilfgras und einige Hecken mit Beerensträuchern. Die Gefährten machten an einer geeigneten Stelle Rast und aßen die von den Elfen mitgegebenen Vorräte an Obst und Gemüse, welche die Müdigkeit aus den Knochen der Gefährten vertrieben.

Während ihrer Rast blickte Torok sich oftmals um und beobachtete auch den Himmel. Die schwarzen Vögel flogen immer wieder in Schwärmen über sie hinweg und verdunkelten die Nachmittagssonne, die bald darauf hinter den Felswänden und Baumwipfeln im Westen verschwand.

„Glaubst du die Geschichte mit dem Drachen?“, fragte Vilian den Boa.

„Ich habe schon zu viel auf unseren Wanderungen gesehen, um nicht an eine solche Gefahr zu glauben“, antwortete Torok leise.

„Ich selbst bin hier schon gewandert und nichts geschah“, bemerkte Ehrenreich, der neben den Beiden saß. „Doch die Zeiten ändern sich in der Tat, wie es die Elfenkönigin sagte. Zudem hat mich mein Geschick im Führen auf sicheren Pfaden in der letzten Zeit etwas

verlassen“, fügte der Veromane mit Selbstironie lächelnd hinzu.

„Wir alle werden die Augen offenhalten“, antwortete Torok ebenfalls lächelnd. „Wie lange werden wir brauchen, um durch das Tal zu kommen?“, fragte er anschließend.

„Gut zwei Tage, wenn wir schnell gehen“, schätzte Ehrenreich.

„Dann sollten wir auf jeden Fall den Rest des Tageslichtes so lange wie möglich nutzen und weitergehen“, bemerkte der Boa unter der Zustimmung seiner Gefährten.

„Etwa noch eine Stunde Fußmarsch von hier entfernt gelangen wir an einen Felsvorsprung, der sich hervorragend als Dach für ein Nachtlager eignet“, erklärte der Veromane. „Bis dahin sollten wir es heute noch schaffen und den Schutz des Felsens nutzen“, ergänzte er.

Die Gemeinschaft brach also von ihrem Rastplatz wieder auf und folgte dem Taleinschnitt. Als die Dämmerung bereits weit fortgeschritten war, erreichten sie tatsächlich den von Ehrenreich beschriebenen Felsvorsprung, der etwa in Mannshöhe hervorragte und sich an einer Stelle befand, an der das Tal sich verjüngte. Er war so groß, dass er zehn Leuten ausreichend Platz und Schutz vor Regen und Wind bot, denn man konnte sich an die Felswand drängen, die unter dem Vorsprung eine Rundung beschrieb und so die östliche und nordöstliche Seite abdeckte. Hier schlug die Gemeinschaft das Nachtlager auf und entzündete ein Feuer, das im Schutz des Felsens sehr gut und schnell Wärme in dem in der Nacht kühlen Tal spendete.

Während der ersten Nachtwache, die auf Rorrah und Ehrenreich fiel, ereignete sich nichts Ungewöhnliches. Nach zwei Stunden wurden der Dwane und der Veromane von Chorenia und Vilian abgelöst, die sich an das Feuer setzten und sich leise unterhielten. Etwa zur Hälfte ihrer Wache erhob die junge Frau sich und trat unter dem Vorsprung hervor, um sich etwas recken zu können und die aufkommende Müdigkeit abzuschütteln.

Plötzlich bemerkte sie in einiger Entfernung ein schwach leuchtendes Augenpaar, das den Schein des Feuers reflektierte. Die nur schemenhaft erkennbare Silhouette einer etwa menschengroßen Gestalt gehörte zu dem Augenpaar, das Chorenia genau zu fixieren schien. Die junge Frau erschrak und raunte den Namen von Vilian. Der Gerufene trat neben sie und blickte sie fragend an.

„Dort drüben ist jemand“, erklärte sie und deutete in das Tal hinein, in dem sie eben das Augenpaar gesehen hatte. Doch nun war plötzlich nichts mehr zu erkennen, die beiden gelben Punkte waren fort. „Ich täusche mich nicht, ich habe Augen gesehen, die mich anstarrten“, flüsterte die junge Frau.

„Dann lass uns nachsehen“, antwortete Vilian und holte schnell ihre Waffen vom Lagerplatz. Vorsichtig bewegten sie sich gemeinsam zu der von Chorenia angegebenen Stelle und tasteten sich dort weiter voran. Vilian zog Achtelon, dessen Klinge ganz leicht schimmerte. „Deine Vermutung ist auf jeden Fall nicht ganz unbegründet“, flüsterte er und starrte angestrengt in die Dunkelheit. Doch das Glimmen des Schwertes ließ nach und sie stießen auf keine Gefahr. Dennoch blieben sie weiterhin vorsichtig und blickten sich noch

einige Zeit um. Von der Mitte des Tals, in der sie sich befanden, konnte man neben den zahlreichen Sternen auch den Mond sehen, dessen Licht jedoch trotz des klaren Himmels irgendwie trüb und sehr matt schien. Chorenia blickte hinauf und glaubte dabei, ihr Herz würde stehen bleiben. Die ansonsten blasse Scheibe war nun rot wie die untergehende Sonne am Meer. „Sieh“, sagte sie zu Vilian und deutete hinauf.

„Hütet euch vor dem roten Mond“, antwortete Vilian, sich die warnenden Worte der Elfenkönigin Vhrene ins Gedächtnis rufend. „Wir sollten zurück ins Lager gehen“, schlug er vor.

Chorenia nickte heftig und sie machten sich schleunigst auf den Weg zurück. Den dunklen Schatten, der für einen kurzen Moment den Mond streifte, sahen sie dabei nicht. Als sie wieder glücklich beim Lager angekommen waren, erwarteten Torok und Tigival sie bereits, da sie die nächste Wache übernahmen. Vilian und Chorenia berichteten über ihre Beobachtungen und erwähnten auch den roten Mond, der jedoch von hier aus nicht zu sehen war.

„Ein seltsamer Dunst liegt in der Luft, wie der Atem eines Vulkans“, bemerkte der Boa nachdenklich und sog die Luft durch die Nase ein. „Legt euch hin und ruht euch aus. Tigival und ich werden die Augen offenhalten“, sagte er dann zu Chorenia und Vilian. Die beiden begaben sich daraufhin zu ihrem Nachtlager und wickelten sich in ihre Decken ein. Doch von Schlaf konnte bei ihnen nun keine Rede mehr sein. Weder der junge Kaiser noch seine Gefährtin konnten ihre Augen zumachen.

Der Rest der Nacht verlief jedoch ohne Ereignisse und der folgende Tag war wieder sonnig und warm, wenn

auch weiterhin seltsam dunstig in diesem Tal. Die Gemeinschaft durchwanderte es den ganzen Tag unbehelligt. Nur die großen, schwarzen Vögel begleiteten sie wieder, ansonsten trafen sie auf kein anderes Wesen – weder Drache noch sonst irgendetwas Feindliches. Nach Ehrenreichs Aussage würden sie am nächsten Tag das Tal über eine bewaldete Bergkette mit dem Namen „Königskrone“ verlassen und hätten damit dann auch den Hauptteil der Wälder von Thune hinter sich gelassen. Allerdings wartete dann noch ein beschwerlicher Aufstieg in das Gebirge auf sie, wie der Veromane erwähnte. Doch so weit war es nun noch nicht und sie suchten sich für das Ende dieses Tages einen geeigneten Lagerplatz an dem kleinen Bach, der hier noch immer durch die Mitte des Tals floss.

Die Gefährten berieten sich ihr Abendmahl und unterhielten sich dann angeregt und heiter bis in die späten Abendstunden. Es wurde im Lauf der Zeit wieder kühler und auch noch etwas dunstiger. Als der Mond am Himmel über dem Tal aufging und zu sehen war, hatte er sich wieder rötlich verfärbt.

„Er sieht aus wie die Sonne im Rauchdunst eines Waldbrandes“, bemerkte Ehrenreich.

„Irgendwie riecht es hier auch verbrannt, wenn meine Nase mich nicht täuscht“, sagte Rorrah.

„Das wird doch nur unser Lagerfeuer sein“, vermutete Chorenia.

„Nein, Rorrah hat Recht, es riecht verbrannt“, antwortete Torok. „Und der Geruch wird stärker.“

„Merkwürdig, es ist nirgendwo ein Feuerschein zu sehen, der auf einen Brand ...“, sagte Vilian und stockte mitten im Satz, denn er bemerkte eine Reaktion von Achtelon, welches er an seiner Seite trug und das sich

durch starkes Vibrieren und Wärme bemerkbar machte. Der junge Mann ahnte, dass Gefahr drohte und zog die Klinge aus der Scheide. Wie er befürchtet hatte, leuchtete das Schwert hell. Die Gefährten wussten ebenfalls, was das zu bedeuten hatten und sprangen auf, wobei sie ihre Waffen zückten.

Im selben Moment schien die Hölle über ihnen loszubrechen. Ein unerträglich lautes Gebrüll erschall über ihnen, gefolgt von einem sengend heißen Feuerstrahl, der jene Stelle traf, an der Torok und Ehrenreich eben noch gegessen hatten. Dicht über den Köpfen der Gefährten flog ein dunkler Schatten und brüllte erneut so laut, dass sie sich die Ohren zuhalten mussten.

Der Drache besaß etwa die doppelte Größe eines Cerah. Seine Flügel spannten sich über gut fünf Mannlängen. Sein Kopf war riesig und mit zahlreichen Hornauswüchsen und einem Panzerkragen versehen. Der lange Schwanz besaß einen doppelten Dornfortsatz, mit dem das Tier – noch immer über dem Lagerplatz fliegend – nach den Gefährten schlug und dabei beinahe auch Rorrah getroffen hätte. Der Dwane rettete sich im letzten Moment mit einem weiten Hechtsprung, dem man ihm überhaupt nicht zugetraut hätte.

Nach dem ersten lähmenden Schreck wuchs nun jeder aus der Gemeinschaft über sich hinaus. Tigival schoss blitzschnell einige Pfeile auf den Drachen ab, wobei dessen dicke Haut die Spitzen jedoch zumeist an sich abprallen ließ. Vilian hatte mit seiner Waffe mehr Erfolg, denn Achtelon trennte einen der Dornfortsätze ab, als der junge Kaiser einen der Schwanzschläge des Drachen parierte. Dunkles Blut spritzte umher und das Tier stieg brüllend in die Luft empor.

„Hinüber auf die Ostseite des Tals“, rief Torok. „Vielleicht finden an der Felswand mehr Schutz.“

Sofort liefen die Gefährten zusammen in die angegebene Richtung los. Zumindest hatten sie so eine Chance, sich am Felsen einen Unterschlupf zu suchen und vor den Blicken des Drachen zu verstecken. Aber ihre Hoffnung, dass sich das feindselige Tier durch den Schwerthieb Vilians vertreiben ließ, zerstob leider recht schnell. Noch während sie liefen, waren bereits dicht hinter ihnen wieder die Flügelschläge und das Brüllen des Drachen zu hören. Er hatte Schwung geholt und flog nun dicht über dem Boden hinter ihnen her. Rasend schnell näherte sich das riesige Wesen und öffnete dabei ein zahnbewehrtes Maul. Es stieß einen Feuerstrahl aus, der beinahe ebenso lang wie der Drache selbst war und die Gemeinschaft erreichte.

Die Gefährten stoben auseinander und warfen sich flach auf den Boden, während die Flammen über sie hinwegfegten und Haut und Haar ansengten. Der Drache drehte kurz vor der Felswand ab, machte eine Kehrtwende und kam dann erneut auf sie zugeflogen. Schon öffnete er sein Maul für den nächsten Feuerstoß, der sie dann mit Sicherheit gezielter treffen würde. Sie waren dem wütenden Tier nun schutzlos ausgeliefert. Die Felswand war noch zu weit weg und es gab keine Möglichkeit, Deckung zu suchen.

„Vilian, das Ei“, schrie Torok dem jungen Mann zu. „Das Ei des Maar.“

Vilian war für einen Augenblick wie gelähmt, als wüsste er nicht, was Torok meinte. Doch dann fiel ihm das Geschenk der Elfenkönigin wieder ein. Es war der richtige Moment, denn es gab keinen anderen Ausweg mehr für die Gemeinschaft. Der junge Mann griff in

den Beutel, holte das immer noch schillernde Gebilde heraus und warf es kurzerhand auf den Boden. Vilian hoffte dabei, dass er alles richtig machte und dass es auch wirklich half, ansonsten waren sie verloren.

Der Drache war bereits nahe herangekommen und öffnete schon sein Maul, um erneut einen seiner verheerenden Feuerstöße auf die Gefährten loszulassen.

„Hilf uns.“ Vilian schrie die Worte mit aller Kraft heraus. Dem zerbrochenen Ei entstieg plötzlich ein feuerroter Rauch, der sich in unglaublicher Geschwindigkeit ausbreitete und nach oben stieg. Unfassbar für die Gefährten entwickelte sich vor ihren Augen ein zweiter, noch viel größerer Drache, der seine gewaltigen Schwingen ausbreitete und sich dem anderen Tier drohend entgegenstellte. Ein unglaublich lautes Gebrüll, gegen das die Laute des ersten Drachen wie müdes Krächzen wirkten, donnerte durch das Tal und ließ alles erzittern.

Das Tier, welches die Gefährten angriff, überschlug sich fast im Flug und ergriff dann voller Panik die Flucht. Im gleichen Moment löste sich der scheinbare zweite Drache ebenso schnell wie er entstanden war wieder in Luft auf. Nichts blieb mehr von ihm übrig, selbst das zerbrochene Ei zerfiel zu Staub und wurde vom Wind verweht.

„Schnell, fort von der freien Fläche. Wer weiß, wie lange sich der echte Drache täuschen lässt“, rief Torok den anderen Mitgliedern der Gemeinschaft zu. Sie alle standen unter dem Schock des eben Erlebten, dennoch rafften sie sich nun schleunigst auf und liefen gemeinsam zu der Felswand hinüber. Im Schatten des steil aufragenden und mit vielen Vorsprüngen versehenen Felsens konnten sie sich zumindest besser verbergen.

Schon hörten sie in der Ferne wieder den Schrei des echten Drachen, der sich offenbar von seinem eigenen Schreck erholt hatte und jetzt umso wütender angreifen würde. So dicht wie nur möglich krochen sie an der Felswand entlang und behielten dabei immer den Himmel im Auge. Sie mussten eine Stelle finden, an der sie sich verbergen konnten, denn noch einmal half ihnen kein Elfenzauber mehr.

„Hierher, schnell“, rief Chorenia. Sie war vorausgeeilt und hatte offensichtlich etwas gefunden. Sie lag auf dem Bauch und blickte in einen Felsspalt hinein, der gerade hoch genug war, um auf allen Vieren hineinzukriechen. Die Panik vor dem Drachen war in diesem Moment größer als die Angst vor dem Unbekannten und der Dunkelheit, also zwängte sich die junge Frau ohne weitere Überlegung hinein. Zu ihrer Überraschung wurde der niedrige Spalt innen schnell größer, so dass sie sich aufrichten konnte. Es war jedoch absolut finster hier drinnen, nur das spärliche Dämmerlicht von draußen schimmerte einige Handspannen hinein.

„Chorenia?“ hörte sie Vilian von draußen rufen.

„Hier drinnen, Vilian. Kommt schnell hinein, man kann hier stehen und ...“ Plötzlich verlor die junge Frau den Halt unter den Füßen und stürzte in die Finsternis. Vilian hörte ihren Schrei und kroch so schnell wie er konnte ebenfalls hinein. Die anderen Gefährten folgten ihm sofort, denn der Drache war bereits wieder im Anflug und suchte sie mit seinen scharfen Augen.

Vilian rief nach Chorenia und wollte in die Dunkelheit laufen, doch Torok, dessen Augen hier drinnen weiß leuchteten, hielt ihn zurück. „Vorsicht“, sagte er. „Ei-

nen Schritt weiter geht es abwärts.“ Der Boa konnte trotz der Finsternis noch gut sehen und bemerkte recht schnell, dass der scheinbar kleine Spalt in Wahrheit der Beginn einer Höhle war, in der es stufenweise in die Tiefe ging.

„Vilian?“, hörte man plötzlich Chorenia von weiter unten rufen.

„Chorenia, geht es dir gut?“, fragte der junge Mann besorgt.

„Ja ..., ich bin nicht verletzt. Doch passt auf, dort wo ihr steht, geht es gleich abwärts. Ich bin gefallen, aber zum Glück nicht sehr tief. Doch jetzt wage ich keinen Schritt mehr.“

„Warte, wir kommen zu dir“, rief Torok der jungen Frau zu, die auf einer Stufe, etwa eine Mannlänge unter ihnen stand. „Beweg dich nicht“, ergänzte er, denn er konnte erkennen, dass es dicht hinter Chorenia noch weiter abwärts ging. Plötzlich durchbrach ein helles, grünes Licht die Dunkelheit. Rorrah hatte eines seiner Dwanenlichter hervorgeholt und reichte noch ein weiteres an Vilian, so dass nun alle etwas sehen konnten.

„Ein Hoch auf die Dwanen und ihre Lichter, die auch die tiefste Finsternis erhellen“, sagte Tiguväl fröhlich.

„Ich dachte mir, dass ich sie irgendwann einmal brauchen würde, wenn wir eine Höhle aufsuchen. Und dass es ein Jammer wäre, sie dann nicht sehen zu können“, antwortete der Dwane. „Diese hier ist mir zudem besonders willkommen, weil sie uns vor unserem erbosten Freund dort draußen bewahrt“, ergänzte er. Wie auf Zuruf konnte man plötzlich von draußen ein wütendes Schnauben und Knurren vernehmen,

gefolgt von schabenden Geräuschen großer Krallen, die über das Gestein kratzten.

„Er hat uns noch nicht aufgegeben“, bemerkte Torok sarkastisch. „Ziehen wir uns lieber etwas weiter zurück und schauen, wie weit diese Höhle hineinreicht.“ Sie kletterten auf die Stufe hinab, auf der Chorenia auf sie wartete. Im Schein der Dwanenlichter konnten sie erkennen, dass es weiterhin stufenförmig hinab in die Tiefe ging, aus der das Rauschen eines unterirdischen Flusses zu ihnen hinaufdrang. Sie mussten sich rechts halten und konnten so von einer Felsterrasse zur nächst unteren klettern. Die Stufen lagen zumeist nicht weiter als eine Körperlänge auseinander, so dass sie relativ bequem und sicher hinabzusteigen waren. Das Wasserrauschen wurde dabei stets lauter und nach einer halben Stunde des Abstiegs erreichten die Gefährten den unterirdischen Fluss, der im Licht der Dwanenlampen an ihnen vorüberfloss.

Er war, soweit man erkennen konnte, etwa 50 Schritte breit und an der Stelle, an der sie standen nicht mehr als knietief, wie Vilian durch einen Probestich mit seiner Schwertklinge feststellte. Die Gemeinschaft stand nun vor der Entscheidung, welchen Weg sie nehmen sollten. Zurück nach oben in der Hoffnung, dass der Drache am Tag nicht auf sie wartete, oder versuchen, diesem Fluss zu folgen, der nach Meinung von Ehrenreich – aber auch von Rorrah – irgendwo jenseits des Gebirgszuges wieder austrat.

„Es ist derselbe Fluss, der einst das Tal über uns geformt hat, und er wird in die gleiche Richtung, nämlich nach Nordosten fließen“, vermutete der Veromane und deutete in die Dunkelheit.

Der Dwane stimmte ihm zu: „Es gibt einen zweiten Ausgang aus dieser Höhle, dafür würde ich den Bart meines Großvaters in glühende Kohlen legen. Dwane irren sich in dieser Hinsicht niemals. Außerdem habe ich noch genügend Lichter bei mir, um das zu erkunden.“

„Gut“, sagte Vilian, „auch ich würde diesen Weg versuchen. Nichts zieht mich wieder nach oben, solange dieses Untier noch auf uns lauern könnte“, bemerkte er mit Schauern.

„Folgen wir also diesem Fluss“, sagte Torok und deutete in die Richtung, in die das Wasser floss. Rechts und links des Gewässers zogen sich begehbare Rinnen entlang, die das Wasser in früheren Zeiten gegraben hatte. Auf diese Weise konnten sie dem Lauf auf bequeme Weise folgen und durchwanderten den Rest des Drachentals nun unterirdisch.

Nach einiger Zeit bemerkten sie, dass sich das Wasser immer schneller bewegte. Es bildeten sich Schaumkronen auf den Wellenspitzen und Gischt spritzte empor, welche die Gesichter der Gefährten nässte. Lautes Rauschen in der Ferne deutete auf einen Wasserfall hin. Es musste also noch weiter hinab gehen. Schon bald erreichten sie tatsächlich eine Stelle, an der sich der Fluss über einen Wasserfall in die Tiefe stürzte. Sie trauten ihren Augen kaum als sie sahen, was vor ihnen lag. Es war eine riesengroße, beinahe kreisrunde Höhle mit einer wie in einem Dom gewölbten Felsendecke. In der Mitte dieser Kuppel aus Stein gähnte hoch oben eine Öffnung wie bei einem Kaminabzug, durch die das erste dämmerige Tageslicht hindurchschimmerte und auf ein Seebecken mit dunkelgrünem Wasser schien. Rings um dieses Becken zog sich eine

Felsenkante wie eine Empore entlang, die jedoch vom Standort der Gemeinschaft aus nicht zu erreichen war. „Also, wie es aussieht, wird unser kleiner Ausflug in die Unterwelt nun auch noch sehr nass für uns“, stellte Torok schief lächelnd fest. „Hinein in das Wasser oder wieder zurück. Ist jemand unter uns, der des Schwimmens nicht mächtig ist?“, fragte er vorsichtshalber.

„Hm ...“, räusperte Rorrah sich. „Ich, äh ... hatte leider nie die Gelegenheit ..., das Schwimmen so zu lernen, wie äh ...“, druckste der Dwane herum.

„Es ist nicht sehr weit bis an das jenseitige Ufer“, stellte Tigival fest. „Wenn du mir vertraust, dann schwimme ich mit dir gemeinsam hinüber und passe auf dich auf, mein Freund.“

„Du würdest mich ... ähem, tragen?“

„Ich halte dich über Wasser“, antwortete der Alve zuversichtlich.

„Nun gut, ich vertraue dir mein Leben an. Ich hoffe, du unterschätzt nicht das Gewicht eine Dwanen, Herr Alve“, bemerkte Rorrah skeptisch.

„Dann lasst uns ein frühmorgendliches Bad nehmen“, sagte Torok. „Wer möchte den Anfang machen?“

„Ich“, antwortete Vilian. Einem kurzen Blick den Wasserfall hinab folgte sein beherzter Sprung in das Becken, das zum Glück tief genug war. Der junge Mann tauchte in das Wasser ein und kam einige Meter vom Wasserfall entfernt wieder an die Oberfläche. Das Wasser war äußerst kühl, aber die Schwimmbewegungen wärmten ihn schnell. Es folgten Chorenia, Ehrenreich und Torok. Danach sprang Tigival zusammen mit einem eher verzweifelt dreinblickenden Dwanen in die Fluten. Der Alve zog seinen Freund hoch, legte ihn auf den Rücken und hielt Rorrahs Kopf und

Oberkörper über dem Wasser. Gemeinsam schwammen die Gefährten nun hinüber zu dem felsigen Ufer auf der anderen Seite des Beckens. Dort gab es eine Art Grotte, durch die das Wasser wieder abzufließen schien; die Fortsetzung des Flusslaufes, wie sie hofften.

Etwa in der Mitte des Beckens stutzte Vilian, denn er entdeckte etwas im Wasser vor ihnen, das ihnen entgegenschwamm.

Auch Ehrenreich sah es und deutete darauf. „Was ist das?“ fragte er misstrauisch.

„Ich weiß es nicht, aber es gefällt mir auch nicht“, antwortete der junge Kaiser.

„Beeilt euch, es kommen noch mehr davon hinter uns“, zischte Torok, der dicht hinter ihnen schwamm und einige Schatten hinter und auch unter ihnen bemerkt hatte, die schnell näherkamen.

„Was ist los, stimmt etwas nicht?“, fragte Rorrah. „Macht mir keine Angst, ich bin diesem Alven hier hilflos ausgeliefert.“

Plötzlich tauchte hinter ihm und Tiguval der hässliche Kopf eines Drachen aus dem Wasser auf. Er war bedeutend kleiner, aber ansonsten das genaue Abbild des riesigen Tieres, vor dem sie in die Höhle geflohen waren. Das Wesen fauchte wild und schnappte nach dem Dwanen. Doch Rorrah reagierte nach einem Moment des Schreckens und hieb dem Tier mit voller Wucht seine Rundaxt in den Schädel, während Tiguval ihn weiterzog. Der kleine Drache ächzte noch einmal und versank dann mit klaffender Wunde im Wasser.

„Vorsicht, sie kommen von allen Seiten“, hörte man Torok rufen. In der Tat schossen mehrere der Drachen

aus dem Wasser und griffen die Schwimmer an. Vilian griff nach seinem Schwert und stach nach einem der Wesen, das direkt neben ihm auftauchte. Torok köpfte einen weiteren Drachen, der es auf ihn abgesehen hatte.

Chorenia schrie plötzlich auf und wurde dann abrupt unter Wasser gezogen. Sie spürte kräftige, krallenbewehrte Hände, die ihre Beine ergriffen und sie weiter in die Tiefe zogen. Instinktiv zog sie eines ihrer Langmesser aus dem Gürtel und stach voller Panik nach unten. Sie traf auf einen Widerstand und wurde daraufhin tatsächlich losgelassen. Wieder packte sie etwas und zog sie jedoch diesmal hinauf. Prustend und gierig nach Luft schnappend kam sie an die Oberfläche und sah in Vilians Gesicht, der sie hochgezogen hatte.

„Geht es dir gut?“, fragte er ebenfalls atemlos. Sie nickte zur Antwort

„Schnell raus aus dem Wasser.“ Es war Torok, der ihnen diese Worte zurief. Er und Ehrenreich hatten das Ufer bereits erreicht und halfen Tigual und Rorrah hinaus.

Chorenia und Vilian schwammen so schnell sie konnten, denn sie bemerkten eine ganze Anzahl weiterer Drachen, die hinter ihnen her waren. Endlich schlugen ihre Hände an dem Felsen an und sie wurden von ihren Gefährten herausgezogen. Gerade noch rechtzeitig verließ Chorenia das Wasser, denn dicht hinter ihr tauchte eines der feindseligen Wesen auf und schnappte nach ihr. Ein blitzschnell durch Tigual abgeschossener Pfeil traf des Drachen direkt in eines seiner Augen. Kreischend und um sich schlagend tauchte das Wesen wieder unter.

Doch die Gefahr war für die Gefährten damit noch nicht gebannt, denn auch die anderen Drachen kamen schnell näher. Zwei, drei, vier von ihnen sprangen gleichzeitig mit gewaltigen Sätzen an das Ufer und kamen fauchend heran. Sie sahen tatsächlich genauso aus wie der große Drache – nur besaßen diese Jungtiere in etwa die Größe eines erwachsenen Menschen und hatten offenbar noch keine ausgebildeten Flügel. Alles andere an ihnen war jedoch nicht minder gefährlich und sie griffen weiter an. Die Mitglieder der Gemeinschaft schwangen ihre Waffen und schlugen die aggressiven Tiere zurück, doch es wurden immer mehr. Blitzschnell und äußerst geschickt schlängelten sie sich durch das Wasser und sprangen in großer Zahl an das Ufer. Die Gefährten konnten sich trotz aller Kampfkraft ihrer kaum noch erwehren.

Plötzlich hallte zum Entsetzen der Gemeinschaft der Schrei des großen Drachen durch ein Echo vielfach verstärkt durch die Höhle und das dämmerige Licht, das durch den Kamin schimmerte, verdunkelte sich. So schnell sie erschienen waren, verschwanden die Jungdrachen wieder im Wasser, als fürchteten auch sie das große Tier. Der Drache stürzte sich mit ausgebreiteten Flügeln hinab. Er griff die Gefährten aber nicht direkt an, sondern tauchte mit einer gewaltigen Fontaine in das Wasser ein.

Der riesige Schatten des Tieres zeichnete sich unter der Oberfläche ab und kam näher. Dann tauchten der Kopf und ein Teil des schuppigen Oberkörpers direkt vor der Gemeinschaft auf. Der Drache fauchte und schien regelrecht hämisch zu grinsen, als er die Gruppe der kleinen, hilflosen und in die Ecke gedrängten Wesen vor sich sah. Die tellergroßen, schwarz-gelben

Augen musterten jeden aus der Gemeinschaft. Dicht aneinandergedrängt standen sie auf der schmalen Felsenzunge und blickten ihrem Ende entgegen, wie es aussah. Es gab keinen Ausweg mehr für sie, denn der Abfluss durch die Grotte hinter ihnen war so niedrig, dass sie nur schwimmend und tauchend hindurchgelangen konnten – doch dazu würde ihnen der Drache keine Gelegenheit mehr geben.

Noch immer fixierte das Untier sie und wartete scheinbar nur auf eine Reaktion oder Bewegung von ihnen. Sein Atem ging laut und rasselnd und wehte ihnen heiß und furchtbar stinkend entgegen. Vilian spürte, wie Achtelon an seiner Seite regelrecht glühte. Das Schwert reagierte auf seine ihm ganz eigene Weise auf die Gefahr. Ein starkes Leuchten drang aus der ledernen Scheide und blendete den jungen Mann. Es dauerte einen Moment, bis er endlich begriff. Er nahm all seinen Mut zusammen und zog die Waffe. Sofort verbreitete sich ein blendendes Licht und strahlte dem Drachen entgegen. Das Tier schrie tatsächlich erschrocken auf und wandte sich von dem Licht ab, welches ihm offensichtlich Schmerzen bereitete.

„Jetzt gilt es. In den Fluss hinein, wir müssen hindurchtauchen“, rief Torok. „Rorrah, schnell, gib mir deine Dwanenlichter, ich tauche voran.“

Der Dwane kam der Aufforderung rasch nach und warf dem Boa zwei der Lichter zu. Die Gemeinschaft wich so schnell es ging zurück und einer nach dem anderen stieg in das Wasser.

„Hoffen wir, dass wir hindurchkommen“, rief Ehrenreich Torok zu, dem er folgte, während Vilian noch immer den Drachen in Schach hielt.

„Beeilt euch. Ich weiß nicht, wie lange das noch funktioniert“, flehte Vilian und folgte seinen Gefährten vorsichtig rückwärtsgehend.

„Jetzt kann ich dich nicht mehr über Wasser halten, mein Freund“, sagte Tigual zu Rorrah. „Hol tief Luft und häng dich an meine Beine. Aber lass nicht los.“

„Bestimmt nicht“, brummte der Dwane und atmete noch einmal so tief er konnte ein, bevor er zusammen mit dem Alven im dunklen Wasser abtauchte.

„Vilian, komm“, rief Chorenia, die als letzte übrigblieb.

Der junge Mann drehte sich schnell um und rannte die letzten Schritte bis zur Grotte. Chorenia verschwand ebenfalls und er folgte ihr mit einem beherzten Sprung, bei dem auch er noch einmal tief Luft holte und dann in das Wasser eintauchte.

Sowie das schmerzende, grelle Licht verschwunden war, schoss der Drache wieder vor und versuchte die gerade entkommende Beute doch noch zu packen. Fauchend schnappte er nach Vilian und verfehlte dessen Bein nur um wenige Handspannen. Wütend brüllte das Tier auf und sandte dem jungen Mann einen gewaltigen Feuerstrahl hinterher, der sich sogar noch unter Wasser fortsetzte.

Vilian spürte die gewaltige Hitze hinter sich und machte noch kräftigere Schwimmstöße, um schneller voranzukommen. Er tauchte durch eine schmale, dunkle Felsenröhre hindurch und bekam langsam Angst. Was war, wenn sie noch enger wurde und sie alle hier drinnen ertranken? Hatte Torok diesmal zuviel riskiert und führte sie in den Tod? Eines der grün leuchtenden Dwanenlichter, welches der Boa auf den Grund gelegt hatte, leitete die Schwimmer weiter.

Vilian spürte die Wellen, die Chorenia vor ihm verursachte. Auch sie strampelte wild und schien in Panik zu geraten. Die Luft wurde ständig knapper und der quälende Druck in der Brust wurde mit jeder Schwimmbewegung immer unerträglicher. Das zweite Licht war zu sehen und schien wie ein Hoffnungszeichen in diesem Moment des Überlebenskampfes zu sein. Dennoch schwanden Vilian langsam die Sinne und er war versucht, seine hektischen Bewegungen einfach aufzugeben und sich ins Nichts treiben zu lassen.

Doch plötzlich sah er den hellen Schein in vielleicht zehn Mannlängen Entfernung – Tageslicht. Genau wie Chorenia vor ihm sammelte er noch einmal all seine verbliebene Kraft und seinen Lebenswillen zusammen und tauchte dem rettenden Ausgang entgegen. Kurz bevor sie beide ihr Ziel mit allerletzter Kraft erreicht hatten, packte sie jemand und zog sie aus dem Wasser heraus. Gierig und der Ohnmacht nahe, schnappten sie nach Luft und legten sich am Ufer des Flusses, der hier wieder aus der Höhle heraustrat und sich seinen Weg durch eine von bewaldeten Hängen flankierte Schlucht bahnte, auf den Rücken. Wie lange sie einfach nur dalagen und die Luft in sich einsogen, wussten sie nicht. Doch als sie wieder einigermaßen zur Besinnung gekommen waren und sich umblickten, erkannten sie, dass es den anderen Mitgliedern der Gemeinschaft ebenso ergangen war. Ehrenreich und Rorrah lagen ebenfalls am Boden und wurden von Tiguval betreut, während Torok am Rande des Ufers kniete, um sich zu erholen.

„Bei allen Göttern Aschtias, das war knapp. Verzeiht mir dieses riskante Wagnis“, sagte der Boa nach einer Weile.

„Wir hatten keine andere Wahl“, erwiderte Vilian noch immer atemlos. „Er hätte uns mit seinem Feuerstoß umgebracht.“

„Und wieder hat uns dein Schwert gerettet, Vilian“, stellte Torok fest. „Die Waffe besitzt eine große Magie.“

„Du bist ein würdiger Träger“, ergänzte Ehrenreich, der die Geschichte des verromanischen Schwertes und seine Herkunft schließlich kannte.

„Auf jeden Fall müsst ihr mich daran erinnern, dass ich künftig lieber auf Leute höre, die mich vor Drachen und sonstigen Untieren in dunklen Tälern warnen“, gab der Dwane in seiner humorvollen Art zum besten, so dass die Mitglieder der Gemeinschaft sogar wieder lachen konnten und der Erleichterung über das überlebte Abenteuer Platz schufen.

„Wie geht es nun weiter?“ fragte Vilian nach einer Weile.

„Lasst uns den Hang besteigen, dann kann ich die Richtung bestimmen“, antwortete Ehrenreich.

Nachdem sich nun alle wieder erholt hatten, stiegen sie die etwa fünfzig Mannlängen hinauf und bekamen oben einen guten Ausblick auf die Umgebung und den weiteren Weg. Das Gebirge, welches sie überqueren mussten, lag nun dicht vor ihnen – zumindest hatte es von hier den Anschein, als ob es zum Greifen nahe war. Sie hatten noch einige Anhöhen, wie die, auf der sie sich befanden zu besteigen, aber die Unterquerung der „Königskrone“ hatte ihnen deutlich Zeit und Weg eingespart; wenn auch nicht weniger Gefahr. Ihr Blick

schweifte über die Landschaft, die sich im Nordwesten zur Ebene des Welkenlandes – der Heimat von Vilians Ahnen Yard Tauris – absenkte. Die Wälder von Thune und deren Gefahren – aber auch deren Deckung vor feindlichen Blicken, lagen nun hinter der Gemeinschaft. Vor ihnen befand sich ein nicht weniger gefährlicher Weg und für Vilian eine immer noch unbekannte Aufgabe, von der keiner der Gefährten wusste, ob und wie sie gelöst werden konnte. Aber sie waren nicht gemeinsam so weit gekommen, um nun auf dem letzten Abschnitt zu verzagen; also machten sie sich wieder auf den Weg ...

Anfang und Ende

Deutlich blitzte der Hass in den schwarzen Augen der Angreifer auf, als sie auf die Gruppe der Menschen zu-stürmten und dabei ihre Waffen schwingen. Ludgard und seine Mitstreiter standen dicht beieinander und erwarteten den Ansturm der Feinde, die diesmal in der Überzahl und gut bewaffnet waren. Wie lange konnte man dieser Übermacht standhalten und die Flucht der befreiten Sklaven in die Berge absichern? Diese einzige Frage stellte sich der Mann aus Eisbruch in diesem Moment noch. Nur noch wenige Schritte, dann hatten die Carcarradoiden sie erreicht. Der Boden erzitterte unter den stampfenden Füßen und der rasselnde Atem der großen Wesen klang wie das Fau-chen von Raubtieren.

„Jetzt“, rief der Anführer des Widerstandes den Frauen und Männern seiner Gruppe zu und sie stoben auseinander, so dass der dichte Pulk der Feinde ins Leere lief und nun von zwei Seiten her angegriffen wurde. Schwerter klirrten aufeinander und wurden wütend immer wieder gegeneinandergeschlagen. Die flinken und aufeinander eingespielten Mitglieder der Widerstandsgruppe bekämpften die rohe Kraft der Gegner mit Geschick und Schnelligkeit und streckten einige der feindlichen Wesen nieder. Doch jede Frau und jeder Mann hatten es mit mindestens zwei oder gar mehr Gegnern zu tun und sehr schnell forderte diese Übermacht ihren Tribut.

Ludgard und Egerat kämpften Rücken an Rücken und gaben sich so gegenseitig Deckung. Plötzlich bemerkte der Anführer des Widerstandes jedoch, dass sein junger Freund zusammensackte und einen gepressten Schmerzensschrei von sich gab. Eine tiefe Wunde

klaffte in seinem Bauch und das Blut schoss in einem Schwall heraus.

„Nein ..., Egerat“, rief Ludgard verzweifelt. Hass und unbändige Wut stiegen wie Vulkanlava in ihm auf und er stürzte sich auf die beiden Wesen, gegen die sein Freund eben gekämpft und verloren hatte. Ohne im Geringsten auf sich selbst zu achten, schlug er mit beinahe unmenschlicher Kraft auf seine Gegner ein, die zurückweichen mussten und am Ende doch von ihm niedergemacht wurden.

Aber die unglaubliche Wut Ludgards war dadurch noch lange nicht gestillt. Mit einer an Wahnsinn grenzenden Heftigkeit stürzte er sich auf weitere Gegner, wo er sie nur erreichen konnte. Er schlug, hieb und trat wie im Rausch und schon bald mieden die Feinde ihn und flohen seine Nähe. Erst nach langen Momenten des Kampfes erwachte er inmitten von getöteten Feinden aus diesem Rausch und stützte sich schwer atmend auf sein Schwert. All seine Mühe und sein Kampfesmut hatten dennoch keinen Erfolg gebracht, denn die nach wie vor bestehende Übermacht der Gegner forderte ihren Blutzoll. Viele der Mitstreiter Ludgards hatten ihr Leben gelassen. Er sah die blutverschmierten Gesichter und die tiefen Wunden der Frauen und Männer seiner Gruppe, die zwischen den Kadavern der feindlichen Wesen am Boden lagen, ihre letzten Atemzüge machten oder bereits tot waren. Und er sah die Reste des Widerstandes sich verzweifelt wehrend und noch immer mutig kämpfend, obwohl der Ausgang dieser ungleichen Schlacht schon lange feststand.

Plötzlich tauchte Caroll neben ihm auf, der ebenfalls bei der Gruppe geblieben war. Der ehemalige Gefan-

gene aus dem Lager machte seltsamerweise keinen erschöpften Eindruck und schien auch nicht verwundet zu sein. Ludgard hatte keine Zeit gehabt, den Kampf jedes Einzelnen zu beobachten, aber Caroll sah so aus, als hätte er sich überhaupt nicht an der Schlacht beteiligt. Auch griff ihn keins der feindlichen Wesen an. Gerade wollte Ludgard ihn darauf ansprechen, als der andere Mann sich ihm zuwandte und mit einer ruckartigen Bewegung dicht an ihn herantrat. Ludgard verspürte einen stechenden Schmerz in seiner rechten Seite und rang nach Luft, während er mit verständnislosem Blick in Carolls Gesicht auf die Knie niedersank. „Euer Widerstand ist gescheitert“, zischte Caroll und zog das Messer, welches er Ludgard in die Seite gerammt hatte, mit einem Ruck hinaus.

„Was ..., warum ...?“, stammelte der Verwundete und versuchte, sich aufrecht zu halten, was ihm aber nicht gelang. Schwer atmend, stützte er sich auf seine Arme, die jedoch auch bald einknickten, so dass er auf das Gesicht fiel.

„Der Erhabene belohnt diejenigen, die ihm treu dienen. Ich habe nicht vor, für immer Sklave zu sein“, antwortete Caroll verächtlich. Im selben Moment trat einer der Carcarradoiden zu ihnen hin und blickte auf Ludgard. Dann holte er mit seinem Schwertarm aus, um den am Boden liegenden Mann endgültig zu töten und dem Widerstand ein Ende zu bereiten.

Ludgard schloss die Augen und gab auf. So sollte es also heute enden, wie er es vorhergesagt hatte. Er erwartete den letzten Hieb, ehe er in die unumkehrbare Dunkelheit und das ewige Vergessen versinken würde ..., doch stattdessen hörte er plötzlich das feindliche Wesen direkt vor sich röchelnd umfallen. Ein

Pfeil steckte im Nacken des Carcarradoiden, der am Boden noch ein-, zweimal zuckte und dann reglos liegen blieb. Weitere Feinde wurden durch Pfeile getroffen und plötzlich ertönten die Kampfschreie einer Frau und mehrerer Männer, die wie ein Sturm durch die Reihen der Feinde durchbrachen.

Ludgard glaubte zu träumen – hatte er schon zu viel Blut verloren und sah im Wahn Bilder, die gar nicht sein konnten? Wie durch einen Nebelschleier erkannte er eine Gruppe von Leuten, wie sie unterschiedlicher nicht sein konnten. Eine junge Frau und ein ebenso junger Mann kämpften Seite an Seite gegen die Feinde, wobei die Waffe des Mannes hell erstrahlte und dieses Licht auch auf ihn übergang. Ein kleiner, stämmiger Dwane und ein hochgewachsener Alve an seiner Seite wirbelten mit Axt, Bogen und Langmesser durch die verwirrten Gegner hindurch und ließen ihnen dabei keine Chance. Schließlich ragten noch ein kräftiger Veromane und ein beinahe riesenhafter, schwarzhäutiger Krieger heraus, vor denen die Feinde regelrecht flohen, denen sie jedoch ebenfalls nicht entkommen konnten.

Nur wenige Augenblicke dauerte diese unglaubliche Szenerie, dann war alles vorüber. Die Carcarradoiden, eben noch siegesgewiss gewesen, lagen verstreut auf der Erde. Nicht einer von ihnen hatte das so unerwartete Eingreifen von Vilian und seinen Gefährten überlebt. Während Ludgard nun endgültig bewusstlos wurde, kümmerten sich die Gefährten um die Überlebenden der Widerstandsgruppe. Nur fünf Leute – zwei Frauen und drei Männer – hatten den Angriff der Feinde überstanden. Erschöpft und der Ohnmacht nahe blickten sie die Mitglieder der Gemeinschaft mit

einer Mischung aus Verzweiflung und Verwunderung an. Vilian und die anderen redeten beruhigend auf sie ein und halfen ihnen zunächst, nach weiteren Verwundeten zu suchen. Außer bei Ludgard, der zum Glück wieder zu Bewusstsein kam, hatten sie jedoch keinen Erfolg. Alle anderen Frauen und Männer der Gruppe waren tot.

Vilian und Torok versorgten die Wunde des Anführers der Widerständler und stoppten die Blutung. „Er hat viel Blut verloren und muss ruhen“, bemerkte der Boa ernst.

„Wo ..., wo ist ... die ... dieser Ver ... Verräter?“, stöhnte Ludgard auf und krallte sich in Vilians Hemd fest, als wollte er etwas aufhalten.

„Was meint Ihr?“, fragte der junge Kaiser verwundert. „Ich nehme an, er meint jenen dort hinten“, antwortete Tiguvall und deutete auf eine Person, die zurück in Richtung Wald lief und schon ziemlich weit entfernt war. Caroll hatte sich von dem Kampfplatz durch das Gras weggerobbt, als er die sich verändernde Situation erkannt hatte. Nachdem er weit genug gekrochen war, hatte er sich erhoben und war fortgerannt.

„Was ist mit diesem Mann?“, wollte Vilian wissen.

„Dieser ..., dieser Schuft hat ... hat mich ...“, ächzte Ludgard und deutete auf seine verwundete Seite, konnte aber nicht weitersprechen, denn der Schmerz schnitt ihm die Luft ab.

„Er gehörte zu der Gefangenengruppe, die wir aus einem Lager befreit hatten“, erklärte einer der jungen Männer aus dem Widerstand. „Dieser Mann kam uns gleich so seltsam vor, denn er war weitaus besser genährt, als die anderen Sklaven. Jetzt wird er uns sicher beim Feind verraten, der feige Hund.“

„Noch kann ich ihn aufhalten“, bemerkte Tiguval und spannte seinen Bogen mit einem Pfeil auf der Sehne.

„Nein, lass ihn“, antwortete Torok. „Der Feind wird ohnehin bald wissen, dass wir hier sind, wenn seine Geschöpfe nicht zurückkehren. Kümmern wir uns um den Verwundeten. Habt ihr einen Ort, zu dem wir ihn bringen können?“ fragte der Boa die anderen Menschen.

„Ja, oben in den Bergen. Dort ist unsere Zuflucht“, nickte der junge Widerstandskämpfer. „Doch sagt uns bitte zuvor, wer ihr seid und wem wir diese so unerwartete Hilfe zu verdanken haben.“

Torok und die anderen Gefährten nickten und stellten sich den übriggebliebenen fünf jungen Leuten vor, ohne jedoch genaue Angaben über ihre Aufgabe und Vilians Herkunft zu machen. Dann bauten sie aus den Waffen der getöteten Carcarradoiden und einer Decke eine Trage für Ludgard und legten den nun wieder Bewusstlosen hinein, um ihn transportieren zu können. Nachdem sie anschließend die Leichen der getöteten Menschen und die Kadaver der Feinde auf zwei getrennte Haufen geschichtet und angezündet hatten, verließen sie alle gemeinsam diesen Ort des so verlustreichen Kampfes und gingen in die Berge, wo sie am späten Abend in dem geheimen Talkessel angelangten und auf die befreiten Sklaven und die übrigen Widerstandskämpfer des Siebentals stießen.

Es bedurfte vieler Erklärungen über die Vorkommnisse und die Ankunft Vilians und seiner Gefährten. Ebenso war die Trauer über den Verlust so vieler Freunde für die Menschen hier zu verarbeiten, bis sie für diesen Tag endlich zur Ruhe kamen. Auch die Mitglieder der Gemeinschaft konnten sich erst sehr spät

ausruhen und die Nacht war entsprechend kurz. Am nächsten Tag hatten sie jedoch etwas mehr Zeit und konnten sich genauer an diesem Ort in den Bergen umsehen. Die Widerstandskämpfer waren gut organisiert, wie die Gefährten fanden. Sie besaßen ausreichend Waffen und Lebensmittel – zudem hatten sie es sich in den Höhlen rund um den kleinen Bergsee gut eingerichtet und sie mit allem ausgestattet, die sie in ihren Streifzügen durch das Siebental gefunden hatten. Auch Medizin und Verbandszeug waren vorhanden, so dass Ludgard gut versorgt wurde und sich nach zwei kritischen Nächten, in denen er mit dem Tod rang, wieder erholte und rasch gesund wurde.

Mit den befreiten Sklaven aus dem Lager lebten nun noch etwa 150 Menschen hier an diesem Zufluchtsort. 150 von Tausenden, die einst das Siebental bewohnt hatten. Sie waren die letzten freien Menschen dieser Region und sie waren alle bereit, weiter zu kämpfen. Das sagte Ludgard den Gefährten, als er wieder wohl auf war und sie gemeinsam draußen vor den Wohnhöhlen beisammensaßen und sich bereiten.

„Was weiß die Welt außerhalb des Siebentals von diesen Bestien und ihrem Herrn?“, wollte der Anführer des Widerstandes von Vilian und seinen Begleitern wissen.

„Sie haben unsere Länder angegriffen und dabei auch Tharon zerstört“, erzählte der junge Kaiser. „Aber wir haben sie am Ende mit der gemeinsamen Kraft der Völker besiegt und zurückgeschlagen“, fuhr er fort.

„Und was macht eure Gemeinschaft nun hier im Siebental?“, wollte Ludgard wissen, da er bereits ahnte, dass hinter Vilian und seinen Gefährten etwas ganz Besonderes stecken musste.

„Ihr Herr ist noch nicht besiegt, er wird weiteres Unheil anrichten und Krieg über alle Länder bringen, wenn er nicht endlich aufgehalten wird“, antwortete Vilian. „Wir stellen uns ihm entgegen, dafür sind wir hier.“

„Wer seid ihr wirklich?“, fragte Ludgard verwundert. „Ich bin Vilian Tauris, Kaiser von Tharon. Dies sind die Mitglieder der Gemeinschaft des Schicksals.“

„Ihr ..., Ihr seid der Kaiser?“, stammelte Ludgard überrascht. „Aber, wo ist Eure Armee?“

„Wir sind willentlich ohne Armee gekommen. Der Feind lässt sich am Ende nicht mit einem großen Heer besiegen – ich muss mich ihm allein stellen“, antwortete Vilian.

„Das ist Wahnsinn“, entfuhr es Ludgard und auch die anderen Leute um sie herum raunten erschrocken miteinander. „Das böse Wesen in der Burgruine ist bereits dabei, eine neue Teufelei vorzubereiten“, erklärte der Anführer der Widerständler. „In der Tat ist ein Großteil seiner Armee verschwunden und Euer Bericht erklärt nun, wo sie geblieben ist. Doch ihr Herr nutzt seine finstere Magie, um sich eine neue Armee zu erschaffen. Ihr könnt Euch dem nicht allein stellen, er ist zu stark.“

„Ich will auch keinen offenen Kampf gegen ein ganzes Heer wagen, sondern direkt in seine Wohnstätte gelangen und ihm allein begegnen“, entgegnete Vilian mit fester Stimme.

„Ich hoffe Ihr wisst, was Ihr Euch damit auferlegt“, murmelte Ludgard halb skeptisch, halb den Mut Vilians anerkennend. „Wie wollt Ihr in die Burgruine gelangen?“, fragte er dann.

„Ich hatte gehofft, Ihr helft mir dabei“, antwortete Vilian lächelnd.

Der Anführer des Widerstandes senkte seinen Kopf und überlegte lange und intensiv, dann nickte er jedoch und blickte dem Kaiser in die Augen. „Wenn das wirklich Euer Weg sein soll, dann helfe ich Euch natürlich“, bemerkte er ernst. „Wann soll es geschehen?“ „Wir sollten uns bald auf den Weg machen, es tut sich etwas im Südwesten“, sagte Tiguval, dessen scharfe Augen die dunklen Wolken bemerkten, die über dem Zweikopf aufstiegen und neue Aktivitäten des Feindes andeuteten.

„So werde ich den morgigen Tag nutzen und früh aufbrechen“, antwortete Vilian.

„So werden wir zusammen gehen“, berichtigte Torok und legte dem jungen Mann die Hand auf die Schulter. Auch die anderen Mitglieder der Gemeinschaft schlossen sich dem sofort an und bekundeten, dass sie ihren Freund auf keinen Fall allein ziehen lassen würden.

„Ich fange langsam an zu verstehen“, nickte Ludgard und erklärte, dass er sich am kommenden Tag ebenfalls anschließen wollte.

Später am Abend saßen die Mitglieder der Gemeinschaft in einer der Wohnhöhlen zusammen und sprachen noch einmal über den kommenden Tag. Tiguval stand am Ausgang der kleinen Höhle und zog den Vorhang zurück. Inzwischen hatte es angefangen zu regnen, doch dieser Regen war eigenartig. Es roch verfault und ein schmieriger Dunst stieg aus den Pfützen auf.

„Der Regen ist böse, er kommt aus den dunklen Wolken, die über dem Berg aufgestiegen sind“, sagte der Alve düster.

„Ich werde morgen versuchen, dem ein Ende zu bereiten“, antwortete Vilian und blickte ebenfalls hinaus.

„Dies wird der letzte Abschnitt deiner Aufgabe sein. Weißt du nun, was du tun willst?“, fragte Torok leise.

„Ich stelle mich ihm.“ Vilians Stimme klang bei diesen Worten jedoch nicht so fest, wie er es eigentlich beabsichtigt hatte.

„Er ist noch immer sehr mächtig und seine Gedanken sind so finster, wie seine Erscheinung“, bemerkte der Boa, wobei deutliche Sorge mitklang.

Vilian wusste, dass sein ehemaliger Leibwächter ihm diese Aufgabe am liebsten abgenommen hätte - es aber nicht konnte. „Ich weiß, was er ist. Ich kenne all die alten Geschichten, die Vater mir seit meiner Kindheit immer eingetrichtert hat“, antwortete der junge Kaiser. „Auch die vom Sieg Yardoan Tauris' über die finstere Macht. Aber ich glaube, mein Ahne hat dabei einen Fehler gemacht, den ich nicht wiederholen werde.“

„Er dachte, er könnte seinen Gegner töten“, ergänzte Torok, Vilians Gedanken genau erratend. Der junge Mann nickte zur Antwort.

„Na das sind ja hervorragende Aussichten“, brummte Rorrah. „Dieses Wesen ist allmächtig, abgrundtief böse und man kann es nicht töten. Das ist doch ein Grund, sich sofort in seine Gastfreundschaft zu begeben.“

„Vilian weiß, was er tut - und wir werden ihm beistehen. Wenn nötig bis zum Ende“, sagte Tigual und alle Gefährten nickten. Die Worte des Alven waren

wie ein Schwur, den alle gemeinsam gaben – und sie waren ein Zeichen dafür, den morgigen Tag auf sich zukommen zu lassen, zu hoffen und nicht zu verzweifeln.

Sehr früh am Morgen brachen sie auf. Vilian, der kaum geschlafen hatte, war als erster aufgestanden um sich innerlich auf diesen Tag vorzubereiten – den schwersten, den er jemals in seinem Leben vor sich gehabt hatte. Schweigend standen auch seine Gefährten nacheinander auf, nahmen ihre Waffen an sich und folgten dem jungen Kaiser dann hinaus. Auch die Angehörigen der Widerstandsgruppe kamen nach und nach hinzu. Schließlich machte sich eine Schar von vielleicht hundert Leuten auf den Weg hinab ins Tal, um Vilian und seine Gefährten zu begleiten, jedoch ohne zu wissen, was diese Wanderung ihnen einbrachte. War dies der letzte Weg der wenigen freien Menschen des Siebentals?

Diese Frage stellte Ludgard sich, der durchaus die Bedeutung der Aufgabe der Gemeinschaft erkannt hatte. Er sah sich oft zu den sechs Gefährten um und studierte deren Gesichter. Sie schritten schweigend und in Gedanken versunken nebeneinander her, doch sie bildeten dabei eine so feste und miteinander vertraute Einheit, welche keine Macht der Welt auseinander zu bringen vermochte, wie es aussah. Vor allem die junge Frau war sichtlich mit dem jungen Kaiser verbunden und wenn sie beide dies hier überstünden, würde mit Sicherheit eine gemeinsame, glückliche Zukunft vor ihnen liegen, wie Ludgard bei sich dachte. Auch für sich und seine Frau wünschte und erhoffte er sich das. Als sie am Morgen losgezogen waren, hatte er sich noch einmal nach ihr umgesehen – und sie hatte ihm

zögerlich und schüchtern aber lächelnd zugewinkt. Diese eine Geste war wie ein Sonnenstrahl in tiefer Finsternis für den Anführer des Widerstandes gewesen und er schwor sich, zu überleben und wieder zurückzukehren.

Vilian war aufs Äußerste angespannt und musste ständig innerlich gegen die nagenden Zweifel ankämpfen, die sich in seine Gedanken hineinfräßen. Die dunklen Wolken und der noch immer andauernde Regen taten ihr Übriges zu seinem Gemütszustand dazu. Nur die Anwesenheit seiner Gefährten – ein aufmunternder Blick Toroks, eine zärtliche Hand Chorenias und die vertrauten Stimmen der anderen Mitglieder der Gemeinschaft – ließen ihn den Druck ertragen, der nun immer schwerer auf ihm lastete. Der felsige, beschwerliche Weg hinab ins Tal wollte kein Ende nehmen und der eigenartig schmierige und übelriechende Regen prasselte unaufhörlich auf sie herab. Doch endlich erreichten sie das Geröllfeld des ehemaligen Gletschers in der Nähe des zerstörten Dorfes Eisbruch und somit den Eingang in das Siebental. Düster erstreckte sich die schlammig-braune Ebene vor ihnen, wo sich ansonsten immer grünes, saftiges Gras im Wind bewegt hatte. Das Tageslicht blieb dämmerig und trüb und der aufgeweichte Boden erschwerte das Fortkommen. Mit gesenkten Köpfen und schweigendem Trotz gegen diese wahrhaft widrigen Umstände kämpfte sich die Gruppe quälend langsam voran.

Erst gegen Mittag waren in der Ferne die Silhouetten des Zweikopfes und des Waldsaumes zu erkennen. Doch aus diesem Grund stutze Tiguväl nicht, der plötzlich anhielt und seinen scharfen Blick Richtung

Südosten wandte. „Beim Licht der Alven ...“, entfuhr es ihm.

„Was siehst du?“, fragte Vilian ihn.

„Ich ... bin mir nicht ganz sicher“, antwortete der Alve zögernd. „Eine große Schar Feinde – ja, beinahe eine ganze Armee kommt uns entgegen. Es befinden sich seine unnatürlichen, boshaften Wesen darunter. Aber auch Menschen, viele Menschen, und sie bewegen sich eigenartig.“

Chorenia, Torok und Vilian blickten sich erschrocken an. Alle drei hatten denselben Gedanken. Hatte ihr Feind sich mit seiner Magie eine neue Armee, eine entsetzliche Armee des Schreckens geschaffen? Tiguals weitere Beschreibung ließ keinen Zweifel mehr offen und bald darauf konnten auch alle anderen die lange Reihe der schattigen Umrisse erkennen, die sich ihnen näherten.

„Eine Armee von Toten“, raunte Torok den Gefährten zu. „Er hat diese Monstren geschaffen, um die restlichen Menschen hier vollends zu entsetzen. Wir haben keine Chance gegen ihre hohe Zahl und müssen ihnen irgendwie ausweichen“, fuhr der Boa fort.

„Was ist los?“, fragte Ludgard.

„Die Feinde, die uns dort entgegenkommen, können von uns nicht besiegt werden – sie sind bereits tot.“ Toroks Gesichtsausdruck war düster bei dieser Erklärung.

„Was bedeutet das?“, wollte der Anführer des Widerstandes wissen, denn er verstand nicht; seinen Mitstreitern erging es sichtlich ebenso.

„Sie entstammen seinem bösen Schöpferwillen“, antwortete Torok und nickte in Richtung Zweikopf. „Wir haben gegen sie gekämpft und konnten uns kaum ge-

gen einen Einzigen von ihnen wehren. Dort kommen Hunderte.“

„Und dennoch müssen wir ihnen entgegentreten, es gibt keinen anderen Weg mehr für uns“, sagte Vilian bestimmend.

„Das ist Wahnsinn, Vilian, wir ...“, entgegnete Torok, doch der junge Kaiser ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen. Er zog sein Schwert Achtelon und die Klinge leuchtete dabei so stark wie ein Sonnenstrahl durch die Lücke einer ansonsten dichten Wolkendecke. Auch ein vibrierendes Summen war von der Waffe zu vernehmen. Beides trat auf ihren Besitzer über, der majestätisch im Schein des Schwertes erschien.

„Wir sind nicht allein“, sagte Vilian laut und vernehmlich. Als hätten nur noch diese Worte gefehlt, waren plötzlich die donnernden Hufschläge Hunderter Pferde und die nicht weniger lauten Tritte zweibeiniger Critta zu hören, die aus dem Nordwesten näherkamen. Entlang der Bergkette kam eine große Zahl Veromanen und mit ihnen offensichtlich Welken und Hochländer aus Kayhlien auf die Gruppe zugeritten.

„Bei allen Göttern, das sind Tornhart und mit ihm viele andere Häuptlinge aus dem Norden Veromaniens“, rief Ehrenreich ungläubig aus.

„Und mit ihnen kommen unsere Brüder aus dem Welkenland sowie die Männer aus dem Hochland“, ergänzte Tigual erfreut.

Kaum hatten sie diese Worte ausgesprochen, als die Reiterschar schon bei ihnen angelangt war und Halt machte. In der Tat führte Tornhart die Reiter an und sprang nun voller Freude von seinem Critta, um auf Ehrenreich und Vilian zuzulaufen. „Den Göttern sei

Dank, ihr lebt“, rief er froh aus und umarmte die Gefährten.

„Was macht ihr hier?“, fragte Ehrenreich noch immer voller Verwunderung.

„Verzeih mir – und auch Ihr, Herr Vilian – meine Entscheidung, euch doch noch zu folgen“, antwortete Tornhart. „Ich weiß, ihr wolltet heimlich und ohne Armee in dieses Land gelangen. Doch als ihr fortgegangen wart, dauerte es nicht lange und die Nachricht von Überfällen des Feindes auf Dörfer im Norden unseres Landes erreichten uns. Auch die Welken bemerkten Feinde an ihre Grenzen und so machten wir uns auf den Weg in den Norden, um unseren Brüdern zu helfen. Die war auch bitter nötig, denn die Horden des Bösen wüteten furchtbar in den Bergdörfern. Angeführt wurden sie von jenem widerlichen Wesen, das uns im Eichenkreis den Stein der Wahrheit gezeigt hatte. Wir stellten sie schließlich und erfuhren von der hässlichen Gestalt, dass ihr Herr schon auf euch wartete – er wusste, dass Ihr, Herr Vilian – mit Euren Gefährten zu ihm kommen würdet. Wir fürchteten, dass euch eine Falle gestellt werden sollte und entschlossen uns dazu, euch doch in das Siebental zu folgen. Dabei stießen wir auch auf die Welken und die Männer aus Kayhlien, die uns begleiteten. Ich hoffe, ihr verzeiht uns unseren Eigensinn“, schloss Tornhart seine Ausführungen.

„Das tun wir nur zu gern. Ihr alle kommt gerade zur rechten Zeit“, antwortete Vilian lächelnd. Doch dann wurde sein Gesicht wieder ernst, denn er blickte auf die breite Front der untoten Gegner, die inzwischen ziemlich dicht herangekommen waren. „Dort kommt ein schrecklicher Gegner auf uns zu“, sagte er und

deutete auf die Feinde. „Die, welche ihr dort seht, sind bereits tot und nur der böse Wille des Feindes hält sie am unnatürlichen Leben. Wir müssen ihre Front durchbrechen, um zum Hort ihres Herrn zu gelangen und dem ein Ende zu bereiten.“

Die Krieger blickten alle zu den sich nähernden Wesen herüber und bauten sich dann umgehend zu einer Angriffsformation auf, die von Tornhart geleitet werden sollte. Sie hatten etliche Lasttiere mit sich geführt, die sie nun von ihren Lasten befreiten und sie Vilian und seinen Gefährten anboten. Schnell verabredeten sie gemeinsam eine Strategie und bereiteten sich dann auf den Angriff vor. Tornhart und seine Männer sollten den Hauptteil anführen, während die Mitglieder der Gemeinschaft im Rücken des Angriffes den Durchbruch abwarten und dann zum Zweikopf eilen sollten. Die unheimlichen Gegner bildeten eine breite Doppelreihe sowohl menschlicher, als auch toter Körper der Carcarradoiden.

Je dichter sie herankamen, desto deutlicher war zu erkennen, um was für Wesen es sich handelte. Die Verwesung war bei vielen von ihnen weit fortgeschritten. Fleisch hing in Fetzen von den Körpern oder war so aufgedunsen, dass es seinen Besitzern ein beinahe lächerliches, absurdes Aussehen verlieh. Hier und dort fehlten Gliedmaßen oder waren die Körper mit etlichen tiefen Wunden übersät. Es war ein furchtbarer, schreckenserregender Anblick und die Kämpfer Tornharts wurden angesichts dieser Gegner nervös und unruhig. Selbst die Reittiere verspürten das drohende Böse und schnaubten und fauchten aufgeregt. Die Front der Feinde bewegte sich schnell und gewandt, als hätten sie das blühende Leben in sich. Es gab nun

kein Zurück mehr, Tornhart blickte noch einmal die Reihe seiner Reiter entlang und gab dann das Zeichen für den Angriff. Die große Schar setzte sich anfangs langsam in Bewegung, wurde dann rasch schneller und stürmte schließlich auf die Gegner zu.

Die anfängliche Keilformation der Reiter stob auseinander und die beiden breiten Linien stießen mit klirrenden Waffen aufeinander. Tornharts Männer versuchten ihre Feinde einfach umzureiten und deren Reihen damit zu durchbrechen, doch die unheimlichen Wesen ließen sich keinesfalls so einfach besiegen. Dort wo sie tatsächlich umgeritten wurden, erhoben sich die Körper einfach wieder und versuchten nun ihrerseits, die Reiter zu Fall zu bringen. Zudem hatte sich die zweite Reihe der Feinde etwas zurückfallen lassen, so dass sich die Veroamen und ihre Verbündeten nun plötzlich zwischen zwei Fronten wiederfanden.

Die lebenden Toten handelten also eindeutig strategisch und zwar durch den Willen ihres Herrn. Bogenschützen unter ihnen traten an beiden Fronten hervor und schossen auf die Reiter. Von beiden Seiten hagelte es Pfeile auf die Krieger Tornharts, die sich nun erst neuformieren mussten, um auf die Angriffe von vorn und hinten zu reagieren. Dort, wo die Reiter wieder an die Gegner herankamen, entwickelten sich Zweikämpfe. Doch die Menschen merkten schnell, dass sie ihre Feinde nicht so einfach besiegen konnten. Selbst die besten Schwertkämpfer unter ihnen hatten wenig Erfolg, weil sich die niedergestreckten Gegner einfach wieder erhoben und weiterkämpften, ohne Rücksicht auf sich selbst zu nehmen. Die Wesen schienen unbesiegbar zu sein – und es wurden immer mehr.

Am schlimmsten bei diesem Kampf war die Tatsache, dass sich die gefallenen Männer Tornharts ebenfalls wieder erhoben und ihre eigenen Brüder angriffen. Das Entsetzen unter den Veromanen, Hochländern und Welken nahm zu und sie wussten sich keinen Rat mehr, während sie immer enger in die Zange genommen wurden. Wieder waren es Vilian und seine Gefährten, die in der größten Not Hilfe und neuen Mut brachten. Der junge Kaiser ritt durch die Reihen. Achtelon leuchtete und trieb die Feinde schon allein durch die Erscheinung zurück.

„Haltet die Reihen, schlagt ihnen die Köpfe ab“, riefen Vilian und Torok den anderen Männern zu und machten es ihnen im Vorbeiritt vor, indem sie etliche der Gegner köpften. Die Männer erwachten wie aus einer Starre und nahmen den Kampf wieder auf indem sie den Rat Toroks und Vilians befolgten und endlich Erfolg hatten. Sie formierten sich neu und stürmten dann auf die beiden feindlichen Fronten zu und enthaupteten ihre Gegner reihenweise. Einige der Hochländer spielten eine wilde Angriffsmelodie auf ihre Sackpfeifen, während die wütend gewordenen Veromanen und die beinahe wie Alven strahlenden Welken auf ihren hochgewachsenen Pferden die Reihen der unheimlichen Wesen sprengten. Die Lücke im Verbund der Gegner wurde indessen so groß, dass Vilian und seine Gefährten hindurchschlüpfen konnten, um ihren Weg endlich fortzusetzen.

Ehrenreich ritt dicht an den jungen Kaiser heran und blieb auf einer Höhe mit ihm. „Reite nun voran, Vilian und folge deinem Schicksal. Ich selbst verbleibe hier und leite zusammen mit Tornhart den Kampf. Wir

binden die Feinde hier und halten dir den Rücken frei. Reite nun.“

Vilian sah dem Veromanen ins Gesicht und nickte dann. Die beiden Männer reichten sich am Rande des Schlachtfeldes die Hände und verabschiedeten sich voneinander. Der junge Mann wusste, dass Ehrenreich Recht hatte. Der Veromanenhäuptling musste mit seiner Erfahrung bei seinen Leuten bleiben und den Mut aufrechterhalten, denn diese Schlacht war noch lange nicht gewonnen. Der Kaiser trieb sein Tier an und ritt durch die entstandenen Lücken hindurch in südwestliche Richtung auf den Berg zu. Chorenia, Torok, Tigual und Rorrah folgten ihm sofort.

Die nun noch fünf Gefährten ritten in schnellem Galopp dem Wald entgegen und erreichten dessen Rand nach etwa einer Viertelstunde. Sie blickten sich noch einmal um und erkannten in der Ferne das Getümmel der hinter ihnen liegenden Schlacht, in die sie jetzt nicht mehr eingreifen konnten. Zu ihrem Erschrecken erkannten sie weitere Feinde, die sich aus südlicher Richtung auf das Schlachtfeld zu bewegten. Ehrenreich, Tornhart und ihre Leute bekamen es also mit noch mehr Gegnern zu tun.

„Es wird Zeit“, sagte Vilian gepresst und betrat den Wald. Der Pfad hinein war so schmal, dass die Gefährten ihre Pferde, Rorrah seinen Critta, zurücklassen und zu Fuß weitergehen mussten. Der Weg war einst von den Bewohnern Amlages angelegt worden, aber offensichtlich schon lange nicht mehr benutzt worden, denn dichtes Gestrüpp überwucherte ihn an vielen Stellen und behinderte die Gefährten. Nach einiger Zeit wurde der Pfad jedoch etwas breiter und bekam steinigen Grund, der hinab in ein Tal führte. Der Weg

schlängelte sich fortan südwestlich um den Zweikopf herum, dessen doppelte Spitzen von hier unten eigentlich schon zu sehen waren, nun aber verborgen in dunklen Wolken und dichtem Dunst lagen. Noch immer fiel der seltsam schmierige Regen herab und schien dabei alles zu verderben. Die Blätter der Bäume besaßen eine schmutzig-gelbe Farbe und verfaulten an den Ästen. Kein Tier, kein Vogel, nicht einmal Insekten waren hier mehr zu sehen oder zu hören – alles war wie ausgestorben. Eine unnatürliche Ruhe herrschte in dem Waldgebiet unterhalb des Berges. Torok hatte diese Reaktion der Natur auf das Böse bereits weiter oben auf dem Berg erlebt, als er das erste Mal hier gewesen war. Doch jetzt war der Verfall viel weiter fortgeschritten; das Land sah unheilbar krank aus.

„Die Bäume stöhnen unter der Vergiftung durch das Böse“, flüsterte Tiguval fassungslos. „Ich kann ihren langsamen Tod fühlen“, fügte der Alve traurig hinzu. „Ich glaube, sie stöhnen vor allem wegen des unerträglichen Gestankes“, bemerkte Rorrah missmutig. „Es riecht ... nach Feind“, rief er aus und zückte seine Dwanenaxt, denn er hatte eine Bewegung rechts von sich im Unterholz bemerkt.

Im nächsten Moment sprangen einige Carcarradoiden hervor, die hinter den Bäumen auf der Lauer gelegen hatten und sich nun auf die Gefährten stürzten. Sie kamen direkt hinter Tiguval und Rorrah heraus und griffen die beiden als erstes an. Doch die Axt des Dwanen und die Pfeile des Alven waren schneller, als die Angreifer es sich gedacht hatten und so lagen fünf, sechs, sieben von ihnen auf dem Boden, bis sie selbst dazu kamen, ihre Schwerter einzusetzen.

Die von den beiden Freunden niedergemachten Feinde erhoben sich allerdings nach einiger Zeit wieder und griffen erneut an. Tiguval und Rorrah schwingen ihre Waffen wie Windmühlenflügel, um sich gegen den immer heftigeren Angriff der lebenden und der toten Gegner zu wehren.

Chorenia, Vilian und Torok wollten ihnen zu Hilfe kommen, doch der Alve hielt sie zurück: „Schnell, geht weiter. Wir halten sie so lange wie möglich auf.“ Für einen Moment waren die drei Angerufenen unentschlossen und blickten sich fragend an.

„Geht!“, rief Tiguval erneut mit beinahe flehender Stimme und die drei übrigen Gefährten eilten endlich weiter. Sie liefen den Weg entlang, bis sie schließlich zu dem steilen Aufstieg gelangten, den Torok bereits einmal beschritten hatte. Die vormals von dichtem Wald, jetzt nur noch von toten Stümpfen flankierte Rampe führte direkt zur doppelten Spitze des Zweikopfes hinauf, zwischen der sich die Burgruine und somit die Wohnstätte des finsternen Feindes befand.

Sie begannen den Aufstieg und gerieten bald in einen dichten Nebel, der wie Leim in der Luft zu kleben schien und das Atmen erschwerte. Als sie noch weiter hinaufgelangten, konnten sie kaum noch die Hand vor Augen sehen. Der schmale Grat, auf dem sie sich befanden, besaß rechts und links steile Abhänge, so dass sie sich langsam und Schritt für Schritt vorantasten mussten. Es schien Stunden zu dauern, bis sie endlich bemerkten, dass der Boden nicht mehr so steil anstieg, sondern eben wurde und sich auch etwas verbreiterte. „Wir sind bald da. Die Ruine muss sich ganz in der Nähe befinden“, flüsterte Torok.

Vilian bemerkte inzwischen wieder das Vibrieren Achtelons an seiner Seite und als er das Schwert ein kleines Stück herauszog leuchtete die Klinge hell. „Oh ja“, nickte der junge Kaiser, „wir sind in der Tat ganz in seiner Nähe.“

„Wir müssen vorsichtig sein“, wisperte Chorenia. „Wenn dein Schwert ihn spüren kann, kann er es vielleicht auch spüren.“

„Er weiß bereits, dass ich hier bin“, antwortete Vilian düster.

Plötzlich fanden sie sich an einer hohen aber alten und stark verwitterten Mauer wieder, die von Spalten und Rissen geradezu übersät war. Sie hatten die Ruine endlich erreicht. Wie ein Ungetüm ragte sie undeutlich aus dem Nebel und schien die drei Gefährten mit ihrem abweisenden Äußeren zu drohen. Torok ging voran und tastete sich an der Südseite entlang, denn er konnte sich noch daran erinnern, dass sich auf dieser Seite das verfallene Tor befand. Leise und äußerst vorsichtig schlichen sie voran und versuchten dabei jeden Laut zu vermeiden.

Nach kurzer Zeit kamen sie an die Maueröffnung, in der ein verfaultes Holztor nur noch in einigen rostigen Scharnieren hing, der zweite Flügel fehlte ganz. Die drei heimlichen Gestalten verbargen sich am Rand und spähten vorsichtig in das Innere der Ruine hinein. Seltsamerweise herrschte im Innenhof klare Luft, der Nebel war dort drinnen wie abgeschnitten. Allerdings quoll er umso stärker aus dem oberen Teil eines halb verfallenen Turms auf der gegenüberliegenden Seite des Burghofes und stieg unaufhörlich in den ohnehin schon düsteren Himmel auf. Dieser Turm schien das Zentrum des Bösen zu sein, das hier herrschte - Vilian

spürte das regelrecht. Der gesamte Burgplatz war entvölkert. Einige verlassene und vom Sturm zerrissene Mannschaftszelte flatterten im Wind, ansonsten befand sich nichts mehr hier.

Gegenüber vor dem Turm standen jedoch sechs hochgewachsene Carcarradoiden in schwarzen Rüstungen und schwerbewaffnet unbeweglich wie Statuen, so dass man genauer hinsehen musste um festzustellen, dass sie durchaus lebten.

„An denen kommen wir nicht so einfach vorbei“, flüsterte Torok. „Das ist seine Elite.“

„Wir müssen sie irgendwie ablenken“, antwortete Vilian und überlegte, wie man das anstellen konnte.

Torok sah die Mauer empor und blickte dann Vilian an. „Ich werde das tun. Ich lenke die Wachen ab. Ihr müsst diesen letzten Weg allein gehen“, sagte er und legte Chorenia und Vilian die Hände auf die Schultern. Dann drehte er sich der Mauer zu und kletterte geschickt und schnell hinauf. Oben angekommen kroch er über die Mauerkrone und ließ sich auf den Wehrgang hinabgleiten. Dann schlich er zur Westseite der Ruine und erhob sich plötzlich. Blitzschnell schoss er einen Pfeil auf die Wachen und traf eine von ihnen in den Hals. „Heda, ihr verfluchten Bastarde, hier bin ich. Ich werde euch alle töten“, rief er wie ein Wahnsinniger zu den übrigen fünf Carcarradoiden herab.

Nach einem kurzen Moment der Verwirrung schossen auch sie Pfeile auf ihn ab, die ihn jedoch verfehlten, weil er sich wieder hinter der Mauerbrüstung verbarg. Ein höhnisches, schrilles Lachen war von ihm zu vernehmen – Torok spielte seine Rolle wirklich gut. Drei der fünf Gegner stürmten los, um über Leitern ebenfalls hinauf auf die Brüstung zu gelangen und den

Eindringling zu stellen. Die beiden anderen Wesen rührten sich allerdings nicht von der Stelle.

„Mit denen muss ich es jetzt allein aufnehmen. Bleib du bitte hier, Chorenia“, sagte Vilian eindringlich.

„Auf gar keinen Fall“, widersprach die junge Frau ihm und schüttelte dabei heftig den Kopf.

„Ich Sorge mich um dich“, versuchte er sie doch noch umzustimmen.

„Was denkst du, wie es mir ergeht, Liebster?“, erwiderte sie mit festem Blick in den Augen. „Wir gehen diesen Weg zusammen und sollten ihn bald gehen, sonst sind alle Opfer unserer Gefährten umsonst gewesen.“

Vilian wusste, dass jedes weitere Wort zwecklos war, also zog er Achtelon und trat dann offen in den Burghof ein. Als würden sie ihre besten Freunde besuchen, kamen Chorenia und er auf die beiden Wachen zu, die für einen Moment sichtlich verwirrt waren. Doch dann zogen auch sie ihre gewaltigen Waffen und traten Vilian und seiner Gefährtin entgegen. Die Waffe des Kaisers erstrahlte hell und blendete die beiden Carcarradoiden, so dass deren erste Hiebe daneben gingen.

Chorenia und Vilian griffen nun selbst an und schlugen schnell und nach vorn drängend auf die beiden Gegner ein. Chorenia stand Vilian an Kraft und Gewandtheit in nichts nach und drängte ihren Widersacher tatsächlich trotz dessen körperlicher Überlegenheit zurück. Wütend und flink schlug sie zu und verletzte ihren Gegner mit einem Streich am Arm, so dass dieser entsetzt und erschrocken zurückwich. Vilians leuchtende Waffe wirbelte wie ein Sonnenrad umher und brachte auch das zweite feindliche Wesen in Be-

drängnis. Es versuchte nach ihm zu treten und erhielt als Strafe einen tiefen Hieb ins Bein, der den Carcarradoiden zu Fall brachte. Vilian stieß dem Wesen die Klinge unterhalb des Helmansatzes in den Hals. Dann zog er die Waffe mit einem Ruck wieder heraus und schlug dem röchelnden Gegner mit einem letzten Streich den Kopf ab.

Im selben Moment hörte der junge Mann Chorenia aufschreien, die sich ihre linke Seite festhielt und zu Boden ging. Blut lief zwischen ihren Fingern hindurch und tropfte auf die Erde. Über ihr stand ihr Gegner und triumphierte, denn er wollte ihr mit einem letzten Stich das Leben herausbohren. Schon hob er sein Schwert mit nach unten gerichteter Spitze, um sie seinem Opfer in die Brust zu rammen.

„Nein“, schrie Vilian, hechtete mit einem gewaltigen Satz herüber und schlug die Waffe des Feindes im letzten Moment beiseite. Dann wirbelte er um die eigene Achse und schlug mit Ahtelon so kräftig auf die Mitte des Körpers seines Gegners, dass die Klinge einmal glatt durch ihn hindurchging und den wie erstarrt wirkenden Carcarradoiden durchtrennte. Der Oberkörper des Wesens rutschte langsam hinab und die Beine knickten wie dünne Äste ein.

Vilian kniete neben Chorenia und hob sanft ihren Kopf hoch. Noch immer lief Blut an ihrer Seite hinab und sammelte sich zu einer großen Lache auf dem Boden. Die junge Frau öffnete ihre Augen und blickte ihn an. „Ver ... zeih ...“, stammelte sie und verzog dabei vor Schmerz ihr Gesicht.

„Nicht sprechen“, flüsterte er und strich ihr sanft die Haare aus dem Gesicht. Er musste sich zusammenreißen wie noch nie in seinem Leben. Vilian kämpfte mit

den Tränen, denn sie sollte ihn nicht weinen sehen – nicht in diesem Moment. Sie sollte nicht den Eindruck bekommen, dass er sie aufgab. „Was soll ich denn jetzt nur tun?“, dachte er verzweifelt. Warum war ausgerechnet in diesem Augenblick niemand mehr bei ihm? Als hätte er diesen Gedanken vernommen, kniete plötzlich Torok an Vilians Seite. Er betrachtete Chorenias Wunde und riss dann ein Stück Stoff von seinem Mantel ab. „Geh“, sagte er mit einem Kopfnicken in Richtung des Turmes. „Ich kümmere mich um sie. Eil dich, es kommen viele den Berg hinauf, ich habe die Schritte gehört. Mach dem ein Ende, Vilian.“

In seinem Inneren zerbrach in diesem Moment etwas, doch der junge Kaiser erhob sich und schritt mit versteinertem Blick auf den finsternen Eingang der Turmhalle zu, in dem er schließlich verschwand. Torok verband die Wunde der jungen Frau so gut es ging, doch er wusste, dass das Leben sie langsam verließ ...

Tiefste Finsternis umhüllte ihn, sowie er den Eingang passiert hatte. Es war, als ob selbst das trübe Licht des Tages diese Halle und ihren Schrecken mied. Zum Glück leuchtete seine Waffe und verschaffte ihm Sicht in dieser fast greifbaren Schwärze. Er sah nichts als nackte Steinwände und einige zerrissene Tücher, die von der hohen Decke der Halle herabhingen. Langsam schritt er hindurch, immer darauf gefasst, von etwas angegriffen zu werden – doch nichts geschah. Er gelangte an das andere Ende der Halle, an dem der Aufstieg in den Turm in Form einer sich windenden Treppe auf ihn wartete. Vilian musste über Geröll und einige morsche Balken hinwegsteigen, dann befand er sich am Fuß der Turmtreppe. Die Mauer des Turms

wies einige Löcher auf, durch die der Regen peitschte und Wind hindurchpfeff – doch seltsamerweise drang auch hier kein Licht hinein. Nur seine Klinge bot ihm nach wie vor Licht, das jedoch auch nur wenige Schritte weit reichte.

Die Stufen waren aus Holz und knarrten und knisternten gefährlich, als er sie betrat. Je höher er gelangte, desto morscher schienen sie zu werden und Vilian wog jeden Schritt genau ab, bevor er ihn machte. Trotz aller Anspannung konnte er sich nicht richtig auf seine Aufgabe konzentrieren. Seine Gedanken kreisten die ganze Zeit um Chorenia; er verspürte die Sorge um einen Menschen, wie er sie noch niemals zuvor verspürt hatte.

Schlagartig wurde er aus seinen Grübeleien gerissen, als er in eine Stufe einbrach und mit dem linken Bein feststeckte. Nur mit Mühe konnte er es wieder herausziehen. Kalter Schweiß lag klebrig auf seiner Stirn und sein Herz schlug vor Schreck so heftig, dass er es bis zum Hals hinauf spürte. Die nächsten Stufen betrat er wieder äußerst vorsichtig, bis er endlich zu einer runden Kammer gelangte, deren Fußboden fester zu sein schien. Diese Kammer bestand aus zwei Ebenen, von denen die obere über eine weitere, schmale Treppe zu erreichen war. Sie schien auch zugleich die oberste Ebene des Turmes zu sein, denn die Dachkonstruktion war zu erkennen. Eigenartig an dieser oberen Etage war ein riesiger Topf, der auf einem Holzfeuer stand, aus dem unaufhörlich übelriechender Qualm aufstieg, der durch ein Loch im Dach nach draußen entwich. Dies war also der ursächliche Grund für den seltsamen, finsternen Nebel, der überall herrschte. Doch

irgendjemand musste dieses Feuer auch am Leben erhalten – aber wer?

Vilians Nerven waren zum Zerreißen gespannt und er blickte sich gehetzt zu allen Seiten um. Die beiden Teile dieser Kammer sahen wie eine alchemistische Werkstatt aus; dies musste das Zentrum des Bösen sein. Doch wo steckte sein Gegner; wo war die tiefe Finsternis, von der Torok gesprochen hatte? Vilians Schwert Achtelon leuchtete nach wie vor stark, was ein Zeichen der Anwesenheit des Feindes war, aber der zeigte sich noch immer nicht.

„Wo bist du?“, zischte der junge Kaiser leise und eher für sich selbst, um seine Stimme zu hören. Die beiden rotglühenden Augen sah er zunächst nicht, als sie wie aus dem Nichts hinter ihm auftauchten. Doch spürte er die Blicke und eine Eiseskälte durchströmte seinen Körper plötzlich. Langsam, fast wie gelähmt drehte Vilian sich um und starrte auf die beiden glühenden Punkte und die tiefste Schwärze um sie herum, die er jemals gesehen hatte. Fast schien es so, als ob angesichts dieser Finsternis jedes Licht aufgehört hatte zu sein. Er stand fassungslos jenem Albtraum gegenüber, über den er in seinen Kindertagen immer gehört – und an den er eigentlich nie geglaubt hatte. Erst das Vibrieren Achtelons löste ihn wieder aus seiner Starre.

„Das Schwert der angeblichen Einheit – so existiert die verfluchte Klinge also tatsächlich noch“, donnerte eine lautkrächzende Stimme, die von überall herzukommen schien. „Doch ich benötige sie nicht mehr, denn meine Macht ist auch ohne sie wieder ins Unermessliche gewachsen, wie du armseliger Wurm siehst“, fuhr die Stimme fort und der dunkle Schatten wuchs dabei bis an die Decke des Turms.

Kurz darauf wurde er wieder kleiner und erhielt seine ursprüngliche, wenn auch unbestimmte Größe zurück. Dann schwebten die roten Punkte und mit ihnen die Schwärze um Vilian herum und musterten ihn.

Das Herz des jungen Kaisers raste so heftig, dass er Angst bekam, es würde seine Brust sprengen.

„Du fürchtest dich“, zischte die Stimme nun gefährlich leise. „Und du fürchtest dich zu Recht“, ergänzte sie und ein heiseres, höhnisches Kichern folgte den Worten. „Kaiser von Tharon – Kaiser ohne Stadt, weil ich sie zerstört habe. Wie fühlt es sich an, ohne Heimat zu sein? Du antwortest nicht? Hat dir die Angst also die Sprache verschlagen. Angst liegt offenbar in deiner Familie. Man sagt, dein Vater habe in seinen letzten Momenten gewimmert wie ein kleines Kind.“

„Mein Vater ist für seine Stadt und unser Volk gestorben – wie ein Held“, antwortete Vilian nun endlich, nachdem seine aufkeimende Wut die Furcht zurückdrängte.

„Auf der Flucht gestorben wie ein Feigling“, fauchte die Stimme hingegen.

„Elender“, rief Vilian und wollte mit Ahtelon nach dem Schatten schlagen, doch im letzten Moment hielt er sich zurück, denn die Worte Murions, des Meereskönigs fielen ihm wieder ein, dass der dunkle Fürst nicht mit Waffengewalt zu besiegen sei. Diese Worte hatten sich Vilian ins Gedächtnis gebrannt und sie hielten ihn tatsächlich zurück.

Zum Ärger seines Gegners, wie es seltsamerweise schien, denn die beiden roten Punkte glühten vor Zorn auf. „Fehlt es dir auch dazu an Mut, Schwächling?“ höhnte die Stimme wieder. „Dein Ahne besaß zumindest genügend davon, gegen mich anzutreten – wenn

auch nicht allein, sondern mit Hilfe der verfluchten Alven. Doch du versagst vollkommen.“

„Du wartest scheinbar darauf, dass ich mit dem Schwert zuschlage“, antwortete Vilian mit zusammengekniffenen Augen. „Was führst du im Schilde?“, murmelte der junge Mann und betrachtete seinen Gegner mit scharfem Blick.

„Versager“, brüllte der finstere Fürst durch die Kammer und es hallte vielfach von den Wänden des Turms wider.

Vilian dachte angestrengt nach. Es war mehr als offensichtlich, dass dieses Wesen erreichen wollte, dass er mit seiner Waffe, welche dem Finsteren schon einmal zum Verhängnis geworden war, zuschlug. Schlagartig fiel Vilian auch jene Szene ein, die er in seinem Traum in den Wäldern von Thune gehabt hatte. Der Traumaugure hatte ihn gefragt, ob es ihm gefiel, mit der Waffe über den dunklen Herrscher gesiegt zu haben, der nur noch in der Gestalt eines alten Mannes vor ihm gestanden hatte. Welchen Zusammenhang gab es dabei und welche Bedeutung hatte sein Traum?

„Du hast versagt, so wie deine ganze Familie versagt hat“, hetzte die Stimme wieder. Sein finstere Widersacher versuchte eindeutig, Vilian zu reizen. „Und du wirst auch deinen Stammbaum nicht mehr weiterführen“, zischte das Wesen höhnisch, „denn sie haucht gerade ihr Leben aus. Oh ja, sie macht ihre letzten Züge und du bist schuld daran, denn du hast sie ja zu diesem für euch so erfolglosen Unterfangen mitgenommen. Ich habe alles von Anfang an beobachtet und wusste immer, wo du und deine armselige Gemeinschaft euch aufgehalten habt. Ich wusste wo ihr wart und was ihr tatet, du Narr.“

Wieder folgte ein furchtbares, zynisches Lachen, das den Turm regelrecht erschütterte. Die Erwähnung Chorenias war wie ein Schlag in den Magen für Vilian. Dieses verfluchte Wesen lachte über ihr Schicksal und hatte Gefallen an dem Schmerz, den er empfand. Zudem kamen tatsächlich Schuldgefühle in Vilian hoch und er hasste seinen Gegner dafür, dass er offenbar recht hatte. Der junge Mann spürte, wie dieser Hass immer größer wurde. Er griff seine Waffe so fest, dass seine Knöchel weiß wurden.

„Du kannst es nicht, du kannst mich nicht töten. Es fehlt dir der Mut – obwohl du es gern möchtest, du Versager.“

„Schluss jetzt – stirb“, schrie Vilian außer sich vor Zorn und schwang Achtelon über seinen Kopf, um die Klinge durch die Schwärze vor sich zu treiben. Das Schwert erstrahlte noch heller und fünf Strahlen traten aus der Spitze aus, die sich ineinander verschlangen. In diesem Licht sah der junge Mann die wahre Gestalt seines Gegners: Es war in der Tat ein alter, gebeugter Mann, dessen Blick so seltsam leer war, als er das Schwert anstarrte, welches ihn im nächsten Moment treffen sollte.

Dieser Blick war es, der Vilian dazu brachte, seinen Hass augenblicklich fahren zu lassen und die Waffe zu senken. Der alte Mann verschwand wieder hinter der Schwärze und den beiden rotglühenden Augen. „Versager, wehre dich endlich“, brüllte die Stimme außer sich vor Wut.

Zwei Krallen schossen aus der Finsternis hervor und bedrohten Vilian, doch der junge Kaiser ließ sich nun nicht mehr beirren. Er stellte seine Waffe mit der Spitze auf den Boden und rief gegen das Geschrei und

die Flüche seines Gegners an: „Meister Wengard, erwacht.“

„Was ..., was rufst du?“, fragte die Stimme deutlich irritiert.

„Erwacht aus Eurem Schlaf, Meister Wengard. Erwacht und vertreibt den bösen Geist aus Euch.“

„Wahnsinniger, was willst du von mir?“, schrie die Stimme der Finsternis, während die glühenden Augen unruhig hin und herwanderten.

„Er ist nicht stark, er ist nur ein Trug. Kämpft dagegen an und werdet wieder Ihr selbst, Meister Wengard“, sprach Vilian unbeirrt weiter. Selbst der unmenschlich laute Schrei, der alles zum Erzittern brachte, lenkte ihn nicht ab.

„Sie wird sterben – du wirst sterben ... ich töte dich. Alles wird niedergehen.“

„Er weicht bereits, Meister Wengard. Erwacht nun und vertreibt ihn in die ewige Nichtigkeit seines Seins.“

„Was ..., was ist hier geschehen ..., wo bin ich?“, fragte eine andere Stimme nun plötzlich verwundert.

„Nein ... du bist nicht mehr Herr deines Körpers, weiche wieder zurück“, schrie der finstere Fürst wieder und die roten Augen flammten noch einmal auf.

„Meister Wengard, erwacht und seid stark“, rief Vilian und hob seine Klinge erneut in die Höhe. Wieder wurde die Finsternis von dem vielfachen Licht Achtelons verdrängt und der Kaiser sah den alten Mann, der sich am Boden krümmte und mit sich selbst zu ringen schien.

„Was geschieht ..., was geschieht hier mit mir?“, stammelte er mit verzerrtem Gesicht.

„Das böse Wesen hat Besitz von Euch ergriffen, Meister Wengard. Es wollte durch Euren Tod auch Besitz von mir ergreifen, doch ich ließ das nicht zu, denn es ist im Grunde schwach“, rief Vilian ihm zu. „Wehrt Euch dagegen. Seht in dieses Licht und verjagt das Böse. Seine angebliche Macht ist nur Trug.“ Vilian kniete sich zu dem alten Mann nieder und redete weiter auf ihn ein.

„Er ist ...ist so stark ... so stark und ... so furchtbar böse“, rief der alte Mann voller Panik.

„Stirb endlich, alter Narr“, krächzte die Stimme der Finsternis dazwischen.

„Berührt das Schwert. Meister, berührt das Schwert und vertreibt ihn endgültig. Er ist schwach und nur scheinbar mächtig“, widersprach Vilian der bösen Stimme wieder.

Der alte, gekrümmte Mann streckte zitternd seinen Arm aus und versuchte der Aufforderung nachzukommen.

„Narr, ich töte dich, wenn du es berührst.“

„Nein, berührt es, er wird dabei sterben. Vertraut mir, Meister.“

Wieder streckte der Alte seine Hand aus. Vilian kam ihm entgegen, ergriff sie und führte sie an das leuchtende Schwert. Die Hand des alten Mannes umfasste den Griff Achtelons. Er fing plötzlich an, wild mit dem Oberkörper zu zucken. Das Gesicht verzog sich zu einer Fratze und ein langgezogener, unheimlich gequält klingender Schrei entwich seiner Kehle. Gleichzeitig entstieg eine schwarze Rauchsäule der Brust des Meisters, welche die Gestalt eines Bären annahm, dann zu einem Berglöwen, einem Wolf, einem großen Aasvogel und schließlich immer mehr schwindend zu einem

winzigen, echsenähnlichen Wesen wurde, das am Ende zu Staub zerfiel, den ein frischer Wind wegwehte, der plötzlich durch den Turm zog. Auch die tiefe Finsternis, die selbst das Licht von draußen ferngehalten hatte, verschwand nun und helle Strahlen fielen durch die etlichen Mauerspaltten und Ritzen.

Der alte Mann lag zitternd aber unversehrt vor Vilian auf dem Boden. Sein Atem beruhigte sich langsam wieder und er sah den jungen Kaiser verständnislos an. „Was ..., was ist mit mir geschehen ...?“

„Ihr seid wieder Ihr selbst, Meister Wengard. Ihr habt das Böse besiegt und vertrieben. Ich glaube sogar, Ihr habt es endgültig vernichtet“, antwortete Vilian mit ruhiger Stimme.

„Wer seid Ihr?“, wollte der Meister wissen.

„Mein Name ist Vilian Tauris. Ich bin hier, um Euch wieder hinaus an das Licht zu führen.“

„Tauris? Seid Ihr ein Spross der kaiserlichen Familie?“

„Ich bin der Kaiser ..., war der Kaiser von Tharon. Die Stadt existiert nicht mehr – aber das ist eine lange Geschichte. Ihr müsst Euch nun ausruhen. Kommt mit hinaus“, sagte Vilian und half dem alten Mann langsam auf. „Wartet einen Augenblick“, sagte er dann und stieg die Stufen zur oberen Ebene hinauf, wo er das Feuer unter dem großen Topf löschte und nur ein Scheit als Fackel mitbrachte. Dann gingen sie gemeinsam zur Treppe und stiegen hinab. „Seid vorsichtig. Einige der Stufen sind morsch und halten nicht mehr“, warnte Vilian den Alten.

„Ich habe keinerlei Erinnerung mehr daran, wie ich hier heraufgekommen bin“, antwortete der Meister noch immer verwirrt.

„Viel ist geschehen, an das Ihr Euch sicher nicht mehr erinnern könnt. Lasst uns zunächst sicher hinabsteigen, dann erzähle ich Euch möglichst alles.“ Vilian zeigte dem alten Mann die gefährlichen Stellen der Treppe und versuchte ihm dabei zu helfen, sie zu überwinden. Die anfängliche Schwäche des Meisters schien zu schwinden und seine Schritte wurden immer sicherer. Schneller als erwartet erreichten sie den Fuß der Treppe und schritten durch die Halle und schließlich gemeinsam durch die Tür nach draußen. Im Burghof der Ruine kniete Torok noch immer bei Chorenia. Der Blick des Boa war eine Mischung aus Resignation über den Zustand der jungen Frau und Verwunderung über die Anwesenheit des alten Mannes, der mit Vilian herauskam.

Der junge Mann hatte in diesem Moment jedoch nicht die Kraft für Erklärungen, sondern sank neben Chorenia auf die Knie und strich ihr mit zitternden Händen über das bleichgewordene Gesicht. Sie öffnete die Augen, war aber so kraftlos, dass sie diese nicht lange aufhalten konnte. Tränen Vilians fielen auf ihr Gesicht und der junge Mann schluchzte auf.

„Was ist mit ihr?“, fragte Meister Wengard und beugte sich ebenfalls hinab zu ihr. „Meine Güte, sie hat sehr viel Blut verloren“, stellte er fest, als er die Lache neben der jungen Frau sah. Er berührte mit der Hand ihre Stirn.

„Ein ... Schwerthieb ... hat sie getroffen“, erklärte Vilian, dessen Stimme beinahe versagte.

„Sie steht am Scheideweg zwischen Leben und Tod“, nickte der alte Mann ernst. „Wenn ich doch nur ... den Sud des Todespilzes ...“

„Was?“, rief Vilian aufgeregt.

„Oh, sein Name lässt Einiges erahnen. Er ist zu bösen Dingen brauchbar aber er kann auch durchaus heilen, wenn man ihn als Sud auf Wunden tunkt.“

„Der Kessel – auf der Turmspitze“, rief der Kaiser und sprang auf. „Die befreiten Sklaven haben von einem Trank berichtet, den der finstere Fürst mit diesem Pilz bereiten wollte.“

„Beim Wissen der Alten, ich ... er hat ihn gebraut und in die Luft steigen lassen, um ...“ rief Meister Wengard erschrocken.

„Die Toten zu wecken“, ergänzte Torok nickend.

„Wenn das dort oben wirklich der Sud aus dem Todespilz ist, so bringt mir schnell etwas davon – und ein Tuch“, sagte Wengard hastig.

Vilian lief wie von Dämonen gehetzt los, stürmte durch die Turmhalle und eilte ohne Vorsicht die Treppe hinauf, so schnell er nur konnte. Oben angekommen suchte er nach einem Gefäß, fand einen alten Topf und schöpfte damit etwas von dem noch immer übel stinkenden Gebräu ab, mit dem er ebenso schnell wieder nach unten lief. Wieder draußen angekommen, reichte er Meister Wengard den Topf.

„Gute Güte, das ist mehr Todespilz, als ich je zuvor gesehen habe“, bemerkte der alte Mann erstaunt und tunkte dann ein Stück Stoff in die schwarze, stinkende Brühe. Dann wrang er das Tuch etwas aus und legte es Chorenia vorsichtig auf die Wunde. Er hielt das Tuch fest und murmelte dabei unverständliche Worte. Als er es nach einigen Minuten wegnahm, hatte die Wunde tatsächlich aufgehört zu bluten. Wengard nickte und wiederholte die Prozedur noch einige Male. War es nur die Hoffnung, die Vilian trug oder atmete Chorenia plötzlich wieder tiefer und gleichmä-

ßiger? Der junge Mann blickte Wengard flehend an, doch der Meister zeigte mit keiner Regung seines Gesichtes, was er dachte. Nachdem er jedoch nochmals die Wunde mit dem Tuch bedeckt hatte und es wieder wegnahm, nickte er zufrieden. „Sie ist stark, sehr stark sogar. Das Leben wird in sie zurückkehren, doch sie braucht dazu Ruhe. Schaffen wir sie fort von hier nach Arnlage.“

„Es gibt die Stadt nicht mehr“, antwortete Vilian bedauernd.

„Wie bitte?“, fragte Wengard entsetzt.

„Es gibt leider so gut wie keine Stadt mehr im Siebental, die noch existiert“, fuhr der junge Mann fort.

„Bei allem was gut und richtig ist. Was habe ich nur getan?“ flüsterte der alte Mann und schlug die Hände vor das Gesicht, als diese Erkenntnis in ihm aufstieg.

„Ihr habt keine Schuld daran, Meister. Es war der böse Geist, der Besitz von Euch ergriff“, versuchte Vilian ihn zu beruhigen.

„Das Letzte ..., an das ich mich erinnere ..., war der ... Bär. Ja, der riesige Bär, der eines Morgens aus dem Wald heraustrat, auf mich zustürzte und mich biss. Ich erinnere mich noch an diese entsetzlichen glühenden Augen - es war ein Monstrum.“

„Er war es“, nickte Vilian. „Er hat verschiedene Gestalten angenommen und ist so schließlich zu Euch gekommen. Weshalb er Euch wählte, werden wir wohl niemals erfahren.“

Im selben Moment wurde das Gespräch von einigem Lärm unterbrochen, den Reiter verursachten, die den Weg vor dem Tor hinaufkamen und dann in den Innenhof einritten. Es waren Ehrenreich, Tornhart, Ludgard und ihre Männer, die offenbar am Ende siegreich

in der Schlacht gewesen waren. Auch Rorrah und Tiguval befanden sich darunter und stürzten sich sogleich auf ihre Freunde, um sie zu umarmen. Viele verwunderte und auch skeptische Blicke fielen auf Meister Wengard – und etliche bestürzte auch auf Chorenia.

„Was ist mit ihr?“, riefen der Alve und der Dwane beinahe gleichzeitig und beugten sich zu ihr nieder. Auch Ehrenreich kam hinzu und blickte besorgt auf die junge Frau. Es bedurfte nun einiger Erklärungen der Geschehnisse, die sich hier in der Burgruine abgespielt hatten.

Vilian bemühte sich darum, alles so kurz wie möglich, aber auch präzise und verständlich zusammenzufassen. Staunend und gefesselt hörten ihm die Anwesenden zu und bejubelten ihn, als er vom Ende der Finsternis berichtete. Als sollten seine Worte dadurch noch unterstrichen werden, brach plötzlich die Nachmittagssonne durch die Wolkendecke hindurch, die sich mehr und mehr auflöste. Die wärmenden Strahlen trafen erschöpfte Gesichter und erzeugten neuen Mut bei den vom Kampf gezeichneten Menschen.

Für weiteren Jubel hatte Vilian nun jedoch keine Zeit und keine Lust, denn er wollte für Chorenia einen passenden Ort für ihre Genesung suchen. „Sie ist noch sehr schwach und benötigt dringend Ruhe. Wo können wir sie nun hinbringen?“, fragte er.

„Zu uns in die Berge. Wie Ihr wisst haben wir dort alles Nötige an Medizin, was sie braucht“, antwortete Ludgard. „Außerdem ist das im Moment der einzige Ort, den wir hier noch haben.“

Vilian blickte Wengard fragend an und der alte Mann nickte. Rasch wurde für Chorenia ein Schleiffrage ge-

baut und an ein Pferd gebunden, so dass die Gemeinschaft bald wieder von diesem ehemals düsteren Ort aufbrechen konnte.

Die Gefährten schritten neben der Trage her und achteten auf die junge Frau. Während sie den Zweikopf verließen erklärte Ehrenreich nun, was in der Schlacht geschehen war: „Es sah schlimm für uns aus“, begann der Veromane. „Nachdem ihr fortgegangen seid, schlugen wir uns mit diesen untoten Monstren herum und versuchten sie zu besiegen. Doch das war sehr schwer und am schlimmsten war, dass unsere getöteten Brüder sich wieder erhoben und dann auch gegen uns kämpften. Viele unserer Männer waren verzweifelt, denn es kamen noch weitere Feinde aus dem Süden hinzu. Wir kämpften ohne Hoffnung und schienen zu verlieren, als die Gegner plötzlich alle umfielen und dann wirklich tot liegen blieben.“

„Sein Wille hat sie alle geleitet“, nickte Vilian. „Als er selbst verging, war es auch mit ihrem unnatürlichen Leben vorbei.“

„Es war furchtbar und grausam“, bemerkte der Veromane düster.

„Zumindest ist es jetzt vorbei und auch seine anderen Schöpfungen sind fast alle getötet oder verschwunden“, bemerkte Rorrah Kan. „Dieser Alve hier und meine Wenigkeit haben die letzten Angehörigen der Brut dort hinten an Berg niedergemacht. Es war nicht leicht ihnen beizubringen, dass für sie und uns gemeinsam kein Platz auf dieser Welt ist – aber wir haben sie am Ende doch höflich davon überzeugt“, fuhr der Dwane in seiner unverwechselbaren Art fort.

„Doch die größte Tat hat Vilian begangen“, bemerkte Tigival und deutete auf den jungen Mann. „Er hat

sich dem Bösen gestellt und den Feind besiegt“, sagte der Alve und alle gaben ihm Recht.

„Nein“, wehrte der Gelobte kopfschüttelnd ab. „Meister Wengard hat die Finsternis aus sich vertrieben, so dass sie außerhalb seines Körpers keine Lebenskraft mehr besaß und verging. Ich habe daran keinen Anteil.“

„Die Bescheidenheit ist eine Tugend, mein Sohn“, sagte Wengard lächelnd. „Doch zu viel davon stellt das eigene Licht unter den Scheffel. Ihr habt mich von der Finsternis befreit – dafür all mein Dank.“

„So ist es, ein Hoch auf den Kaiser, ein Hoch auf Vilian Tauris, dem Erben von Tharon“, rief Rorrah aus und alle stimmten mit ein.

So ging es noch eine Weile fort, bis sie endlich in der Bergsiedlung der Widerständler des Siebentals angekommen. Dort wurde sofort in einer der Höhlenwohnungen ein Krankenlager für Chorenia eingerichtet. Die gesamte Gemeinschaft kümmerte sich fortan um die junge Frau, die in den nächsten Tagen sehr schnell wieder gesund und kräftig wurde, so dass sie aufstehen konnte. Niemand war froher darüber, als Vilian, der nun erst richtig verstand, was Chorenia ihm bedeutete. Diese junge Frau, die einstmals seine Bedienstete gewesen war und die er vollkommen ignoriert hatte, war nun zu seinem Leben geworden.

Im Laufe der nächsten Tage wurde deutlich, dass sich die Nachricht vom Erfolg der Gemeinschaft des Schicksals und des Sieges über das Böse offenbar sehr schnell verbreitete. Bald schon trafen Delegationen aus allen möglichen Ländern im Siebental ein und kamen schließlich in die Bergsiedlung. Aldanon, der Fürst der Alven und seine Tochter Liana erschienen

als erste mit Abordnungen ihrer beiden Stämme an. Doch auch andere Völker sandten ihre Vertreter, so dass die Bergsiedlung bald zum Ort eines neuen Völkerrates wurde.

Vilian erklärte dort die Erneuerung des Bundes der Völker und Tharon-Osra zur neuen Stadt seiner Regentschaft. „Die Stadt am Fluß Ihreas soll künftig der Ort unserer Zusammenkunft und die neue Heimat meines Volkes sein – und wenn ihr alle es wünscht, auch die Heimat des neuen Rates, wie es einst Tharon war.“

„So wie eure Gemeinschaft war, so sollen die Völker miteinander leben – vom Siebental bis an das Meer von Aschtia und darüber hinaus“, sagte Aldanon feierlich und alle ließen diesen neu ausgesprochenen Bund erneut hochleben.

Etwas abseits vom Geschehen stand eine hochgewachsene Gestalt und beobachtete alles mit einem leichten Lächeln auf den Lippen. Der mit einem sichtbar hohen Alter behaftete Mann trug eine weiße Robe und einen roten Reitermantel darüber. Ein langer, weißer Bart wuchs ihm fast bis zu den Knien, doch der Mann war weder gebeugt, noch schien ihm die Last seines Alters an anderer Stelle einzuschränken. Ganz im Gegenteil, seine Augen leuchteten und strahlten eine regelrecht jugendliche Lebenslust aus.

Als die Versammlung sich langsam auflöste, nutzte er die Gelegenheit und begab sich zu Vilian hinüber, der ihn verwundert aber auch interessiert anblickte.

„Ihr habt Eure Sache sehr gut gemacht, Herr“, sprach der Alte den Kaiser an. „Ihr habt vollendet, was Euer Ahne begonnen hat. Und Ihr habt es weise getan, denn das Böse ist nun endgültig gewichen.“

„Kenne ich Euch?“, fragte Vilian verwundert. „Mir ist, als müsste ich Euch kennen. Ihr seid mit den Hochländern aus Kayhlien geritten, nicht wahr?“

„Mein Name ist Marwinar und ich komme in der Tat von daher, wo Ihr mich verortet habt.“

„So seid Ihr jener Druidenmeister, von dem in meiner Familie so häufig berichtet wurde? Verzeiht mir, dass ich Euch bisher immer für einen Mythos hielt“, bemerkte der Kaiser und betrachtete sein Gegenüber nun noch interessierter, aber auch ein wenig scheu, denn er hatte eine sagenumwobene Gestalt vor sich, deren Alter er nicht einmal erahnte.

„Vieles wurde wahrscheinlich von mir berichtet, was tatsächlich eher Mythos als Wahrheit entspricht“, entgegnete Marwinar bescheiden und winkte ab. „Und doch bin ich der einstige Hochmeister der Druiden und blicke auf all die Jahre von Beginn der Finsternis bis heute zurück. Das Schwert, das Ihr tragt und das Euer Ahne Yardoan schmiedete, beinhaltet die Kraft der Letzten meines Ordens, die wir zusammenführten, als unser damaliger Hochmeister von uns abfiel.“

„Ihr kanntet den Feind“, stellte Vilian nickend fest.

„Ja, ich kannte ihn, als er noch nicht vom Bösen beseelt war. Eben deshalb danke ich Euch für Eure Entscheidung, die Ihr getroffen habt. Dargmon war ein junger Mann, als er die Würde des Hochmeisters erlangte. Er war ungestüm und manchmal auch hochmütig, was seine magische Kunst anging. Doch im Grunde war er nicht wirklich böse – er wurde gar mein Mentor und mein Freund. Doch die finsternen Kräfte Amun Nurs bemächtigten sich seiner Seele und als seine große Liebe einem Attentat erlag, verwandelte er sich vor Kummer und Hass in jenes Wesen, das wir seitdem Jahr-

hunderte bekämpften. Ich habe also Anfang und Ende erlebt.“

In diesem Moment kam Aldanon hinzu und begrüßte seinen alten Freund und Weggefährten mit einer herzlichen Umarmung. Die beiden Altvorderen, wie Vilian sie heimlich bezeichnete, umgab ein fast mystisches Leuchten und sie strahlten Weisheit und Wissen von Jahrtausenden aus, dessen war sich der junge Kaiser bewusst. Doch sie waren nicht unnahbar, sondern sie erzählten wie selbstverständlich aus ihren Leben und ließen Vilian daran teilhaben.

„Es ist ein gutes Ende, das wir nun erleben“, bemerkte der Alvenfürst nach einer ganzen Weile.

„Ja, das ist es“, nickte Marwinar bestätigend und lächelte ...

-Ende der Tharon-Saga-





Björn Harmening, Jahrgang 1966, lebt und arbeitet in der Industriestadt Salzgitter. Zusammen mit seiner Familie bewohnt er ein altes Fachwerkhaus im alten Kern der Stadt.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit bei einem niedersächsischen Automobilhersteller, bei dem er derzeit als Mitglied des Betriebsrates die Interessen seiner Kolleginnen und Kollegen vertritt, hat er sich dem Sport – vor allem dem koreanischen Kampfsport, dem Laufen und dem Krafttraining verschrieben.

Mit dem Schreiben hat er bereits vor über 20 Jahren begonnen. Die drei Teile mit dem ursprünglichen Titel „Der Kaiser von Tharon“ waren dabei sein Erstlingswerk. Das inzwischen auf neun Bände angewachsene Fantasy-Epos erscheint nun erstmals insgesamt im Taschenbuchformat und ergänzt so die erfolgreiche E-Book-Serie der Tharon-Saga. Daneben gibt es von ihm noch Titel aus anderen Genres, die ebenfalls als Taschenbücher und in elektronischer Form erhältlich sind.

Viele seiner politischen Texte sind auf seiner privaten Homepage (www.ascia-in-silva-ebooks.homepage.t-online.de) erhältlich. Darin äußert er sich vor allem zu sozialen Themen, aber er schreibt auch Gedichte und Kurzgeschichten, die kostenlos als PDF zum Download bereitstehen.